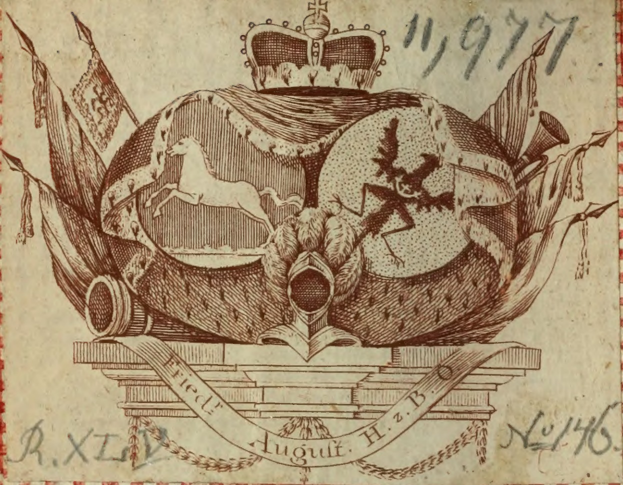


11,977
R. XLV
No 146.

Der Universitätsbibliothek zu Toronto
als Geschenk überreicht
von
der Königlichen öffentlichen Bibliothek
zu Dresden (Königreich Sachsen)
1892

2784

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/biographien03plut

MARCELLVS.

Plutarch: Vitae parallelae
LGr
P737v
Gs

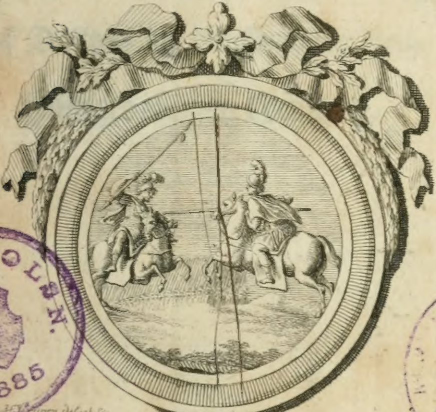
Biographien des Plutarchs

mit Anmerkungen.

Von
Gottlob Benedict von Schirach.

Dritter Theil.

DEPARTMENTAL LIBRARY.



BIBL. OLSN. 1885
BIBLIOTHEK DRESDEN
Doublette

Berlin und Leipzig,
bey George Jacob Decker, 1777.

24800

Der

F r a u

Gräfin von Baſſewitz,

auf Dallwitz im Mecklenburgſchen,

Hochgebohrnen Gnaden.

Wenn ich die Gaben des Geiſtes des Plutarchs beſäße, ſo würde ich, ſtatt dieſer Zueignungs-Schrift, eine Lobſchrift von **Ihnen, Gnädige Gräfin**, dieſem Theile der von mir überſetzten Plutarchiſchen Biographien vorſetzen. Aber durch das Gefühl meines Unvermögens eingeſchränkt, kann ich **Ihnen** nur dies geringe Opfer meiner unendlichen Verehrung darbringen, und überzeugt, daß **Sie** es gnädig aufnehmen werden,

den, Ihnen dieſen Theil meiner Ueberſe-
tzung mit froher Zuverſicht widmen.

Die meiſten jener berühmten Frauen
des Alterthums, denen Plutarch die noch
jetzt vorhandenen Denkmäler in ſeinen
Schriften errichtet hat, verdienen mit
Ihnen eben ſo wenig in Vergleichung zu
kommen, als Plutarch mit den meiſten
neuern Geſchichtſchreibern. Eigenſchaften
welche den Adel des Geiſtes über den Adel
der Geburt erheben, der hellſte und zu-
gleich feinſte Verſtand, genährt durch
Lectüre, bereichert durch die mannichfaltig-
ſten Kenntniſſe, und eine Güte des Her-
zens, die durch Weisheit gelenkt, und
durch Thätigkeit über eine Menge von
Menſchen, die ihre Wohlthäterin ſegnen,
ausgebreitet wird. — An wie wenigen
in der Welt kann man dieſe Eigenſchaften
bewundern, ſo wie ſie an **Ihnen** von
allen denen, die das Glück haben Sie zu
ken-

kennen, bewundert werden. Und käme es auf Beweiſe von Denkwürdigkeiten dieſer hohen Tugenden an, wie viele könnte ein Plutarch von **Ihnen** erzählen, wie glänzend würde das Verdienſt in der Stille, und die Thätigkeit ohne Geräuſch, erſcheinen! Allein **Ihrem** edlem Herzen werden die fortdauernden Empfindungen der innigſten Verehrung ſo vieler bis in die fernſten Zeiten die würdigſten Lobredner ſeyn.

Seelen die groß denken, ſind freylich über das Lob, das ſo oft nicht der Preis der Tugend als des Glücks oder gar niedriger Umſtände iſt, erhaben, und ihr Werth wird dadurch nicht erhöht, aber der andern Menſchen wegen iſts nöthig, daß Verdienſte und Vorzüge des Geiſtes und Herzens geprieſen werden. Erhabne Muſter reizen zur Nachahmung, und Bewunderung erhebt die Seele, dehnt ſie

 gleich=

gleichſam aus, und macht ſie geſchickter zu allen guten und ruhmwürdigen Unternehmungen. Wer nicht ganz ſtumpf oder verderbt iſt, muß durch das Lob und die Kenntniß ſchöner, großer vorzüglicher Eigenſchaften, ſelbſt edler und beſſer werden. — So betrachtete Plutarch die Vortreflichkeiten großer Männer in der Geſchichte wie in einem Spiegel, und ſuchte ſich ihnen gleich zu bilden. O welch Vergnügen, ruft er aus, könnte gröſſer ſeyn! welches zur Verbeſſerung unſers Charakters wirkſamer! *)

Griechenlands Weiſe verſtanden den Vortheil, den ſie daher zur Bildung der Jugend, zur Erzeugung großer Männer, zum Wetteifer in der Laufbahn der Verdienſte ums Vaterland, ziehen konnten. Die Geſchichte ihrer berühmten Männer wurde

*) Im Anfange der Biogr. des Aemilius Paulus S 75. dieſes dritten Theils.

wurde der Jugend von frühen Jahren an eingeprägt, und ſchon in den Schulen erzehlte man den Lehrlingen einzelne merkwürdige Reden, Thaten, Sentiments, die griechiſchen Sinn und Geiſt bilden konnten. Man hat, vor großem Eifer in der griechiſchen Gelehrſamkeit, nicht dran gedacht, dieſen Gebrauch auch in unſern Schulen einzuführen, und ein ſo wirkſames Mittel zur Bildung junger Gemüther anzuwenden, man hat vielmehr da am meiſten die Geſchichte vernachläßigt, wo ſie am meiſten Nutzen bringen konnte. Aber der Scharfſicht eines erhabnen Miniſters entgieng dieſe Bemerkung nicht, er zeigte wie wichtig das Studium der Geſchichte zur Erhebung des Geiſtes, zur Ermunterung der Ehrbegierde, zur Bildung der Tugend, und des Patriotismus ſey, *)

*) Sur le Patriotiſme conſidéré comme Objet d'Education dans les Etats Monarchiques. Diſcours — par Ch. Abr. Baron de Zedlitz, Miniſtre d'Etat du

und ſo werden unter ſeiner Regierung die rühmwürdigen Männer der vorigen Zeiten ähnliche für die Zukunft erzeugen.

Man kann indeſſen nicht leugnen, daß die Geſchichte der Griechen zu dieſem Endzwecke viel geſchickter war, als es die unſrige iſt. Die Materialien der Geſchichte ſind nicht dran Schuld, ſondern die Bearbeitung dieſer Materialien. Es fehlt den neuern Zeiten nicht an großen ruhmvollen Beyſpielen, es fehlt ihnen an Männern die dieſe Beyſpiele zur Bewunderung und Nachahmung bekannter machen. Die griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber machten es ſich zur beſondern Pflicht, einzelne Thaten, Reden, Anekdoten, ihrer

du Roi de Pruſſe. à Berlin, 1776. pag. 45. „Le devoir de l'inſtituteur c'eſt d'inſpirer & d'entretenir le ſentiment de l'honneur. Il montrera dans l'hiſtoire à ſes éleves les grands exploits de leur ayeux & les animera à ſuivre leurs exemples; il les inſtruira de l'hiſtoire de leur patrie & leur en rendra chers les interets.

rer berühmten Männer aufzuzeichnen und ſie der Vaterlandsgeſchichte einzuverleiben. Wie voll iſt Livius von ſolchen einzelnen Denkwürdigkeiten! Plutarch hat das Leben des Cato mit dergleichen Denkſprüchen faſt ganz angefüllt. Aber viele unſrer gelehrten Hiſtoriker würden glauben, daß ſie ſich herabwürdigten, wenn ſie dergleichen in ihre Geſchichten aufnähmen. Wie viele herrliche Denkſprüche, wie viele einzelne große Thaten unſrer Zeiten gehn verloren, die in Griechenland und Rom der Erinnrung und Bewundrung der Nachkommenſchaft wären geweiht worden!

Eben deswegen hat die alte Geſchichte noch ſo viel Reiz, und findet immer noch eher Liebhaber als die neuere. Man hat die neuere Geſchichte faſt blos zu einer Beſchäftigung der Gelehrten gemacht, und wenig ſich darum bekümmert, daß ſie ganz eigentlich die Schule der Politik und Moral

ſeyn

ſeyn ſoll. Man hat nicht bedacht, daß Regeln und Lehren ſich auf keine leichtere Art und nie feſter einprägen laſſen, als durch die Einbildungskraft, die durch gute Erzehlungen erweckt wird, und wobey die Empfindung Intereſſe nimmt. Man hat die neuere Geſchichte unfruchtbar gemacht, — und ihr die Liebe der Nation entzogen.

Ich darf nicht fürchten, **Sie, Gnädige Gräfin**, mit fremden Dingen zu beläſtigen, indem ich dieſe Gedanken niederſchreibe. **Ihr** ſchriftliches Urtheil über einige hiſtoriſche Gegenſtände iſt mir Bürge für Dero Herablaſſung auf meine Betrachtungen, und ich finde nur für nöthig, zu erklären, daß ich dabey eigentlich auf die teutſche Geſchichte Rückſicht genommen. Die Franzöſiſche iſt ziemlich verſchieden: — auch können viele in Teutſchland die franzöſiſche Geſchichte faſt auswendig, die von der teutſchen ſo viel als

nichts

nichts wiſſen — und ich mag nicht behaupten, daß es ihre eigne Schuld ſey. —

Kritiſche, bis auf Kleinigkeiten hinabſteigende, gründliche Unterſuchungen in den hiſtoriſchen Fächern, welche widerlegen, berichtigen, neue Data liefern, und ganze Geſchichtsbücher von dieſer Art ſind ſchätzbar, und machen ihren Verfaſſern eben ſo viel Ehre, als ſie der Wiſſenſchaft Aufklärung geben: aber ſoll denn dies die einzige Geſchichtsbearbeitung ſeyn? ſoll es keine andre geben? Glücklich, wer ſo wie Herr Schloezer, für den Gelehrten Nordiſche tiefe Unterſuchungen, und für den bildenden Unterricht der Jugend kleine Weltgeſchichten, abfaſſen kann! Oder wie Herr Tozen für den Mann von Kritik und den Mann von Geſchmack zugleich arbeitet! Aber wie viel iſt in dem Felde der teutſchen Geſchichte für diejenigen noch Arbeit übrig, die ſie zur praktiſchen

Politik,

Politik, und zur Schule der Moral anwenden wollen; und wie ausgebreitet nützlich würden dieſe Arbeiten ſeyn!

Die neuern Zeiten ſtehen in Abſicht großer merkwürdiger Perſonen den alten griechiſchen und römiſchen Epochen ſo wenig nach, daß ſie ſie vielmehr in einigen Stücken übertreffen. Selbſt die neueſten Jahrhunderte prangen mit mehrern und merkwürdigern Frauen, als die alte Geſchichte aufweiſen kann. Faſt bey allen großen und wichtigen Begebenheiten hatten große weibliche Genien Einfluß, und oft regierten ſie Kriege und Staaten.

Wie vielen Einfluß hatte nicht die Gemahlin des großen Iwan Waſſiljewitſch, die griechiſche Prinzeßin Sophia, bey den wichtigen Unternehmungen dieſes Wiederherſtellers des Rußiſchen Ruhms! Durch ihre Ermunterungen, Bemühungen,

gen, Anſchläge, wurde es ihm leichter der Stifter des neuern Rußiſchen Reichs zu werden.

Daß Portugall ein unabhängiges Königreich iſt, hat es der Gemahlin eines Fürſten zu danken. Nur durch ſeine Gemahlin wurde der furchtſame muthloſe Johannes IV. bewogen die königliche Krone zu ergreifen. Er war unſchlüßig, wollte nicht; ſie drang in ihn, und ſo würde Portugall frey.

Die Gelegenheit zum dreyßigjährigen Kriege gab die Churfürſtin von der Pfalz. Alle Vorſtellungen und Bemühungen hatten den Churfürſten nicht bewegen können, die angetragene böhmiſche Krone anzunehmen. Seine Gemahlin brachte ihn zum Entſchluſſe das Feuer eines langen dreyßigjährigen Krieges zu entzünden, und währendem Kriege war ſie ſo thätig, daß

 der

der unglückliche Friedrich V. durch ſie manchen Beyſtand, und unter andern Freunden die lebhafteſte unüberwindlichſte Freundſchaft des Braunſchweigiſchen Herzogs Chriſtian erhielt. *)

Die Nachrichten des Grafen von Harrach zeigen deutlich, wie viel Einfluß die ſchmeichelnde Marquiſin von Harcourt und die vielvermögende Gräfin von Perlepſch bey der Veranſtaltung des weltberufnen Teſtaments Carls II. hatten, und wie viel dieſe Frauen mitwirkten die Urſache des Spaniſchen Succeßionskrieges zu Stande zu bringen.

Der Spaniſche Succeßionskrieg wurde, Oeſterreich ausgenommen, faſt ganz von Frauen regiert. Die Prinzeßin Urſini war am Hofe zu Madrit ſo mächtig, daß

*) Memoires ſur la Mort de la Princeſſe Louiſe Juliane El. Palatine, (par Fred. Spanheim) à Leyden 1645.

daß ſelbſt der Herzog von Orléans, um ihrentwillen die wichtigſten Unternehmungen aufgeben mußte, Armee und Reich verließ, und ſelbſt zu Verſailles wegen Staatsverbrechen angeklagt wurde. Sie regierte den Hof, die Großen, die Anführer der Heere. Sie hinderte eine zeitlang den Utrechtiſchen Frieden, weil ihre beſondere Foderungen nicht erfüllt werden konnten, und ſie würde, gegen alle Gegner, gegen alle Cardinäle und Staatsmänner die Oberherrſchaft behauptet haben, wenn nicht eine andre Prinzeßin, die beſtimmte Gemahlin des Königs Philipp V. ſie eigenmächtig entfernt hätte. Und eben dieſe Eliſabeth von Parma war nachher die Urſache und Stifterin der Europäiſchen Unruhen, bis ſie die Endzwecke die ſie ſich für ihre Prinzen entworfen, erreicht hatte.

Die berühmte Maintenon war, obgleich auf eine andre Art, eben das zu

 Ver-

Verſailles, was Urſini zu Madrit war. Ihre Geſchichte iſt bekannt, aber weniger bekannt iſt es, daß Ludwig, mit dem Beynamen des Großen, keine andre Maasregeln ſeiner Miniſter gelten ließ, als die, welche Maintenon billigte, und daß er meiſtens vorher ſich von ihr ſagen ließ, was geſchehen ſollte.

Sara Marlborough ſaß am Ruder der Gegenparthey in dieſem Kriege. Dieſe begünſtigte Freundin der Königin Anna war zu London um deſto mächtiger, da ſie durch ihren Gemahl, ihren Schwiegerſohn, und den Schwiegervater einer ihrer Töchter die Armee, das Cabinet, die Schatzkammer, das Parlament beherrſchte. So lange ſie herrſchte war kein Friede zu erhalten; und dieſe mächtige Frau konnte auch von keinem Manne geſtürzt werden. Die Frau von Masham war es, die bey einer ſehr geringen Gelegenheit,

heit, der Macht der erhabnen Herzogin ein Ende ſetzte.

Welche häufige Beyſpiele von großen männlichen und weiblichen Genien liefert uns nicht die Geſchichte, und verbirgt ſie gleichſam unter dem Schwalle der mannichfaltigen Begebenheiten! Wie weit mehr ſorgten Griechen und Römer dafür, daß ſolche Beyſpiele Nachahmung erweckten! In großen Tugenden ſtecken electriſche Funken, die ſich mittheilen, und gutgeartete Seelen in Bewegung ſetzen.

Der berühmte Franzöſiſche Redner Herr Thomas hat einen guten Beytrag zur Kenntniß vieler großen Frauen geliefert, *) aber der Redner hat dem Geſchichtſchreiber nur vorgearbeitet. Ein

*) Eſſai ſur le caractere les mœurs & l'eſprit des Femmes, dans les differens Siecles, par M. Thomas, de l'Académie Françoiſe, à Amſterdam 1772.

teutſcher Gelehrter hat ſchätzbare Samm⸗lungen über dieſen Gegenſtand und, mit großer Beleſenheit eine Menge Materia⸗lien, herausgegeben, *) welche aber in der kritiſchen Geſtalt, die er ihnen gege⸗ben, nur den Gelehrten von Profeßion brauchbar ſind.

Man hat eine Menge von Lobſchriften auf das ſchöne Geſchlecht. Das ſechs⸗zehnte Jahrhundert war beſonders daran fruchtbar. Man nahm, um Beweiſe zu haben, auch die Geſchichte zu Hülfe. Cor⸗nelius Agrippa gab ſo gar 1509 eine Schrift heraus, in welcher er in dreyßig Kapiteln durch theologiſche, phyſiſche, hi⸗ſtoriſche, moraliſche und cabbaliſtiſche Be⸗weiſe, darthat, daß das ſchöne Geſchlecht in allem den Vorzug vor dem männlichen ver⸗

*) Gottfried Schütze, Doctors und Profeſſors in Hamburg, Lobſchrift auf die Weiber der alten deutſchen und nordiſchen Völker. Neue Aus⸗gabe. Hamburg 1776.

verdiene. — Unter allen den Lobſchriften findet ſich keine einzige, die den Endzweck der griechiſchen Geſchichtſchreiber, und des Plutarchs hat, zu bilden, und zu beſſern. Die meiſten Schriftſteller wollen immer zeigen, daß ſie recht viel wiſſen; und wenige zeigen, daß ſie wiſſen, was nützlich iſt.

Ich bin durch große Beweiſe von der Theilnehmung überzeugt, die Sie, gnädige Gräfin, an der Bildung der Jugend, und an der Ausbreitung aller dazu dienlichen Mitteln, ſich eigen machen. Ich bin überzeugt, daß die Anwendung der Geſchichte, nach griechiſcher Art, zur Verſchönerung der Geſinnungen, zur Bildung der Tugenden, und zur Cultur, beſonders der feinern, der dem Dienſte des Staats im vorzüglichſten Sinne gewidmeten Jünglinge, gewiß einer Ihrer patriotiſchen Wünſche iſt. Mit vollem Vertrauen

trauen konnte ich daher in dieſer Zuſchrift an Sie meine Gedanken über dieſe Materie mittheilen.

Nehmen **Sie, gnädige Gräfin,** dieſes öffentliche Opfer meiner unterthänigen Ehrfurcht mit der **Ihnen** gewöhnlichen großmüthigen Güte auf, und würdigen mich fernerhin, ſo wie bisher, der erhabnen Wohlthat **Ihres** gnädigen Wohlwollens.

Biographien

des

Plutarchs.

Timoleon.

Der Zuſtand der Syrakuſaner vor der Abfahrt des Timoleon nach Sicilien war dieſer. Nachdem Dion, der den Tyrannen Dionyſius vertrieben hatte, bald darauf meuchelmörderiſch war umgebracht worden, ſo geriethen diejenigen, welche dem Dion in der Befreyung der Syrakuſaner hatten beygeſtanden, mit einander in Uneinigkeit. Die Stadt Syrakus bekam hinter einander einen Tyrannen nach dem andern, und wurde durch die Menge der Unglücksfälle faſt eine Einöde. Das übrige Sicilien war theils ſchon durch die Kriege ſeiner Bewohner und Städte völlig beraubt, theils waren die Städte in der Gewalt von mancherley vermiſchten fremden Soldaten, die in keinem Solde ſtunden, und die Revolutionen der Oberherrſchaft gern ſahen.

Dionyſius brachte im zehnten Jahre nach ſeiner Vertreibung ein Heer von fremden Truppen zuſammen, vertrieb das damalige Oberhaupt der

Syrakuſaner, den Nyſäus, * ergrif wiederum die Oberherrſchaft, und machte ſich aufs neue zum unumſchränkten Herrſcher. Es war ſonderbar, daß ihm ehedem eine geringe Macht ein Reich, das damals eines der größten war, entriſſen hatte; jetzt wars noch ſonderbarer, daß er aus einem armen Flüchtlinge der Beherrſcher derer, die ihn vertrieben hatte, wurde.

Die Syrakuſaner, die in der Stadt blieben, gehorchten den Befehlen ihres Herrſchers, der ſonſt ſchon grauſam geweſen war, aber durch ſeine Unglücksfälle ſeinen Charakter noch mehr verhärtet hatte. Die edelſten und vornehmſten hingegen wandten ſich an den Iketes, den Fürſten der Leontiner, übergaben ſich ihm, und erwählten ihn zu ihrem Feldherrn. Er war nichts beſſer als die offenbar ſo genannten Tyrannen, aber ſie hatten keine andre Zuflucht, und ſie vertrauten

ſich

* Einige Mſct. leſen Νησαῖον; einige Erklärer und Ueberſetzer glauben, dieſer Name habe nicht Nyſäus, ſondern Nypſius geheiſſen, und berufen ſich auf den Diodor von Sicilien; aber ohne Grund. S. auch Corn. Nepot. Vit. Dion. cap. I.

ſich ihm, weil er ein Syrakuſaner von Geburt, und dem Dionyſius an Macht gewachſen war.

Indeſſen kam eine groſſe Carthaginenſiſche Flotte nach Sicilien, und ſuchte bey den damaligen Umſtänden ſich des Landes zu bemächtigen. Die Sicilianer, voll Furcht darüber, beſchloſſen eine Geſandſchaft nach Griechenland zu ſchicken, und die Korinther um Hülfe zu bitten, auf welche ſie nicht allein wegen der Verwandſchaft, ſondern auch wegen ſchon mehrmals geleiſteten Beyſtandes ihre Hofnung ſetzten, zumal da man wußte, daß dieſe Stadt beſtändig eine Freundin der Freyheit und eine Haſſerin der Tyrannen geweſen war, und viele ſchwere Kriege, nicht aus Herrſchſucht oder Geiz, ſondern blos für die Freyheit Griechenlandes geführt hatte.

Iketes, welcher die Uebernehmung der Feldherrnſtelle zum Grunde ſeiner eigenen Herrſchaft über die Syrakuſaner und nicht zum Mittel ihrer Freyheit machen wollte, hatte ſchon mit den Carthaginenſern geheime Unterhandlung gepflogen: öffentlich aber billigte er den Entſchluß der Syrakuſaner, und ſchickte ſelbſt mit Geſandten nach Peloponnes. Sein Wunſch war nicht, daß von daher Hülfe kommen ſollte, ſondern, wenn,

aller Wahrſcheinlichkeit nach, die Korinther, wegen der Unruhen und Beſchäftigungen in Griechenland, ihre Hülfe verſagten, deſto leichter ſeine Unterhandlungen mit den Carthaginenſern zu vollbringen, und ſich ihrer als Hülfsgenoſſen und Mitkämpfer wider die Syrakuſaner, oder den Dionyſius, zu bedienen. Die Sache wurde bald darauf bekannt.

Aber die Korinther, welche immer gewohnt waren, ſich ihrer Pflanzörter und beſonders der Stadt Syrakus anzunehmen, und damals eben ohne Beunruhigung von Griechiſchen Angelegenheiten im Frieden lebten, beſchloſſen den Syrakuſanern eiligſt Hülfe zu ſenden. Indem man einen Feldherrn ſucht, und die Archonten diejenigen vorſchlagen, welche am meiſten nach Ehre ſtreben, ſo ſteht ein Mann aus der verſammelten Menge auf, und nennt den **Timoleon**, des Timodemus Sohn. Dieſer hatte ſich ſchon längſt von den Staatsgeſchäften entfernt, und weder Hoffnung noch Luſt mehr dazu gehabt: es ſchien ein Gott dem Manne den gethanen Vorſchlag eingegeben zu haben; denn ſo ſehr die Gunſt des Glückes gleich bey der Wahl des Timoleons ſich zeigte, ſo ſehr begleitete auch der glücklichſte Er-

folg

folg ſeine Unternehmungen, und verherrlichte die Tapferkeit dieſes Helden.

Timoleon war der Sohn angeſehner korinthiſcher Aeltern, des Timodemus und der Demariſte, ein Freund des Vaterlandes und von ſehr ſanftem Charakter, aber ein heftiger Feind der Böſen und der Tyrannen. Er hatte in den Kriegen ſeinen Charakter zu einer ſo guten Mäßigung gebildet, daß er als Jüngling Klugheit, und als alter Mann lebhafte Tapferkeit zeigte. Er hatte einen åltern Bruder, Namens Timophanes, der ihm in nichts åhnlich, ſondern frech war, und von niederträchtigen Freunden und fremden Kriegsmännern, die immer um ihn waren, zur Herrſchſucht war verführt worden. Er ſchien in den Feldzügen lebhaften Muth, und Verachtung der Gefahren gezeigt zu haben: dieß brachte ihm die Gunſt ſeiner Mitbürger zuwege, welche ihm als einem kriegriſchen und thätigen Manne die anſehnlichſten Geſchäfte auftrugen. Und Timoleon ſelbſt trug dazu viel bey: er verbarg die Fehler ſeines Bruders entweder völlig, oder verringerte ſie, er prieß die guten Eigenſchaften deſſelben, und rühmte ſie an.

In der Schlacht der Korinther wider die Argiver und Kleonäer, in welcher Timoleon unter dem Fußvolke Dienſte that, und Timophanes die Reuterey befehligte, gerieth dieſer in groſſe Gefahr. Sein Pferd wurde verwundet, und warf ihn ab, und mitten unter die Feinde; ſeine Leute bey ihm zerſtreuten ſich ſogleich voller Furcht, die wenigen, die zurück blieben, konnten der Menge der Feinde nicht Widerſtand thun. Timoleon, ſobald er dieſen Zufall gewahr wurde, lief eilig zu Hülfe, hielt ſein Schild über ſeinen danieder liegenden Bruder, und, indem er die häufigen Wurfſpieſſe und Hiebe der Feinde mit ſeinem Körper und ſeinen Waffen aufhielt, trieb er mit genauer Noth die Feinde ab, und errettete ſeinen Bruder.

Einige Zeit darauf beſchloſſen die Korinther aus Furcht, daß ihre eigne Bundesgenoſſen nicht, wie ſchon ehedem geſchehen war, ſich der Stadt bemächtigen möchten, * vierhundert ausländiſche Soldaten in Sold zu nehmen, und ſetzten den Timophanes zum Oberſten darüber. Dieſer aber vergaß bald Schuldigkeit und Rechtſchaffenheit, und gebrauchte alle Mittel, ſich die Stadt ſelbſt

* Diodor. Sicul. Libr. XIV. p. 307.

ſelbſt unterwürfig zu machen; er ließ viele der vornehmſten Bürger unſchuldiger weiſe hinrichten, und ward ſelbſt unbeſchränkter Oberherr. Timoleon ſah dieſes mit Verdruß: er hielt die Ungerechtigkeit des Bruders für ein Unglück für ſich: er verſuchte ihm darüber Vorſtellungen zu thun, er ermahnte ihn ſeine raſende unglückliche Herrſchſucht zu unterdrücken, und ſeine Fehltritte gegen ſeine Mitbürger auf irgend eine Art wieder gut zu machen. Timophanes verwarf und verachtete alle Vorſtellungen.

Wenige Tage drauf gieng Timoleon wieder zu ſeinem Bruder, in Begleitung eines ſeiner Anverwandten, des Aeſchylus, des Bruders der Gemahlin des Timophanes, und eines ſeiner Freunde, der ein Wahrſager war, welchen Theopompus Satyrus, Ephorus aber und Timäus Orthagoras nennen. Dieſe drey Männer traten um ihn herum, und flehten ihn an, daß er doch endlich nun einmal der Vernunft Gehör geben, und ſein Betragen ändern möchte. Da Timophanes aber anfänglich ſie verlachte, und hernach in Zorn und Unwillen ausbrach, ſo trat Timoleon ein wenig zurück, verhüllte ſein Geſicht, und blieb weinend ſo ſtehen: die zwey andern zogen

ihre Degen, und brachten den Timophanes auf der Stelle um.

Sobald die That bekannt wurde, rühmten die vornehmſten Korinther den Haß des Timoleons gegen die Tyranney und ſeine groſſe Seele, wodurch er als ein ſonſt ſanfter und ſeine Anverwandten liebender Mann bewogen worden war, das Vaterland der Anverwandtſchaft, und Tugend und Gerechtigkeit dem Nutzen vorzuziehen, ſeinen Bruder im Kampfe fürs Vaterland errettet, und in der Bedrängung und Unterdrückung deſſelben getödtet hatte. Aber es fanden ſich doch einige, welche unter einer Demokratie nicht leben konnten, und die gewohnt waren, auf unumſchränkte Herrſcher ihre Augen zu richten. Dieſe ſtellten ſich zwar, als wenn ſie über die Ermordung des Tyrannen vergnügt wären, aber ſie beſchuldigten den Timoleon, daß er eine ungerechte und abſcheuliche That begangen hätte, und ſetzten ihn dadurch in Bekümmerniß. Dazu kam, daß er erfuhr, daß ſeine Mutter höchſt aufgebracht wäre, und ihn mit den härteſten und ſchrecklichſten Verwünſchungen verfluchte. Er gieng ſelbſt zu ihr, um ſie zu beſänftigen, aber ſie erlaubte ihm nicht einmal, ſie zu ſehen, ſondern verſchloß ihre Wohnung.

nung. Darüber wurde er denn vollends ſo trau-
rig und verwirrt, daß er ſich durch Hunger um-
zubringen beſchloß. Die heftigſten Bitten und
Bemühungen ſeiner Freunde, die ſich ſeiner da-
bey annahmen, brachten ihn endlich zum Ent-
ſchluſſe, ſein Leben in einer abgeſonderten Ein-
ſamkeit zuzubringen. Er entſagte allen öffentli-
chen Geſchäften, und kam die erſte Zeit nicht ein-
mal in die Stadt, ſondern irrte ſchwermüthig in
den einſamſten Gegenden herum.

So leicht werden die Urtheile von unſern eig-
nen Handlungen', wenn ſie nicht von der geſun-
den Vernunft und der Philoſophie begründet und
geſichert ſind, durch zufälliges Lob oder Tadel
wankend gemacht, und wir von unſern Vernunft-
ſchlüſſen abgewandt! Unſere Handlungen müſ-
ſen nicht allein gut und gerecht ſeyn, ſondern es
muß auch das Urtheil, weswegen wir ſie thun,
feſt und unwandelbar ſeyn, damit wir aus Ue-
berzeugung handeln. Wir müſſen nicht den gie-
rigen Thieren gleich ſeyn, die mit heiſſer Begier-
de ſchnell auf die Menge von Speiſen fallen, und
wenn ſie ſich geſättigt haben, ſogleich darüber
ſich übel befinden. Wir müſſen nicht nach vol-
lendeten Thaten aus Schwachheit unmuthig wer-
den,

den, wenn ſich die ſchöne Idee, die wir davon hatten, vermindert. Reue macht auch eine löbliche That zu einer ſchändlichen: aber ein Vorſatz, der aus Kenntniß und Ueberlegung entſpringt, bleibt unwandelbar, wenn auch die That mißlingt. Daher ſagte Phocion, der Athenienſer, nachdem er den Unternehmungen des Leoſthenes entgegen geweſen war, und dieſe glücklich ausſchlugen, und er die Athenienſer über den erhaltnen Sieg Freudenfeſte anſtellen und vergnügt ſahe: **Ich wollte zwar, daß ich das ſelbſt gethan hätte, aber ich bleibe doch noch immer bey meiner vorigen Meynung.**

Noch ſtärker bewies dieſes Ariſtides, der Lokrenſer, einer von den Freunden des Plato. Als der ältere Dionyſius eine von ſeinen Töchtern zur Gemahlin begehrte, ſo antwortete er: **er wolle ſeine Tochter lieber todt, als mit einem Tyrannen vermählt ſehen.** Bald darauf ließ Dionyſius die Kinder des Ariſtides umbringen, und fragte ihn ſpöttiſch: **Ob er noch der vorigen Meynung wegen der Verheyrathung ſeiner Töchter wäre?** Ariſtides antwortete: **Das geſchehene ſchmerzt mich, aber meine Meynung gereut mich**

mich nicht. Dieß zeigt eine noch gröſſre und vollkommnere Tugend an.

Aber die Empfindung des Timoleons über ſeine That, ſie mag nun Mitleid über den getödteten Bruder oder Ehrfurcht für die Mutter geweſen ſeyn, machte ihn ſo niedergeſchlagen und unruhig, daß er faſt zwanzig Jahre hindurch kein wichtiges noch öffentliches Geſchäft übernahm, * bis er zum Anführer der Truppen nach Syrakus vorgeſchlagen wurde.

Das Volk nahm den Vorſchlag willig an, und beſtätigte ihn. Hierbey ſtand Telekl ides auf, ein Mann, der damals durch Anſehn und Macht einer

* Diodorus aus Sicilien geht im XVI. Buche ſeiner Geſchichte cap. *66.* von den hier erzehlten Umſtänden ſehr ab, und erzehlt, daß noch die Criminelluntersuchung über den Brudermord des Timoleons nicht zu Ende geweſen wäre, als die Geſandten von Syrakus angekommen wären. Corn. in Vit. Timol. kommt mit dem Plutarch im ganzen mehr überein. Wer Luſt hat, die verſchiednen Nachrichten der Schriftſteller vom Timoleon zuſammen zu leſen, der ſehe Bayle's Dictionaire Art. Timoleon. Tom. IV. pag. *369.* ſq.

ner der Vornehmſten zu Korinth war, und ermahnte den Timoleon, ſich in dieſer Unternehmung als einen edelmüthigen und braven Mann zu zeigen. — „Wenn du, ſetzte er hinzu, dich gut verhalten wirſt, ſo werden wir dich für einen Tyrannenmörder, im Gegentheile für einen Brudermörder halten.

Indem Timoleon ſich zur Abfahrt rüſtete, und die Truppen verſammelte, kamen Briefe vom Iketes an die Korinther, welche ſeine veränderte Geſinnung, und dadurch ſeine Verrätherey anzeigten. Er hatte ſich, ſobald die Geſandten abgegangen waren, offenbar auf die Seite der Carthaginenſer gewandt, und mit ihnen Rathſchläge gefaßt, nach Vertreibung des Dionyſius aus Syrakus ſelbſt die Oberherrſchaft zu behaupten. Aus Furcht, daß ihm der Korinthiſche Feldherr mit ſeinen Truppen zuvorkommen, und ſeine Anſchläge vereiteln möchte, ſchrieb er nun den Korinthern, es wäre nicht nöthig, daß ſie ſich ſo viele Mühe und Koſten verurſachten, um ſich den Gefahren in Sicilien auszuſetzen, weil beſonders die Carthaginenſer dieſes nicht zugeben, ſondern mit vielen Schiffen der Korinthiſchen Flotte aufpaſſen würden; er habe aus Noth, bey der Ver-

zöge-

zögerung der Hülfe aus Korinth, mit den Carthaginenſern ein Bündniß wider den Tyrannen geſchloſſen. Nach Verleſung dieſer Briefe wurden alle, wenn ſonſt auch noch jemand bey dem vorhabenden Feldzuge gleichgültig geweſen wäre, gegen den Iketes einmüthig aufgebracht. Man ſchafte dem Timoleon alles benöthigte bereitwillig an, man beſchleunigte die Rüſtung zu ſeiner Abfahrt.

Als ſchon die Schiffe ſegelfertig, und die Soldaten mit allem Nöthigen verſehen waren, ſo träumte den Prieſterinnen der Proſerpina, ſie ſähen die Göttinnen Ceres und Proſerpina ſich zu einer Reiſe bereiten, und hörten ſie ſagen, ſie wollten mit dem Timoleon nach Sicilien ſegeln. Dieſer Urſache wegen rüſteten die Korinther auch ein heiliges Schif aus, und nannten es nach dem Namen der beyden Göttinnen. Timoleon begab ſich ſelbſt nach Delphos, um dem Gotte zu opfern. Indem er in den Tempel herabſtieg, ereignete ſich ein Wunder. Es fiel nämlich von den in dem Tempel aufgehangenen Geſchenken eine Kopfbinde, in welche Kränze und Siegeszeichen gewirkt waren, auf den Kopf des Timoleons herab, ſo, daß es ſchien, als wenn er vom Gott

Apollo

Apollo ſelbſt bekränzt zu ſeinem Feldzuge geſandt würde.

Timoleon gieng mit ſieben Korinthiſchen und zwey Korcyräiſchen Schiffen ab, zu denen noch ein zehntes Schif aus Leukadien ſtieß. Er trat bey Nacht und bey gutem Winde ſeine Fahrt an; es ſchien als wenn ſich der Himmel ſchnell zertheilte, und über dem Schiffe ein groſſes helles Feuer ausgöſſe, aus welchem eine Fackel, gleich derjenigen, die bey den Myſterien der Ceres der Proceßion vorgetragen werden, ſich erhob, einerley Lauf mit dem Schiffe nahm, und an dem Orte in Italien, wo die Steuerleute ihre Landung beſtimmt hatten, ſich niederließ. Die Wahrſager zeigten an, daß dieſe Erſcheinung die Träume der Prieſterinnen beſtätigte, und daß die Göttinnen, welche den Feldzug begleiteten, dieſen Schein vom Himmel gezeigt hätten; Sicilien ſey der Proſerpina geheiligt, denn als ſie, wie die Mythologie erzehlt, dort vom Pluto geraubt worden, ſey ihr dieſe Inſel zum Hochzeitsgeſchenke gegeben.

Dieſe göttliche Gunſtbezeugungen machten der Flotte Muth, ſie eilte über das Meer zu kommen, und gelangte bald in Italien an. Aber

die

die Nachrichten, welche man von Sicilien erhielt, erweckten bey dem Timoleon viel Unruhe, und bey den Soldaten Zaghaftigkeit. Iketes hatte den Dionyſius in einem Treffen geſchlagen, den größten Theil von Syrakus eingenommen, und den Dionyſius ſelbſt auf das Schloß, und denjenigen Theil der Stadt, welcher die Inſel hieß, getrieben, wo er ihn belagerte. Den Carthaginenſern hatte er Order gegeben zu verhindern, daß Timoleon nicht in Sicilien landete, damit er nach Zurücktreibung der Korinther die Inſel ruhig mit ihnen theilen könnte. Sie ſchickten zwanzig Schiffe nach Rhegium, auf welchen ſich auch Geſandten des Iketes an den Timoleon befanden, deren Anträge den Thaten des Iketes gleich waren, denn ſie enthielten höfliche Beſchönigungen boshafter Abſichten. Sie trugen dem Timoleon vor, daß er ſelbſt, wenn er wollte, zum Iketes kommen, und an deſſen glücklichen Thaten Theil nehmen möchte, die Schiffe und Soldaten aber möchte er nach Korinth zurück ſchicken, da der Krieg nun beynahe geendigt wäre, die Carthaginenſer auch die Landung verwehren, und Gewalt gegen Gewalt gebrauchen würden.

Als die Korinther zu Rhegium landeten, trafen ſie dieſe Geſandten ſchon an, und ſie ſahen die Carthaginenſiſchen Schiffe nicht weit davon vor Anker liegen. Dieſe ſtolze Begegnung erbitterte alle wider den Iketes, und vermehrte die Beſorgniß für die Sicilianer, die man nun offenbar verlaſſen, und als eine Beute der Verrätherey für den Iketes und der Ungerechtigkeit für die Carthaginenſer betrachtete. Denn man hielt es für unmöglich, die vor Anker liegende Flotte der Barbaren, die noch einmal ſo ſtark als die Korinthiſche war, und die Armee derſelben in Sicilien, die ſich mit dem Iketes verbunden hatte, welchem man nur zu Hülfe kommen wollte, zu überwinden.

Timoleon hielt mit den Geſandten des Iketes und den Häuptern der Carthaginenſer eine Unterredung. Er ſagte: „Er wolle ihren Vorſtellungen Gehör geben, denn was könnte er ausrichten, wenn er ſich weigere? aber er wolle ihren Vortrag in Gegenwart der Einwohner von Rhegium, welches eine griechiſche und beyden Theilen freundlich geſinnte Stadt ſey, hören, und nach darauf ertheilter Antwort zurückſegeln. Dieſes ſey ihm zu ſeiner Sicherheit erforderlich, und

ſie

ſie würden auch einen deſto feſtern Vergleich wegen der Syrakuſaner ſchlieſſen können, wenn das Volk zu Rhegium Zeuge des Vertrags wäre.„ — Er that aber dieſen Vorſchlag, um die Feinde durch eine ſchnelle heimliche Landung zu hintergehen. Die Vorſteher des Volks zu Rhegium halfen ihm ſeine Liſt ausführen, denn ſie wünſchten, daß Sicilien in Korinthiſche Herrſchaft käme, und fürchteten ſich vor der Nachbarſchaft der Barbaren. Sie hielten alſo eine Verſammlung des Volks, und ſchloſſen die Thore zu, unter der vorgegebenen Abſicht, daß die Bürger beyſammen bleiben, und nicht auswärtige Geſchäfte vornehmen möchten. Als ſie in die Verſammlung kamen, hielten ſie weitläuftige Reden, und einer gab immer dem andern Gelegenheit, die Materie fortzuſetzen, aus keinem andern Grunde, als die Zeit hinzubringen, und die Carthaginenſer ohne Verdacht in dieſer Verſammlung aufzuhalten, bis die Korinthiſchen Schiffe abgeſegelt wären. Und Timoleon zeigte ſich ſelbſt gegenwärtig, und ließ vermuthen, daß er auch bald auftreten und eine Rede halten würde.

Sobald er aber insgeheim Nachricht bekam, daß die andern Schiffe abgeſegelt wären, und nur noch das Schif, in welchem er abgehen ſollte, auf ihn wartete, ſchlich er ſich unter dem Volke weg, indem die Rheginer, die um den Rednerſtuhl herumſtanden, ihn verbargen. Er eilte ans Meer, und ſchifte ſchnell ab. Er landete in Sicilien bey der Stadt Tauromenium, wo ihn Andromachus, der damals die Stadt als Oberherr beherrſchte, und die Korinther längſt zu Hülfe eingeladen hatte, bereitwillig aufnahm. Dieſer Andromachus war der Vater des Geſchichtſchreibers Timäus, und einer der mächtigſten Herren in Sicilien, er regierte auch ſeine Stadt nach den Geſetzen und gerecht, und zeigte ſich als einen offenbaren Feind der Tyrannen. Er gab daher zu, daß Timoleon ſeine Stadt zum Waffenplatze machte, und ermunterte ſelbſt ſeine Bürger, den Korinthern beyzuſtehn, und in Verbindung mit ihnen Sicilien in Freyheit zu ſetzen.

Aber die Carthaginenſer zu Rhegium wurden, als Timoleon abgeſchift war, und die Verſammlung aus einander gieng, über dieſen Betrug ſehr aufgebracht. Sie gaben aber nur den Rheginern Gelegenheit zum Spotte über ſie. Man

fragte

fragte ſie, ob ihnen, da ſie Phoenicier wären, nicht eine liſtige That gefiele? Sie ſchickten einen Geſandten mit einem Schiffe nach Tauromenium ab, welcher dem Andromachus weitläuftige Vorſtellungen that. Er drohte ihm auch auf eine barbariſche Art, wenn er die Korinther nicht ſogleich aus ſeiner Stadt wegſchaffen würde. Zuletzt reckte er ſeine Hand in die Höhe, und ließ ſie umgekehrt wieder nieder ſinken, und drohte, daß es ſeiner Stadt ſo ergehen würde. Andromachus aber lachte darüber, und ſtatt aller Antwort hielt er ebenfalls ſeine Hand in die Höhe, und drohte ihm, indem er die Hand wieder herabfallen ließ, wenn er nicht wollte, daß es ſeinem Schiffe ſo ergehen ſollte, ſo möchte er gleich abſegeln.

Iketes hingegen gerieth über die Nachricht von der Landung des Timoleons in ſolche Furcht, daß er viele Carthaginenſiſche Schiffe an ſich zog. Jetzt gaben die Syrakuſaner alle Hofnung zu ihrer Errettung auf, da ſie ſahen, daß die Carthaginenſer ihren Hafen, Iketes die Stadt, und Dionyſius das Schloß inne hatten, Timoleon aber nur gleichſam einen kleinen Zipfel an den Grenzen von Sicilien, die kleine Stadt Tauromenium

in ſeiner Gewalt hatte, und mit einer geringen Hofnung und ſchwachem Heere, welches nur aus tauſend Mann beſtand, kaum ſo viel Unterhalt, als er nöthig hatte, ſich zu verſchaffen fähig war. Und noch dazu trauten die Siciliſchen Städte dem Timoleon nicht, denn ſie waren durch ihre Unglücksfälle, und beſonders durch die Untreue des Kallippus und Pharax, gegen alle Anführer von Kriegsheeren erbittert worden. Kallippus, ein Athenienſer, und Pharax, ein Lacedämonier, hatten beyde vorgegeben, daß ſie zu Hülfe kämen, die Städte in Freyheit zu ſetzen, und die Tyrannen zu vertreiben, und hatten ſich doch ſo bezeigt, daß die Sicilianer die Uebel der Tyranney noch für gülden, und diejenigen für glücklicher hielten, die der Knechtſchaft unterworfen worden waren, als die durch ſie ihre Freyheit erhalten hatten.

Sie glaubten daher, daß der Korinthiſche Feldherr nicht beſſer als jene ſeyn würde, und daß er ebenfalls mit betrügeriſchen Verſprechungen und guten Hofnungen ſie anreitzen wollte, unter menſchenfreundlichen Verſicherungen ſich einem neuen Beherrſcher zu unterwerfen. Sie lieſſen ſich alſo aus Mißtrauen durch die Korinthiſchen Ermun=

munterungen zu nichts bewegen. Bloß die Einwohner von Adranum, einer kleinen Stadt, die dem in ganz Sicilien vorzüglich verehrtem Gott Adranus gewidmet war, wurden unter einander uneins, indem ein Theil den Jketes und die Carthaginenſer, der andre den Timoleon zu Hülfe rief.

Es geſchah von ohngefähr, daß beyde, indem ſie herbey eilten, zu gleicher Zeit ankamen. Jketes hatte fünftauſend Mann bey ſich, das ganze Heer des Timoleons aber beſtand aus nicht mehr als zwölfhundert Mann, mit welchen er aus Tauromenium auf Adranum, das dreyhundert und vierzig Stadien entfernt war, los gieng. Am erſten Tage lagerte ſich Timoleon nach einem kurzen Marſche. Am zweyten ſetzte er ſeinen Zug eifrig durch beſchwerliche Gegenden fort, und erfuhr, als es ſchon gegen Abend war, daß Jketes an die Stadt angerückt ſey, und ſein Lager nahe an derſelben aufgeſchlagen habe. Die Anführer der Vortruppen lieſſen ſie hier Halte machen, damit ſie eſſen und ausruhen, und hernach deſto tapfrer ſich bezeigen möchten. Aber Timoleon kam herbey, und bat ſie, das nicht zu thun, ſondern eilends fort zu marſchiren, und die Feinde

unvermuthet zu überfallen, da ſie wahrſcheinlich jetzt vom Marſche ausruhen, und mit Zelter aufſchlagen und Eſſen beſchäftigt ſeyn würden. Er ergrif, indem er dieß ſagte, ſeinen Schild, und ſtellte ſich an die Spitze des Haufens, mit einem Muthe, als wenn er ſie zu einem gewiſſen Siege führte. Die Mannſchaft folgte ihm muthig nach. Der Feind war weniger als dreyßig Stadien entfernt; dieſer Weg wurde bald zurückgelegt, und der Feind überfallen; er floh in voller Verwirrung, ſobald der Angrif geſchah. Es wurden daher auch nicht vielmehr als dreyhundert getödtet, aber zweymal ſo viel gefangen, und das Lager erbeutet.

Die Einwohner zu Adranum öfneten dem Timoleon die Thore, ergaben ſich ſeinen Befehlen, und erzehlten mit Schaudern und Verwundrung, es hätten ſich eben beym Anfange des Gefechts die Thüren des Tempels von freyen Stücken eröfnet, die Lanze an der Statüe ihres Gottes Adranus hätte ſich bewegt, und ſein Geſicht ſtark geſchwitzt.

Dieſe Zeichen haben wahrſcheinlicher weiſe nicht bloß den damaligen Sieg des Timoleons angezeigt, ſondern auch die nachherigen glücklichen Begebenheiten, von denen dieſes Gefecht

nur

nur ein guter Anfang war. Denn gleich darauf ergriffen verſchiedne Städte die Parthey des Timoleons, und ſchickten Abgeordnete an ihn; und der Beherrſcher der Stadt Catana, Mamercus, ein kriegriſcher und reicher Herr, machte mit ihm Bündniß. Das wichtigſte aber war, daß Dionyſius ſelbſt, der nun ſchon alle Hofnung aufgegeben hatte, und ſich nicht lange mehr halten konnte, aus Verachtung des Iketes, der ſich ſo ſchändlich hatte beſiegen laſſen, und aus Hochachtung gegen Timoleon, zu ihm ſchickte, und ſich und ſein Schloß ihm übergab.

Dieſes unvermuthete Glück nahm Timoleon mit Freuden an, und ſchickte zwey Korinther, Euklides und Telemachus, in das Schloß, denen vierhundert Soldaten, nicht öffentlich und auf einmal, welches wegen der Feinde im Hafen nicht möglich war, ſondern nach und nach in der Stille in das Schloß nachfolgten. Dieſe Mannſchaft beſetzte das Schloß, und bekam alle Kriegsbedürfniſſe und allen Vorrath des Tyrannen im Schloſſe in ihre Gewalt. Man fand darinnen eine Menge Pferde, Pfeile, und allerhand Kriegsgeräthſchaften, ſiebzigtauſend Rüſtungen, die von alten Zeiten her aufbewahrt waren, welches alles

Dionyſius nebſt den zweytauſend Soldaten, die er bey ſich hatte, dem Timoleon übergab. Dionyſius ſelbſt entwich mit ſeinem Gelde und einigen wenigen Freunden, ohne daß es Iketes gewahr wurde, in das Lager des Timoleons.

Hier erſchien er zum erſtenmale als ein Privatmann in einer ſchlechten Geſtalt. Er wurde mit einem einzigen Schiffe und wenigem Gelde nach Korinth geſandt. Er war in einem glänzenden Fürſtenſtande geboren und erzogen, und hatte ſein ſchönes Reich zehn Jahre lang, ehe er vom Dion vertrieben wurde, und hernach wieder zwölf Jahr, obgleich unter kriegriſchen Unruhen, beherrſcht. Die Grauſamkeiten, die er begangen hatte, wurden von denen übertroffen, die er leiden mußte. Er mußte ſehen, daß ſeine erwachſenen Söhne umgebracht, ſeine Töchter geſchändet, ſeine Schweſter, die zugleich ſeine Frau war, nach den abſcheulichſten erlittenen Beſchimpfungen, nebſt ihren Kindern getödtet, und ins Meer geworfen würde, welches alles im Leben des Dions umſtändlicher erzehlt wird.

Als Dionyſius nach Korinth gekommen war, ſo trieb die Neugierde alle Menſchen ihn zu ſehen und zu ſprechen. Einige freueten ſich über ſein

Schick-

Schickſal, und kamen in der gehäßigen Geſinnung zu ihm, einen vom Schickſale geſtürzten Mann noch mehr zu demüthigen: andre hatten Mitleiden mit ihm, und betrachteten in ſeinem Glückswechſel die groſſe Macht der höhern und unbekannten Urſachen, die die Schickſale der ſchwachen Sterblichen auf eine offenbare Art bewirken. Und gewiß zeigte damals weder die Natur noch die Kunſt eine ſolche Wirkung ihrer Macht, als das Glück an dieſem Manne, der kurz zuvor Fürſt von Sicilien geweſen war, und jetzt zu Korinth ſich in den Garküchen ſehen ließ, oder bey einem Salbenkrämer ſaß, oder bey den Weinſchenken die Neigen austrank, oder ſich mit Frauenzimmern abgab, die ihre Geſtalt feil boten, oder Sängerinnen und Komödiantinnen im Singen unterrichtete, und mit ihnen über den Wohlklang in theatraliſchen Geſängen ſtritt. Viele glaubten, Dionyſius thäte dergleichen aus angeborner Dummheit und niederträchtiger Unverſchämtheit: andere vermutheten, er verſtellte ſich, und nähme bey ſeiner Langenweile eine ſolche Abgeſchmackthelt an, um mehr die Verachtung als das Mißtrauen der Korinther auf ſich zu ziehen, damit er nicht in den Verdacht geriethe, als

wenn

wenn er den Wechſel ſeines Schickſals nicht ertragen könnte, und nach höhern Abſichten ſtrebte.

Einige von ihm noch jetzt bekannte witzige Reden ſcheinen anzuzeigen, daß er ſein Schickſal auf eine nicht unedle Art ertrug. Als er ſich z. E. in Leukas aufhielt, einer Stadt, die ebenfalls, wie Syrakus, eine Korinthiſche Colonie war, ſo ſagte er: Es gienge ihm wie den Kindern, die ein Verſehen begangen hätten: denn ſo wie dieſe bey ihren Geſchwiſtern luſtig wären, die Aeltern aber ſcheuten und fliehten, ſo ſcheute er ſich vor der Mutterſtadt, und wäre bey den Einwohnern in Leukas luſtig.

Ein andermal ſpottete ein Fremder auf eine grobe Art über den Umgang, den er, noch als Fürſt, mit den Philoſophen gehabt hatte, und fragte ihn endlich: Was ihm denn nun des Plato Weisheit geholfen hätte? — Glaubſt du denn, antwortete er, daß mir des Plato Weisheit nichts geholfen hat, da ich mein Schickſal ſo ertragen kann? Zu den Muſikus Ariſtoxenus und einigen andern, welche ihn fragten, was denn die Urſache ſeiner Ungnade gegen den Plato geweſen wäre? ſagte er: Unter allen den Uebeln, welche einen Tyrannen umgeben, iſt keines ſo groß, als

daß

daß niemand der ſogenannten Freunde mit ihm freymüthig ſpricht; und durch ſolche Leute kam ich um das Wohlwollen des Plato.

Einer von denen, die ſich für witzige Köpfe ausgaben, ſchüttelte, als er zum Dionyſius kam, um über ihn zu ſpotten, ſein Kleid aus, nach der Art, wie es gewöhnlich war, wenn man vor einen Tyrannen gelaſſen werden wollte. * Aber Dionyſius vergalt ihn ſeinen Spott, und ſagte: **Er ſolle ſein Kleid lieber alsdenn ausſchütteln, wenn er weggienge, damit man ſähe, daß er nichts mitgenommen hätte.**

Philippus, der Macedoniſche König, brachte einmal beym Trunke das Geſpräch mit einer ſpöttiſchen Art auf die Lieder und Tragödien, welche der ältere Dionyſius hinterlaſſen hatte, und ſtellte ſich, als wenn er gar nicht begreifen könnte, wenn dieſer Fürſt zu dergleichen Geſchäften Zeit gehabt hätte. Dionyſius antwortete ihm ſehr artig: **Es geſchah immer in derjenigen Zeit, welche**

* Alle, die vor einen Deſpoten gelaſſen werden wollten, mußten deswegen vorher ihre Kleider ausſchütteln, damit man ſahe, daß ſie keinen Dolch oder ander Gewehr darunter verborgen hatten.

che du und ich, und alle, die wir uns für glücklich halten, beym Trinken zubringen.

Den Plato ſahe Dionyſius zu Korinth nicht mehr, denn er war ſchon geſtorben; aber den Diogenes aus Sinope öfters. Als dieſer Philoſoph ihm zum erſtenmale begegnete, ſagte er zu ihm: Dionyſius, du haſt ein Schickſal, das deiner unwürdig iſt. Dionyſius blieb ſtehen, und ſagte: Du thuſt wohl, Diogenes, daß du über mein Mißgeſchick Mitleiden haſt. — Wie? antwortete Diogenes, glaubſt du, daß ich dich bedaure? ich bin darüber unwillig, daß du hier mit uns in Luſt und Freude lebſt, da du, als ein Sklave, ſo wie dein Vater, hätteſt ſollen in dem Fürſtenſtande alt werden und darinnen ſterben. — Wenn ich dieſe Rede des Diogenes mit den Klagen vergleiche, womit Philiſtus die Töchter des Leptines bedauert, daß ſie aus dem herrlichen Glücksſtande der Königlichen Würde in einen ſo niedrigen Stand wären verſetzt worden; ſo ſcheinen es mir Klagen eines Weibes über den Verluſt ihres Schmucks und ihrer Kleider zu ſeyn. — Dieſe hier vom Dionyſius erzehlten Umſtände ſchienen mir in dieſer Lebensbeſchreibung keinen unſchicklichen Platz zu haben, da ſie

den

den Leſern, die nicht eilfertig ſind, und Muſſe haben, eine angenehme Unterhaltung geben.

So ſeltſam als das Mißgeſchick des Dionyſius war, ſo wunderbar war das Glück des Timoleons. Er hatte funfzig Tage nach ſeiner Ankunft in Sicilien das Schloß zu Syrakus in ſeine Gewalt bekommen, und den Dionyſius nach Peloponnes geſchickt. Die Korinther, dadurch aufgemuntert, ſandten ihm noch zweytauſend Mann Fußvolks, und zweyhundert Reuter nach. Wie aber dieſe Truppen bis nach Thurii gekommen waren, ſo mußten ſie Stillſtand machen, weil die Carthaginenſer mit ihren vielen Schiffen das Meer beherrſchten, und den Uebergang nach Sicilien verwehrten. Sie nutzten aber ihre Muſſe da zu einer vortreflichen Sache. Die Thurier, welche mit den Brutiern eben Krieg führten, übergaben dieſen Korinthiſchen Truppen ihre Stadt indeſſen zur Bewahrung, und dieſe bewahrten auch die Stadt ſo treu und rechtſchaffen, als wenn es ihr Vaterland geweſen wäre.

Iketes belagerte indeſſen das Schloß zu Syrakus, und ſchnitt den Korinthern, die darinnen lagen, die Zufuhr ab. Er ſchickte auch zwey fremde Soldaten nach Adranum, welche den Timoleon

moleon umbringen ſollten. Dieſer tapfre Mann hatte ohnehin niemals eine Leibwache bey ſich, und damals lebte er unter den Einwohnern zu Adranum voll Zuverſicht auf den Gott dieſer Stadt ganz ſicher und ohne Furcht. Die abgeſchickten Meuchelmörder erfuhren von ungefähr, daß Timoleon opfern würde. Sie giengen in den Tempel mit Dolchen unter den Kleidern, miſchten ſich unter das Volk, welches um den Altar herum ſtand, und drangen immer näher heran. Indem ſie ſich eben das Zeichen zum Morde unter einander geben, haut einer der Umſtehenden den einen dieſer Mörder mit dem Schwerdte über den Kopf, daß er danieder ſinkt. Und zugleich entflieht derjenige, der dieſe That begangen hatte, und der Hülfsgenoſſe des erſchlagnen Mörders. Jener flieht mit dem Schwerdte in der Hand auf einen hohen Felſen herauf. Der andre umfaßt den Altar, bittet den Timoleon um Sicherheit, und verſpricht alles zu entdecken. Timoleon verſpricht ihm Sicherheit, und er bekennt, daß er mit dem getödteten abgeſchickt worden ſey, ihn zu ermorden.

Indeſſen bringen einige jenen auf den Felſen geflüchteten wieder herbey, welcher immerfort

ſchreyt,

ſchreyt, daß er nichts Böſes begangen, ſondern mit Recht den Menſchen im Tempel getödtet hätte, weil er ehemals ſeinen Vater in Leontium umgebracht habe: verſchiedne von den Anweſenden bezeugen, daß er die Wahrheit ſage. Man bewunderte die ſonderbare Fügung des Glücks, welches eines durch das andre bewirkt, und die weit von einander entfernten und verſchiedenſten Dinge, die nichts mit einander gemein haben, zuſammen verbindet, und ſie immer unter einander zu Endzwecken und Urſachen macht.

Der Mann, der den Meuchelmörder getödtet hatte, erhielt von den Korinthern eine Belohnung von zehn Minen, * weil er gleichſam dem Schutzgotte des Timoleons ſeine Rache geliehen, und ſeiner ſchon ſo lange dauernden Empfindung nicht eher einen Ausbruch gegeben, bis er, durchs gute Glück, ſeine Privatrache mit der Errettung des Timoleons verband. Der Glücksfall, welcher dieſen General erhalten hatte, erweckte bey den

* Wenn man die Mine, nach gewöhnlicher Art, zu 12 Thalern 12 Groſchen rechnet, ſo beträgt das Geſchenk 125 Thaler. Eine für die damaligen Zeiten groſſe Summe!

den Korinthern neue Zuverſicht auf ihn für die Zukunft, ſie betrachteten ihn als einen heiligen Mann, der unter beſonderm Schutze Gottes als ein Rächer Siciliens gekommen ſey, ſie ehrten ihn und bewachten ihn ſorgfältig.

Als Iketes ſahe, daß ihm ſein Anſchlag mißlungen war, und daß viele Sicilianer zu der Parthey des Timoleons übergiengen, ſo tadelte er ſich ſelbſt, daß er die ſo groſſe Kriegsmacht der Carthaginenſer, die zu ſeinem Dienſte bereit ſtand, gleichſam aus Scheu nur einzeln gebraucht, und wie verſtohlner weiſe Hülfstruppen davon genommen hatte. Er rief nun den Carthaginenſiſchen Feldherrn Magon mit ſeiner ganzen Flotte zu Hülfe. Dieſer ſegelte mit ſeiner fürchterlichen Macht von hundert und funfzig Schiffen in den Hafen ein, ſetzte eine Armee von ſechzigtauſend Mann ans Land, und ſchlug ſein Lager ſelbſt in der Stadt Syrakus auf. Jetzt glaubte ſchon jedermann, daß die alte Prophezeyung von der Einnahme Siciliens durch Barbaren in Erfüllung gienge. Bisher war es noch niemals den Carthaginenſern geglückt, ſo viele Kriege ſie auch in Sicilien geführt hatten, Syrakus einzunehmen. Jetzt, da Iketes ſie aufnahm, und ihnen die Stadt über=

übergab, war ſie offenbar das Lager der Barbaren geworden.

Die Korinther, welche das Schloß inne hatten, befanden ſich in bedrängten und gefährlichen Umſtänden. Sie litten ſchon Mangel am Proviante, weil die Feinde den Hafen beſetzt hielten: ſie mußten beſtändig auf den Mauern mit den Feinden kämpfen, und unter ſich die Vertheidigung des Schloſſes gegen alle ſo mannichfaltige Angriffe und alle Belagerungskünſte der Feinde theilen. Indeſſen ſchickte ihnen Timoleon einige Hülfe und Proviant aus Catana auf kleinen Fiſcherkähnen und Booten, die ſich bey entſtandnem Sturme, indem die feindlichen Schiffe wegen des Ungeſtüm des Meers weit von einander ſtanden, durchſchleichen mußten. Wie Magon und Iketes dieſes gewahr wurden, ſo beſchloſſen ſie, Catana einzunehmen, welches den Belagerten Lebensmittel zugeführt hatte. Sie giengen mit ihrer beſten Mannſchaft von Syrakus dahin ab. Aber der Korinthiſche Befehlshaber in dem Schloſſe, Neon, wurde kaum gewahr, daß die zurückgebliebenen Feinde ſicher und nicht auf ihrer Hut waren, ſo überfiel er ſie plötzlich in ihrer Zerſtreuung. Er tödtete eine Menge, die andere ver-

jagte er, und machte ſich von demjenigen Theile der Stadt Syrakus Meiſter, welcher Achradine hieß, und die feſteſte und unüberwindlichſte unter den verſchiednen Städten war, aus welchen Syrakus beſtand. Er fand hier eine Menge Proviant und Geld, und zog ſich daher nicht wieder aufs Schloß zurücke, ſondern behauptete die eingenommene Stadt Achradine, befeſtigte ſie noch mehr, und verband dieſe Feſtungswerke mit dem Schloſſe.

Magon und Iketes waren ſchon nahe bey der Stadt Catana, als ein Reuter von Syrakus ihnen die Einnahme von Achradine berichtete. Sie giengen voll Beſtürzung eilfertig wieder zurück: ſie hatten nun weder die Stadt eingenommen, die ſie einnehmen wollten, noch die behalten, die ſie inne gehabt hatten.

Bey den bisherigen Begebenheiten iſt es ungewiß, ob Klugheit und Tapferkeit, oder das Glück mehr Antheil daran haben: aber die nachfolgenden Vortheile ſcheinen gänzlich durch das Glück bewirkt zu ſeyn. Die Korinthiſchen Truppen, welche zur Verſtärkung des Timoleons abgeſchickt waren, und zu Thurii hatten müſſen ſtehen bleiben, weil die Carthaginenſiſche Flotte unter

ter dem Annon ihnen aufpaßte, und auch das Meer lange Zeit hindurch ſtürmiſch geweſen war, dieſe entſchloſſen ſich endlich, ihren Weg zu Lande durch das Gebiet der Brutier fortzuſetzen. Sie kamen theils mit Güte, theils mit Gewalt, durch das Land der Barbaren und in Rhegium an, indem das Meer noch immer ſtürmiſch war.

Aber der Admiral der Carthaginenſiſchen Flotte glaubte, daß er die Korinther vergeblich erwarte, und ſie ſich nicht in die See wagen würden. Er bildete ſich alſo ein, er könnte einen andern recht klugen und liſtigen Streich ausführen. Seine Matroſen mußten ſich bekränzen, und die Schiffe mit Griechiſchen und Phöniciſchen Schildern ausſchmücken, und ſo ſegelte er nach Syrakus. Hier ließ er, als er bey dem Schloſſe vorbeyfuhr, unter groſſem Jubelgeſchrey und Frohlocken ausrufen, daß er die Korinther auf der See angetroffen, angegriffen und gänzlich geſchlagen hätte. Dadurch glaubte er nun die Belagerten im Schloſſe muthlos zu machen.

Indem Annon dieſe ſeltſame poſſenhafte Betrügerey ſpielte, waren die Korinther durch das Gebiet der Brutier zu Rhegium angekommen, und wurden gewahr, daß keine feindliche Flotte

mehr auf ſie lauerte, und der Sturm ſich unvermuthet gelegt hatte. Sie ergriffen alſo die Gelegenheit dieſer ſichern und leichten Ueberfahrt, ſetzten ſich in alle die Fiſcherkähne und Boote, die da waren, und ſchiften ſo ſicher und bey einer ſo groſſen Meersſtille nach Sicilien über, daß ſogar ihre Pferde neben den Booten beyher ſchwommen, und mit den Zügeln nachgezogen wurden.

Sie vereinigten ſich ſogleich nach ihrer Landung mit dem Heere des Timoleons, welcher ſich nun der Stadt Meßina bemächtigte, und darauf in Schlachtordnung auf Syrakus losgieng, wobey er ſich mehr auf ſein gut Glück als auf ſeine Macht verließ, denn ſein Heer beſtand nur aus viertauſend Mann.

Die Nachricht von ſeiner Ankunft machte den Magon beſtürzt und furchtſam, und dazu kam der Argwohn einer Verrätherey, wozu folgendes Gelegenheit gab. Es giebt um Syrakus viele Sümpfe, welche von den Quellen und Seen, und von den ins Meer flieſſenden Strömen viel trinkbares Waſſer bekommen, und worinnen ſich eine Menge Aale aufhalten, die von jedem, der Luſt hatte, häufig gefangen wurden. Hier kamen die

Mieth=

Miethſoldaten von beyden Heeren, wenn die Waffen ruhten, und ſie Muſſe hatten, beym Aalfange zuſammen. Es waren lauter Griechen, die keine Urſache zur Privatfeindſchaft wider einander trieb, und wenn ſie in den Gefechten tapfer geſtritten hatten, in den Zwiſchenzeiten des Stillſtandes mit einander ſich freundlich unterredeten, und bey dem gemeinſchaftlichen Fiſchfange die guten Eigenſchaften des Meers und die Fruchtbarkeit der umliegenden Gegenden bewunderten. Bey ſolcher Gelegenheit ſagte einmal ein Korinthiſcher Soldat zu den Griechiſchen Soldaten, die bey den Carthaginenſern dienten: „Wie könnt ihr doch, da ihr geborne Griechen ſeyd, den Barbaren behülflich ſeyn, eine ſo groſſe und ſo prächtige Stadt ſich unterwürfig zu machen, und die grauſamen und blutdurſtigen Carthaginenſer zu euren Nachbarn haben wollen, da ihr vielmehr wünſchen ſolltet, daß noch mehrere Sicilien eine Vormauer von Griechenland ſeyn könnten? Oder glaubt ihr, daß ſie von den Säulen des Herkules und von dem Atlantiſchen Meere her mit einer ſo groſſen Armee hieher gekommen ſeyn, um die Herrſchaft des Iketes zu vertheidigen? Und wenn dieſer Mann eine fürſtliche Klugheit beſäſ-

ſe, und nicht ſeine eigne Landesleute vertrieben, und die Feinde in ſein Vaterland eingeführt hätte, ſo würde er ſelbſt von den Korinthern und dem Timoleon die ihm gebührende Ehre und Herrſchaft erlangt haben.„

Dieſe Reden wurden von den Miethſoldaten im ganzen Carthaginenſiſchen Lager ausgeſtreut, und erregten bey dem Magon einen Argwohn von Verrätherey. Er hatte auch ſchon lange einen Vorwand, den Iketes zu verlaſſen, gewünſcht. Daher waren alle Bitten des Iketes, daß er bey ihm bleiben möchte, und alle Vorſtellungen, daß ihre Macht der Korinthiſchen ſo ſehr überlegen wäre, vergeblich: Magon wollte lieber der Tapferkeit und dem Glücke Timoleons weichen, als ihn durch ſeine Kriegsmacht überwältigen: er ſegelte ohne Verzug nach Africa zurück, und ließ ſich, wider alle menſchliche Vermuthung, Sicilien aus den Händen entgehen.

Den Tag drauf erſchien Timoleon mit ſeinen Truppen, und wollte die Feinde angreifen. Er fand die Hafen leer, und erfuhr die Entweichung des Magon; über deſſen Feigherzigkeit die Korinthiſchen Soldaten ſo ſpotteten, daß ſie in der Stadt herumliefen, und ſchrien, ſie wollten demjenigen

jenigen eine Belohnung geben, der ihnen anzeigen würde, warum die Carthaginenſiſche Flotte vor ihnen geflohen wäre.

Aber Iketes hatte noch Luſt zu fechten, und wollte die Stadt nicht verlieren, er behauptete diejenigen feſten und ſchwer einzunehmenden Plätze, die er inne hatte. Timoleon theilte ſeine Armee zum Angriffe: er ſelbſt wollte die feſteſte Seite beym Fluſſe Anapus beſtürmen: indeſſen ſollte Iſias, ein Korinther, mit einem andern Haufen von Achradine her die Feinde angreifen, und der dritte Haufe ſollte unter den Befehlen des Dinarchus und Demaretus, welche beyde die neuen Hülfstruppen von Korinth zugeführt hatten, auf Epipolä einbrechen. Da der Angrif auf dieſe Art von allen Seiten geſchah, ſo wurden die Truppen des Iketes bald in die Flucht geſchlagen.

Daß die Stadt im Sturme * ſobald, bey der Flucht der Feinde, erobert wurde, muß man al-

* Die Worte des Textes κατ' ἄκρας geben keinen Sinn, und haben die Ueberſetzer zu falſchen Verdolmetſchungen verleitet. Ich leſe κατὰ κράτος, ein Ausdruck, der dem Plutarch ſehr gewöhn-

lerdings der Tapferkeit der Korinthiſchen Solda-
ten, und der Klugheit des Feldherrn zuſchreiben; daß aber dabey kein Korinthiſcher Soldat getödtet, und nicht einmal verwundet worden, kann nur allein dem beſondern Glücke des Timoleons zugeſchrieben werden. Dieſes ſcheint ſelbſt die Tapferkeit dieſes Helden übertroffen zu haben, damit die Nachwelt mehr das Glück des Timoleons als ſeine groſſen Eigenſchaften bewundern möchte. Der Ruf dieſer Begebenheiten breitete ſich nicht allein ſogleich durch ganz Sicilien und Italien aus, ſondern ganz Griechenland ſprach auch in wenigen Tagen drauf von dieſem groſſen Glückszufalle. Und zu Korinth, wo man noch zweifelhaft war, ob die neue abgeſchickte Verſtärkung in Sicilien angekommen wäre, erfuhr man zu gleicher Zeit die Nachricht von der Ankunft und dem Siege der Truppen. So ſehr gieng alles nach Wunſche, und ſo ſehr hatte das Glück dieſe ſchönen Thaten durch die Geſchwindigkeit verherrlicht.

Als

gewöhnlich iſt, und wie leicht daraus von den Abſchreibern κατ᾽ ἄκρας konnte gemacht werden, brauche ich den Kritikverſtändigen nicht zu beweiſen.

Als Timoleon die Stadt und das Schloß im Beſitze hatte, ſo machte ers nicht wie Dion, welcher das Schloß wegen der ſchönen und herrlichen Bauart verſchonte, und ſich dadurch erſt Verläumdung, und hernach ſeinen Untergang zuzog. Er ließ vielmehr öffentlich ausrufen, es möchten ſich die Syrakuſaner mit Eiſen und andern Werkzeugen verſehen einfinden, und das Schloß des Tyrannen zerſtören helfen. Es lief von allen Orten her Volk zuſammen. Man betrachtete dieſes Aufgeboth des Timoleons und den Tag der Zerſtörung des Schloſſes als den ſicherſten Anfang der Freyheit. Nicht allein das Schloß, ſondern alle Palläſte und Denkmäler der Tyrannen wurden eingeriſſen und zerſtört. Timoleon, um ſich den Syrakuſanern noch gefälliger zu machen, ließ an eben dieſen Plätzen Gerichtshäuſer erbauen, und erhob dadurch die Urtheile des Volks über die Alleinherrſchaft.

Aber es fehlte der Stadt Syrakus an Einwohnern: viele waren in den innerlichen Kriegen und Unruhen umgekommen, viele auch wegen der Tyrannen weggeflüchtet: der Marktplatz zu Syrakus war, da ihn faſt niemand mehr betreten hatte, mit ſo vielen und hohen Graſe bewachſen,

daß die Pferde darauf weiden, und die Pferdeknechte ſich im Graſe verſtecken konnten. Die andern Städte in Sicilien, ſehr wenige ausgenommen, waren mit Hirſchen und wilden Schweinen angefüllt, ſo daß man öfters in den Vorſtädten und bey den Mauern Jagden anſtellte. Diejenigen, welche ſich bisher in feſten Oertern und Schlöſſern aufgehalten hatten, weigerten ſich nach Syrakus zurückzukommen, weil ſie den Marktplatz, Rathhaus und Gerichtsſtühle, wo ſich die meiſten zu Tyrannen aufgeworfen hatten, mit Haß und Abſcheu betrachteten. Timoleon und die Syrakuſaner beſchloſſen daher, die Korinther ſchriftlich zu erſuchen, daß ſie ihnen aus Griechenland neue Coloniſten ſchicken möchten, denn das Land hätte ſonſt müſſen wüſte liegen, und man vermuthete auch einen ſtarken Krieg aus Africa, nachdem man erfahren, daß die Carthaginenſer, voll Unwillen über das Betragen des Magon, ihn, da er ſich ſelbſt umgebracht hatte, noch ans Kreuz hatten ſchlagen laſſen, und eine groſſe Kriegsmacht verſammelten, um künftigen Sommer wieder nach Sicilien zu kommen.

Mit dieſen Briefen des Timoleons giengen zugleich Geſandten von Syrakus nach Korinth ab,

und baten, daß ſich die Korinther ihrer Stadt annehmen, und durch Ueberſendung neuer Coloniſten zum zweytenmale die Stifter von Syrakus werden möchten. Die Korinther ergriffen nicht, wie ſie wohl konnten, dieſe Gelegenheit, ihre Herrſchaft zu erweitern, und ſich die Stadt unterwürfig zu machen. Sie ſchickten Abgeordnete zu den feyerlichen Spielen in Griechenland, und in andre groſſe und volkreiche Zuſammenkünfte der Griechen, und lieſſen öffentlich ausrufen, daß die Korinther, nach Vertilgung der Tyranney zu Syrakus, und Vertreibung des Tyrannen, alle Syrakuſaner und Einwohner von Sicilien, die Luſt hätten nach Syrakus zurückzukehren, einladen lieſſen, das Land wieder unter ſich zu theilen, und daſelbſt in vollkommner Freyheit, nach ihren eignen Geſetzen, zu leben. Darauf ſchickten ſie auch nach Aſien und in die Inſeln Abgeordnete, wohin ſich, dem Gerüchte nach, die meiſten Flüchtlinge zerſtreut hatten, und lieſſen ihnen befehlen, nach Korinth zu kommen, um unter Anführung von Korinthiſchen Officiern und mit Korinthiſchen Schiffen nach Syrakus zurückzukehren. Dieſes großmüthige Betragen erwarb der Stadt Korinth den herrlichſten und würdigſten

Ruhm;

Ruhm; ſie hatte Sicilien von der Tyranney befreyt, ſie hatte es aus der Gewalt der Carthaginenſer errettet, und nun gab ſie das Land ſeinen Beſitzern wieder.

Aber die Anzahl derer, die ſich zu Korinth einſanden, um nach Sicilien zurückzukehren, war nicht groß, ſie baten daher, daß ſie aus Korinth und den andern griechiſchen Staaten noch mehr Coloniſten mitnehmen dürften, und wie ihrer über zehntauſend beyſammen waren, ſo ſchiften ſie nach Syrakus ab. Hier hatten ſich ſchon aus Sicilien und aus Italien viele Schaaren beym Timoleon eingefunden, ſo, daß alle zuſammen, wie Athanis erzehlt, ſechszigtauſend Mann ausmachten. Timoleon theilte das Land unter ihnen aus, und die Häuſer verkaufte er für tauſend Talente.* Den vorigen Bürgern von Syrakus gab er die Freyheit, ihre Häuſer wieder an ſich zu kaufen, zugleich bemühte er ſich durch allerhand Mittel dem ganz armen Volke Geld zu verſchaffen, welches ſo dürftig war, daß es weder ſich Lebensmittel zu verſchaffen, noch einen Krieg auszuhalten fähig war. Es wurden daher auch ſogar die Statüen verkauft: man hielt über jede eine

* Ohngefähr eine Million Thaler.

eine Art von Gericht, zog ſie, wie lebendige Menſchen, zur Rechenſchaft, verklagte und verurtheilte ſie. Es ſollen dabey alle Statüen ſeyn verdammt worden, die einzige, die dem Gelon zu Ehren errichtet war, ausgenommen, welche die Syrakuſaner aus Hochachtung für ihn wegen des Sieges, den dieſer König bey Himera über die Carthaginenſer erfochten hatte, erhalten haben.

Nachdem die Stadt Syrakus auf dieſe Art wieder von neuen hergeſtellt, und durch die von allen Orten herbeykommenden neuen Bürger wieder bevölkert worden war, ſo nahm ſich Timoleon vor, auch die übrigen Städte in Freyheit zu ſezzen, und alle deſpotiſche Herrſchaften gänzlich aus Sicilien zu vertilgen. Er zog daher mit ſeinen Truppen in die verſchiednen Gebiete der Inſel: er zwang den Iketes, dem Bündniſſe mit den Carthaginenſern zu entſagen, und zu verſprechen, daß er ſeine Schlöſſer niederreiſſen und als ein Privatmann in Leontium leben wollte. Den Leptines, welcher Apollonien und viele kleine Städte beherrſchte, brachte er ſo ins Gedränge, daß er ſich freywillig ergab, er ſchenkte ihm das Leben, und ſchickte ihn nach Korinth, denn er hielt es für einen ruhmvollen Glanz für die Hauptſtadt,

ſtadt, daß daſelbſt die aus Sicilien vertriebnen Tyrannen in ihrem erniedrigten Stande vor den Augen von ganz Griechenland lebten.

Hierauf gieng er ſelbſt nach Syrakus zurück, um die Regierungsverfaſſung der Republik zu Syrakus anordnen zu helfen, und mit dem Kephalus und Dionyſius, die von Korinth zur Einrichtung der Geſetze dahin gekommen waren, Berathſchlagungen zum Beſten des neu errichteten Staats zu halten. Damit aber ſeine Miethvölker zu thun hätten, und auch in dem Kriege etwas gewinnen möchten, ließ er ſie unter Anführung des Dinarchus und Demaretus in die Provinz von Sicilien einfallen, welche den Carthaginenſern gehörte. Sie nahmen den Barbaren viele Städte weg, und bereicherten ſich nicht nur ſelbſt, ſondern ſchaften auch ſo viel Geld herbey, daß man Vorrath zu einem Kriege mit den Carthaginenſern hatte.

Indeſſen landeten die Carthaginenſer auf dem Vorgebürge Lilybäum mit einer Kriegsmacht von ſiebzigtauſend Mann. Sie hatten zweyhundert Kriegsſchiffe, tauſend andere Schiffe, eine ſolche Menge von Kriegsgeräthſchaften, Streitwagen, Proviant und allen Kriegsbedürfniſſen bey ſich,

daß

daß es ſchien, als wenn ſie nun nicht mehr mit einzelnen Partheyen Krieg führen, ſondern alle Griechen auf einmal aus ganz Sicilien jagen wollten. Denn dieſe Kriegsmacht wäre hinlänglich geweſen, die Sicilianer ſich unterwürfig zu machen, wenn ſie auch nicht durch die innerlichen Unruhen ſo geſchwächt, und in ſo üble Umſtände wären verſetzt worden. Die Nachricht von der Verwüſtung ihres Gebiets brachte dieſe Feinde ſo ſehr auf, daß ſie ihre beyden Feldherren Asdrubal und Amilcar ſogleich wider die Korinther führten.

Sobald die Syrakuſaner von dieſem Einbruche der Carthaginenſer benachrichtigt wurden, geriethen ſie wegen der Stärke dieſer Kriegsmacht in ſolche Beſtürzung, daß von den vielen Tauſenden, die ſich da befanden, kaum dreytauſend die Waffen ergriffen, und mit dem Timoleon dem Feinde entgegen giengen. Die Miethsvölker beliefen ſich auch nur auf viertauſend Mann, und von dieſen liefen noch unterwegens auf tauſend aus Furcht davon, und glaubten, Timoleon müſſe vor Alter unſinnig geworden ſeyn, daß er einer Armee von ſiebzigtauſend Mann mit fünftauſend Mann Fußvölkern und tauſend Reutern entgegen gienge, und acht Tagereiſen von Syrakus ſich entfernte,

te, wodurch er auſſer Stand geſetzt würde, ſeine Erſchlagnen zu begraben, und ſeine Flüchtlinge in einen ſichern Ort hin zu retten. Aber Timoleon war noch froh, daß diese feigherzigen Soldaten vor der Schlacht ihre Verrätherey zu erkennen gegeben, und ſich davon gemacht hatten: er ſprach den andern Truppen Muth ein, und beſchleunigte ſeinen Marſch nach dem Fluſſe Krimeſus, wo er gehört hatte, daß die Armee der Carthaginenſer ſtände.

Indem er mit ſeinem Heere einen Hügel heraufzog, von dem man die feindliche Armee überſehen konnte, kamen ihm Mauleſel entgegen, die mit Ephen beladen waren. Den Soldaten fiel dabey ein, daß dieſes ein böſes Zeichen wäre, weil man die Gräber der Todten mit Epheu zierte, und es daher zum Sprüchworte geworden war, von einem ohne Hofnung liegenden Kranken zu ſagen: **Er braucht nichts mehr als Epheu.** Aber Timoleon, der ſeine Truppen von dieſem Aberglauben und Muthloſigkeit abbringen wollte, ließ ſie Halte machen, machte ihnen Vorſtellungen, wie ſie ſich zu den Umſtänden ſchickten, und erweckte von neuen ihren Muth, da er ihnen ſagte, daß **ihnen die Kränze noch vor dem Siege gebracht**

würden, und von freyen Stücken in ihre Hände kämen. Er bezog ſich auf die Gewohnheit, die damals die Korinther hatten, derjenigen, die in den Iſthmiſchen Spielen den Preis erhielten, mit Epheu zu bekränzen, welcher von älteſten Zeiten her von ihnen für heilig gehalten wurde. Denn damals war noch nicht, wie anjetzt, der Fichtenkranz bey den Iſthmiſchen, und nur bey den Nemeiſchen Spielen der Epheukranz eingeführt. Nach der Anrede an ſeine Truppen nahm Timoleon ſelbſt zuerſt Epheu, und bekränzte ſich damit, welchem Beyſpiele die Officiers und alle Soldaten folgten. Zugleich zeigten die Wahrſager den Truppen zwey Adler in der Luft, davon der eine eine zerriſſene Schlange in ſeinen Klauen hielt, der andre mit ſtarkem und munterm Geſchreye vorbeyflog, worauf das ganze Heer die Götter um Hülfe und Beyſtand anflehte.

Es war die Zeit im Monate Junius gegen den längſten Tag. Es erhob ſich über den Fluß ein ſo ſtarker Nebel, daß die ganze Ebene mit Dunkelheit bedeckt wurde, und man von den Feinden nichts ſehen konnte: man hörte nur ein undeutliches vermiſchtes Geräuſch den Hügel heran tönen, welches die groſſe feindliche Armee anzeigte.

Als das Korinthiſche Heer aber den Hügel erſtiegen, und ſich gelagert hatte, um auszuruhen, und die höher ſteigende Sonne die Dünſte an ſich zog, ſo ſammelte ſich der Nebel in der Höhe, und verdunkelte die Spitzen des Berges, die untere Gegend wurde aber wieder helle. Da ſahe man den Fluß Krimeſus und das Heer der Feinde, welches den Uebergang über den Fluß anfieng. Voran waren die fürchterlich gerüſteten Streitwagen, hierauf folgten zehntauſend Mann Fußvolk, welche weiſſe Schilde trugen, und wegen ihrer glänzenden Rüſtungen, und der geſchloſſenen Ordnung ihres Zuges, von den Korinthern für lauter geborne Carthaginenſer gehalten wurden. Zuletzt folgten eine Menge ausländiſche Truppen, welche unordentlich und mit Ungeſtüm zogen.

Timoleon bemerkte, daß der Fluß ihm die Feinde ſo überlieferte, daß er mit ſo vielen, als er wollte, ſich auf einmal einlaſſen könnte: er zeigte ſeinen Soldaten, wie der Strom das feindliche Heer trennte, und der eine Theil ſchon über den Fluß gegangen wäre, der andre es noch erſt thun wollte. Er befahl daher dem Demaretus, daß er mit der Reuterey die Carthaginenſer angreifen, und ſie in Unordnung bringen ſollte, ehe ſie

ſich

ſich noch geſtellt hätten. Er ſelbſt gieng in die Ebene herab, und ſtellte die beyden Flügel ſo, daß er unter die gebornen Sicilianer die ausländiſchen Miethſoldaten vermiſchte: in die Mitte, wo er ſelbſt commandirte, nahm er die Syrakuſaner, und die tapferſten Miethvölker. Nach geſtellter Schlachtordnung blieb er noch eine Weile ſtille ſtehen, um zu ſehen, was ſeine Reuterey ausrichten würde.

Er bemerkte, daß dieſe wegen der Streitwagen, die vor der feindlichen Armee herfuhren, mit den Carthaginenſern nicht handgemein werden konnte, ſondern, um nicht in Unordnung zu gerathen, öftere Wendungen machen mußte, und nur im Umwenden Angriffe thun konnte. Er ergrif daher ſein Schild, ſtellte ſich an die Spitze der Fußvölker, und rief ihnen zu, daß ſie getroſt und muthig folgen ſollten. Seine Stimme ſchien dabey ganz ungewöhnlich ſtark und übermenſchlich zu ſeyn, entweder weil er ſie aus Eifer zum Gefechte ſo ſehr anſtrengte, oder weil eine Gottheit, wie damals die meiſten glaubten, ſeine Stimme ſtärkte. Seine Truppen antworteten ihm mit einem Feldgeſchrey, und verlangten ſogleich wider den Feind angeführt zu werden. Er gab hierauf der

Reuterey ein Zeichen, daß ſie ſich von den Streitwagen ſeitwärts abwenden und dem Feinde in die Flanke fallen ſollte; die Trompeter blieſen zum Angrif, und das Gefecht gieng an.

Den erſten Anfall hielten die Carthaginenſer tapfer aus: ihre eiſernen Panzer und ehernen Helme ſchwächten die Wirkung der Lanzen. Man grif darauf zu den Schwerdtern, wobey die Geſchicklichkeit eben ſo viel als die Stärke ausrichten konnte. In dem Augenblicke fieng es an erſchrecklich von den Bergen herab zu donnern und zu blitzen, und der Nebel, der ſich an die Spitzen der Berge gezogen hatte, kam in einem Sturm- und Hagelwetter auf das Schlachtfeld herab. Zum Glücke kam das Wetter den Griechen in den Rücken, und den Carthaginenſern ins Geſicht, welche vor den Hagelſchlägen und den heftigen Blitzen nicht die Augen aufthun konnten. Die Unordnung riß um ſo mehr, beſonders bey den neuen Soldaten, ein, da man wegen der ſchrecklichen Donnerſchläge und wegen des Getöſes der von den Schloſſen getroffnen Schilder und Waffen die Befehle der Feldherrn gar nicht vernehmen konnte. Zudem waren die Carthaginenſer ſo ſchwer bewafnet, daß ſie mit ihren Rüſtungen

im Kothe nicht fortkommen konnten, und in ihren langen Röcken ſammelte ſich ſo viel Waſſer, daß ſie dadurch im Gefechte verhindert, und von den Griechen leicht niedergeworfen wurden, aber mit ihren ſchweren Waffen ſich nicht wieder aus dem Kothe heraushelfen konnten. Und der Fluß Krimeſus ſchwoll von den Regengüſſen an, und trat, währendem Uebergange der Feinde aus. Das umliegende Feld, in welchem Vertiefungen und Gruben waren, wurde ganz überſchwemmt, und die Carthaginenſer geriethen darinnen in die gröſste Gefahr.

Noch währenden Wetter ſchlugen die Griechen die Vortruppen der Feinde, welche aus vierhundert Mann beſtanden, worauf das ganze Heer die Flucht ergrif. Viele wurden auf dem Felde niedergemacht, viele erſoffen, indem ſie auf die losdrängten, die noch eben über den Fluß ſetzten, und viele, die ſich auf die Hügel retten wollten, wurden von den leichten Truppen niedergehauen. Unter den zehntauſend in dieſer Schlacht gebliebenen Feinden ſollen dreytauſend Carthaginenſer geweſen ſeyn. Die Stadt Carthago gerieth dadurch in groſſe Trauer, denn die umgekommenen gehörten zu den edelſten, reichſten und angeſehnſten

ſten Männern dieſer Stadt, und vorher waren noch niemals in einer Schlacht ſo viele gebohrne Carthaginenſer umgekommen, weil man meiſtentheils andre Africaner, Spanier und Numidier zum Kriege gebraucht, und die Niederlagen mit fremden Truppen erlitten hatte.

Die Griechen erſahen aus der Beute den vornehmen Stand der Erſchlagnen, denn ſie gewannen eine ſolche Menge Gold und Silber, daß ſie das Erzt und Eiſen gar nicht achteten. Sie ſetzten über den Fluß, und eroberten das ganze feindliche Lager, worinnen ſie eine groſſe Menge Vieh und zweyhundert Wagen erbeuteten, auch noch viele Gefangene machten, deren ganze Anzahl, obgleich ſehr viele von ihnen von den Soldaten waren niedergemacht worden, ſich auf fünftauſend belief. Das Zelt des Timoleons zeigte den ſchönſten und prächtigſten Anblick, es war mit der treflichſten Beute von allerhand Art ausgeſchmückt, und mit tauſend ſchön und künſtlich gearbeiteten Harniſchen umgeben. Wegen der geringen Anzahl der Sieger, die eine ſo groſſe Beute zu machen hatten, konnte auch erſt am dritten Tage nach der Schlacht das Siegeszeichen errichtet werden.

Timo=

Timoleon ſchickte mit der Nachricht von dem Siege zugleich die ſchönſten von den eroberten Waffen nach Korinth, um auf ſein Vaterland die Bewundrung aller Menſchen zu ziehen, in deſſen Hauptſtadt allein unter allen übrigen griechiſchen Städten die vornehmſten Tempel nicht mit griechiſcher Beute und geheiligten traurigen Denkmälern von getödteten Anverwandten und Landsleuten, ſondern mit der Beute der Barbaren geſchmückt waren, und durch die dabey befindlichen rühmlichen Inſchriften nicht allein die Tapferkeit ſondern auch die Gerechtigkeit der Sieger anzeigten, und ein dauernder Beweis waren, daß die Korinther und ihr Feldherr Timoleon die griechiſchen Colonien in Sicilien von der Knechtſchaft der Carthaginenſer befreyt, und den Göttern dafür dieſe Merkmale ihrer Dankbarkeit gewidmet hatten.

Bald nach dem erhaltnen Siege ließ Timoleon nur die Miethvölker in dem Gebiete der Carthaginenſer ſtehen, und dieſes verwüſten, er ſelbſt aber gieng nach Syrakus zurück. Hier verwies er die tauſend Mann Miethſoldaten, welche ihn vor der Schlacht verlaſſen hatten, aus Sicilien, ſie mußten noch vor Untergang der Sonne aus

Syrakus weichen. Sie ſchiften nach Italien über, und wurden da von den Brutiern, wider die gegebenen Verſprechungen, ermordet, wodurch ſie von Gott, wegen ihrer an Timoleon begangenen Verrätherey, geſtraft wurden.

Mamercus, der Tyrann von Catana, und Iketes, ſchloſſen indeſſen, entweder aus Eiferſucht über das Glück des Timoleons, oder aus Furcht vor ihm, weil ſie ihm keine Freundſchaft gegen die Tyrannen zutrauten, mit den Carthaginenſern ein Bündniß, und ſtellten ihnen vor, daß ſie eine neue Armee und einen Feldherrn nach Sicilien ſchicken müßten, wenn ſie nicht gänzlich daraus vertrieben ſeyn wollten. Dieſe lieſſen den Giskon von Carthago mit ſiebzig Schiffen abſegeln, worauf auch griechiſche Miethvölker waren, dergleichen die Carthaginenſer jetzt zum erſtenmale gebrauchten, weil ſie nunmehr die griechiſchen Soldaten für die tapferſten und unüberwindlichſten hielten.

Die Carthaginenſiſche Armee grif Meßina mit vereinten Kräften an, und erſchlug die vierhundert Mann Miethvölker, die Timoleon dahin geſandt hatte. Sie rückte darauf ins Carthaginenſiſche Gebiet, und überfiel und tödtete bey Hie-

tä

tå * das Corps Truppen, welches dort unter dem Commando des Euthymus aus Leukadien ſtand. Und auch bey dieſem Verluſte bewunderte man das Glück des Timoleons. Denn die erſchlagnen Soldaten waren eben diejenigen, welche unter dem Philodemus aus Phokis und dem Onomarchus die Stadt Delphos eingenommen, und den Tempel daſelbſt geplündert hatten. Sie waren, von jedermann gehaßt, und als eine verfluchte Rotte verabſcheut, in Peloponnes herumgeirrt, und vom Timoleon, aus Mangel anderer Soldaten, in Sold genommen worden. In Sicilien hatten ſie immer geſiegt, wenn ſie unter der Anführung des Timoleons gefochten hatten. Als ſie nach den größten und wichtigſten Schlachten

* Lübin und Dacier haben an ſtatt der gewöhnlichen Leſart περὶ ἱερὰς vorgeſchlagen zu leſen περὶ ἱετὰς, weil kein Ort in Sicilien Hiera hieß, wohl aber ein Schloß Hietå, wie Stephan. Byzant. angiebt, welcher Muthmaſſung ich um ſo viel lieber folge, da es ganz wider den Zuſammenhang in der Erzehlung iſt, hieher die Inſel Hiera, mit Herrn Kind, zu ſetzen. Reiske hat bey dieſer Stelle, wie faſt bey allen wichtigen Kritikſtellen, nichts geſagt.

ten vom Timoleon andern Städten zu Hülfe geſchickt wurden, kamen ſie alle, zwar nicht auf einmal, aber nach und nach um, und es ſchien, als wenn die Strafgerechtigkeit ihre Rache an ihnen mit Abſicht bis nach dem Glücke des Timoleons aufgehoben hätte, damit nicht die unſchuldigen mit den ſchuldigen zugleich geſtraft würden. So ungemein fügte es ſich, daß man die Gunſt der Götter gegen den Timoleon eben ſowohl, wenn er Verluſt litte, als wenn er Siege erfochte, bewunderte.

Inzwiſchen waren doch die Syrakuſaner über den Schimpf, den ihnen die Tyrannen zufügten, ſehr mißvergnügt. Denn der Tyrann Mamercus, der ſich viel darauf einbildete, daß er Verſe und Tragödien machte, prahlte mit ſeinem über die Miethsvölker erhaltenen Siege ſo ſehr, daß er die eroberten Schilde in den Tempeln mit folgender Aufſchrift aufhängen ließ: **Dieſe von Purpurfarbe, Gold und Elfenbein glänzenden Schilde haben wir mit ſchlechten Schilden erobert.**

Timoleon lag während dieſer Umſtände vor Kalauria, welches den Iketes auch ſo kühn machte, daß er einen Einfall ins Syrakuſaniſche Gebiet that, viele Beute machte, und auf dem Rückwege

wege ſogar bey Kalauria vorbey zog, weil er das geringe Heer des Timoleons nicht achtete. Timoleon ließ ihn vorbeyziehen, gieng ihm aber mit ſeiner Reuterey und den leichten Truppen ſogleich nach. Iketes, wie er dieß gewahr wurde, gieng über den Fluß Damyrias, um da dem Timoleon den Uebergang ſtreitig zu machen, welches er deſto eher hofte, da das hohe Ufer an beyden Seiten des Fluſſes den Uebergang ſehr erſchwerte. Und eine neue Verhinderung des Gefechts entſtand durch den wunderbaren Wetteifer der Hauptleute des Timoleons, von denen keiner der letzte im Angriffe ſeyn wollte, aber jeder der erſte. Sie drängten ſich einander zum Uebergange in ſolcher Unordnung zuvor, daß Timoleon beſchloß, ihren Rangſtreit durchs Loos zu entſcheiden. Er nahm dazu von jedem ſeinen Ring, und nachdem er ſie in ſeinem Rocke unter einander geſchüttelt hatte, ſo traf ſichs, daß in dem erſten Ringe, der herausgezogen wurde, ein Siegeszeichen geſtochen war. Wie das die jungen muthigen Krieger gewahr wurden, erhuben ſie ein Freudengeſchrey, warteten ihre Looſe nicht ab, ſtürmten in ſchleuniger Hitze, ſo wie jeder zuvorkommen konnte, über den Fluß, und griffen

den

den Feind an. Dieſer aber erwartete den ſtürmiſchen Angrif nicht, und entfloh mit weggeworfnen Waffen, mit einem Verluſte von tauſend Mann.

Bald drauf belagerte Timoleon die Stadt Leontium ſelbſt, und bekam den Iketes nebſt ſeinem Sohne Eupolemus, und ſeinem Generale über die Reuterey Euthymus gefangen: welche alle von ihren eignen Soldaten gebunden überliefert wurden. Iketes und ſein Sohn wurden als Tyrannen mit der Todesſtrafe belegt. Euthymus, ein ſonſt tapfrer und kühner General, wurde deswegen nicht am Leben geſchont, weil er kurze Zeit vorher ſich einer Beſchimpfung der Korinther ſchuldig gemacht hatte. Er ſoll nämlich in einer bey Gelegenheit des Anmarſches der Korinther zu Leontium gehaltenen Rede ſich ſo ausgedrückt haben: **Es ſey nichts ſchreckliches oder fürchterliches, daß die Korinthiſchen Weiber aus ihren Wohnungen hervorgekommen wären.** * So leicht können oft böſe Reden mehr als feindſelige Thaten Haß erwecken, und es iſt oft ſchwerer, den Schimpf als den Schaden zu ertra-

* Eine Anſpielung auf einen Vers der Medea beym Euripides. Med. verſ. 214.

ertragen. Thätliche Angriffe ſind im Kriege den Feinden durch die Nothwendigkeit erlaubt, aber wörtliche Beleidigungen ſind das Uebermaaß des Haſſes oder der Bosheit.

Nach der Rückkunft des Timoleons zu Syrakus verdammten die Syrakuſaner in einer öffentlichen Verſammlung die Weiber und Töchter des Iketes zum Tode, und lieſſen ſie hinrichten. Dieſes ſcheint das grauſamſte Verfahren des Timoleons geweſen zu ſeyn, denn, wenn er es nicht zugegeben hätte, ſo wären dieſe Weiber wohl nicht umgebracht worden. Vielleicht aber nahm er ſich ihrer deswegen nicht an, um ſie der Rache der Syrakuſaner, wegen der an dem Dion, der den Dionyſius vertrieben hatte, begangnen Grauſamkeit Preiß zu geben. Denn Iketes hatte, wie in dem Leben des Dions erzehlt wird, deſſen Gemahlin, Arete, ſeine Schweſter, Ariſtomache, und ſeinen noch unerwachſenen Sohn lebendig erſäufen laſſen.

Nach Ueberwindung des Iketes zog Timoleon auch gegen den Mamercus in Catana. Er traf ihn bey dem Fluſſe Alabus in Schlachtordnung an, jagte ihn in die Flucht, und tödtete über zweytauſend Feinde, unter welchen eine groſſe Menge

Car:

Carthaginenſiſcher Hülfstruppen war, die Giskon dem Mamerkus zugeſchickt hatte.

Hierauf trugen die Carthaginenſer Friedensvorſchläge an, und Timoleon machte auf folgende Bedingungen Friede, daß die Carthaginenſer das Land innerhalb des Fluſſes Lycus behalten, allen denjenigen, welche aus ihrem Gebiete nach Syrakus ziehen wollten, freyen Abzug mit ihrem Vermögen und ihren Familien verſtatten, und allen Bündniſſen mit den Tyrannen in Sicilien entſagen ſollten. Mamercus gerieth darüber in Verzweiflung, und ſchifte nach Italien, um die Lukaner zum Kriege wider den Timoleon und die Syrakuſaner zu bewegen. Aber ſobald ſeine Begleiter aus Italien nach Sicilien zurückgekommen waren, überlieferten ſie dem Timoleon die Stadt Catana. Mamercus ſah ſich nun genöthigt, nach Meßina, zum Hippo, dem Tyrannen dieſer Stadt, zu flüchten.

Timoleon belagerte Meßina zu Waſſer und zu Lande, und Hippo, der auf einem Schiffe zu entfliehen ſuchte, wurde gefangen genommen. Die Meßiner, welche ihn in ihre Gewalt bekamen, geißelten ihn auf dem öffentlichen Theater zu Tode, und lieſſen ihre Kinder aus der Schule kommen,

men, um der Beſtrafung des Tyrannen, als einem lehrreichen Beyſpiele, zuzuſehen.

Mamercus ergab ſich dem Timoleon mit der Bedingung, daß er ſich vor einem öffentlichen Gerichte zu Syrakus vertheidigen dürfte, und Timoleon nicht ſein Ankläger wäre. Er wurde nach Syrakus geführt, wo er vor einer Verſammlung des Volks eine Vertheidigungsrede zu halten verſuchte, die er ſchon vor langer Zeit verfertigt hatte. Wie er aber ſahe, daß ſich ein Tumult erhob, und das Volk unverſöhnlich war, warf er ſeinen Mantel ab, lief mitten durch die Verſammlung, und raunte mit ſeinem Kopfe an eine Bank, um ſich den Kopf zu zerſtoſſen; aber er erlangte dieſe Todesart nicht, ſondern wurde lebendig weggeführt, und wie die Straſſenräuber hingerichtet.

So vertilgte Timoleon die Tyrannen, und endigte die innerlichen Kriege Siciliens. Und dieſe ganze bey ſeiner Ankunft durch ihre Unglücksfälle verwilderte, und von ihren eignen Einwohnern gehaßte Inſel machte er zu einem ſo cultivirten und angenehmen Wohnplatze, daß Fremde hinſchiften, um ſich da niederzulaſſen, da vorher ihre eigne Einwohner ihr entflohen waren. So wurden Agrigent und Gela, zwey groſſe Städte,

welche die Carthaginenſer, nach dem Attiſchen Kriege, * gänzlich zerſtört hatten, wieder von neuen bevölkert und angebaut. Nach Agrigent führten Megellus und Pheriſtus aus Elea, nach Gela aber Gorgos aus Keos die alten Bürger, die ſich auf ihren Schiffen verſammelt hatten, wieder zurück. Die Sorgſalt, mit welcher Timoleon ihnen nach einem ſo groſſen Kriege Sicherheit und Ruhe, und alles, was ſie nöthig hatten, zu verſchaffen ſuchte, machte, daß er als der Stifter der Städte geliebt wurde. Und die Hochachtung aller Einwohner der Inſel war ſo groß gegen ihn, daß man keine Friedensbedingungen, keine Geſetzgebung, keine Eintheilung der Ländereyen, und keine Einrichtung einer Staatsverfaſſung für gut genug hielt, wenn nicht ſein Beyfall, wie die glückliche Hand eines Baumeiſters bey einem groſſen Werke, daran Antheil nahm, welches man als eine den Göttern ſelbſt angenehme Zierde betrachtete.

Grie=

* Nämlich der Expedition des Alcibiades auf Sicilien, währendem Peloponneſiſchen Kriege, wovon im Leben des Alcibiades mehrere Nachricht gegeben iſt.

Griechenland hatte damals viele groſſe Männer, welche die herrlichſten Thaten verrichteten, einen Timotheus, Ageſilaus, Pelopidas, und den vom Timoleon am meiſten nachgeahmten Epaminondas; aber aller dieſer Helden Ruhm war mit Gewaltthätigkeit und Mühe vermiſcht, und einige ihrer Thaten wurden vom Tadel und von der Reue begleitet; hingegen von den Thaten des Timoleons giebts keine einzige, wenn man die gegen ſeinen Bruder ausnimmt, bey welcher man nicht, wie Timäus ſagt, mit dem Sophokles ausrufen könnte: **Ihr Götter! welche Venus, oder welcher Liebesgott hat dieſes Werk vollenden helfen!** Denn ſo wie die Gedichte des Antimachus, und die Gemählde des Dionyſius, (welches beyde Kolophonier waren) zwar viel Geiſt und Kraft haben, aber Kunſt und Mühe verrathen, hingegen die Gemählde des Nikomachus, und die Gedichte des Homers bey aller ihrer Kraft und Grazie leicht und ohne Mühe verfertigt zu ſeyn ſcheinen: ſo ſcheinen, bey einer unpartheyiſchen Vergleichung, die Thaten des Timoleons gegen die ſo beſchwerlichen und gefahrvollen Feldzüge des Epaminondas und Ageſilaus zwar nicht das Werk des bloſſen Glückes, aber der glücklichſten Tapferkeit zu ſeyn.

 Und

Und Timoleon ſchrieb auch ſelbſt alle ſeine Siege dem Glücke zu. Wenn er an ſeine Freunde nach Hauſe ſchrieb, oder zu Syrakus eine Rede hielt, pflegte er öfters zu ſagen: Er danke der Gottheit, welche Sicilien hätte erretten, und ſeinen Namen bey dieſem Werke mit hätte wollen nennen laſſen. Er errichtete auch der Glücksgöttin unter dem Namen Avtomatia, einen Tempel in ſeinem Hauſe, opferte ihr, und widmete dem heiligen Schutzgeiſte ſein ganzes Haus. Er bewohnte ein Haus, welches ihm die Syrakuſaner nebſt einem ſehr ſchönen und vortreflichen Landgute zur Belohnung ſeiner Verdienſte geſchenkt hatten, in welchem er die mehrſte Zeit mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern, die er zu ſich hatte kommen laſſen, zubrachte. Denn er gieng nicht wieder nach Korinth zurück, miſchte ſich in keine der damaligen griechiſchen Unruhen, und wollte ſich nicht dem Neide ſeiner Landsleute ausſetzen, in welchen die meiſten Feldherrn durch ihre unerſättliche Ehrbegierde und Herrſchſucht gerathen. Er genoß die Früchte ſeiner Thaten zu Syrakus ruhig, unter denen das vornehmſte Vergnügen war, daß er ſo viele Städte, und ſo viele tauſend Menſchen durch ſich glücklich gemacht ſah.

Weil aber, wie Simonides ſagt, jede Lerche ihren Federbuſch, und jeder Freyſtaat ſeinen Aufwiegler haben muß, ſo griffen auch zwey öffentliche Redner zu Syrakus, Laphyſtius und Demänetus, den Timoleon an. Jener verklagte ihn wegen einer gewiſſen Sache, und verlangte, daß er einen Bürgen ſtellen ſollte. Die Bürger wurden darüber ſo unwillig, daß ſie einen Tumult erregten, deſſen fernere Folgen ſelbſt Timoleon verhinderte, indem er auftrat, und ſagte: ich habe ſo manche Beſchwerlichkeit und Gefahr freywillig ausgeſtanden, damit jedermann zu Syrakus Geſetze und Freyheit gebrauchen könnte Demänetus klagte den Timoleon in einer öffentlichen Verſammlung wegen vieler Dinge bey ſeinen Feldzügen an. Dieſer aber antwortete darauf nichts weiter, als daß er ſagte: Ich danke den Göttern, daß ſie meine Bitte erfüllt haben, und mich die Syrakuſaner in Freyheit geſetzt ſehen laſſen.

Timoleon hatte, ohne Widerſpruch, die größten und ſchönſten Thaten, unter allen Griechen ſeiner Zeit, ausgeführt, und er war der einzige, der in denjenigen Dingen ſich Ruhm erwarb, worzu die Redner in den feyerlichſten Zuſammen-

menkünften der Griechen ihre Nation beſtändig aufmuntern. Und von den Uebeln, welche Alt=Griechenland damals betrafen, erhielt ihn ſein Glück, das ihn nach Sicilien gebracht hatte, unbefleckt und frey. Er hatte den Barbaren und Tyrannen ſeine Klugheit und Tapferkeit, und den Griechen und Freunden ſeine Gerechtigkeit und Großmuth gezeigt: er hatte ſeine meiſten Trophäen ohne die Trauer und die Thränen ſeiner Mitbürger errichtet: er hatte, in noch nicht völlig acht Jahren, Sicilien von allen innerlichen Unruhen und Uebeln befreyt, und dieſes Land ſeinen Einwohnern wieder übergeben.

In ſeinem Alter ſchwächte ſich ſein Geſicht, und er wurde endlich ganz blind, woran weder er ſelbſt noch das Glück Schuld war, ſondern es war dieſer Zufall vielmehr eine Art von Erbkrankheit, welche ſich auch bey ihm mit dem Alter einfand, denn es ſollen verſchiedne von ſeinen Anverwandten in ihrem Alter das Geſicht verloren haben. Athanis erzehlt, daß er ſchon währendem Feldzuge wider den Hippo und Mamercus in dem Lager vor Myllä ein ſo ſchwaches Geſicht gehabt habe, daß man bemerkt, er würde blind werden, er habe aber dennoch die Belage=

rung

rung eifrig fortgeſetzt, bis er die Tyrannen in ſei-
ne Gewalt bekommen. Als er nach Syrakus von dieſer Expedition zurückgekommen ſey, habe er ſeine oberſte Herrſchaft niedergelegt, und die Syrakuſaner um ſeine Entlaſſung gebeten, weil nunmehr alles zu einem erwünſchten Ende gekommen ſey. So wenig man ſich über die Gelaſſenheit zu verwundern hat, mit welcher Timoleon ſeine Blindheit ertrug, ſo ſehr muß man die Hochachtung und Dankerkenntlichkeit der Syrakuſaner gegen ihn rühmen. Sie beſuchten ihn in ſeiner Blindheit häufig, ſie führten die durchreiſenden Fremden in ſein Haus, und auf ſein Landgut, damit ſie den Wohlthäter Siciliens kennen lernen möchten; ſie waren ſtolz auf die Ehre, daß dieſer Held ſein Leben bey ihnen zubringen wollte, der eine durch ſeine Siege ſich bereitete glänzende Rückkehr nach Griechenland nicht achtete. Unter den vielen und groſſen Beweiſen der Hochachtung gegen ihn war die öffentliche Verordnung der Syrakuſaner nicht die geringſte, daß ſie in einem jeden Kriege gegen Ausländer einen Korinthiſchen Feldherrn zu ihrem Anführer erwählen wollten.

Ein beſonders ſchönes Schauſpiel gab die Hochachtung, die man ihm bey öffentlichen Verſammlungen des Volks erwies. Geringe Gegenſtände entſchieden ſie vor ſich ſelbſt, aber zu wichtigen Angelegenheiten beriefen ſie ihn. Sie lieſſen ihn alsdenn auf einem zweyſpännigen Wagen über den Markt bis auf den Schauplatz fahren, wo ſie ihre Zuſammenkunft hielten. Wenn er erſchien, ſo begrüßte ihn die Verſammlung mit einhelliger Stimme, und wenn er ſich dagegen bedankt hatte, ſo mußte man einige Zeit dem Frohlocken und den Lobſprüchen des Volks laſſen, ehe man ihm die Sache vortragen konnte, worüber er ſeine Meynung ſagen ſollte. Nach geſchehener Beſtätigung ſeiner Meynung führten ihn ſeine Bedienten wieder von dem Schauplatze weg, und das Volk begleitete ihn mit Freudengeſchrey nach Hauſe; dann wurden erſt die andern öffentlichen Sachen berichtigt.

In einem ſo ehrenvollen und mit allgemeinem Wohlwollen geſchmückten Alter ſtarb Timoleon an einer leichten Krankheit, die durch das hohe Alter tödtlich wurde. Die Syrakuſaner brachten einige Tage damit zu, daß ſie Anſtalten zu ſeinem Leichenbegängniſſe machten, und die be-

nach-

nachbarten Städte und Fremde dazu einladeten. Sie machten dabey einen glänzenden Aufwand: Jünglinge, die durchs Loos dazu erwählt waren, trugen ſeine herrlich geſchmückte Bahre über das zerſtörte Tyrannenſchloß der Dionyſier: viele tauſend Männer und Weiber begleiteten ſie mit Kränzen und in feſtlichen Kleidern: es war der Anblick eines groſſen Feſtes. Und die Klagen und Thränen, die ſich unter die Lobeserhebungen des Verſtorbnen miſchten, zeigten, daß da keine bloſſe Ehrenbezeigung oder ein verordnetes öffentliches Leichenbegängniß angeſtellt würde, ſondern daß eine gerechte Sehnſucht und wahre wohlwollende Dankbarkeit den Verſtorbnen begleitete. Endlich, als die Bahre auf den Scheiterhaufen war geſetzt worden, las der Herold Demetrius, der die ſtärkſte Stimme hatte, folgendes öffentliches Decret ab: — „Das Syrakuſaniſche Volk verwendet zwar nur auf das Leichenbegängniß des Timoleons, des Sohns des Timodemus aus Korinth, zweyhundert Minen, * verordnet aber, daß auf immer zu ſeinen Ehren jährlich Singeſpiele, Wettrennen und Kampfgefechte gehalten werden ſollen, weil er

* 25000 Rthlr.

die Tyrannen vertilgt, die Barbaren beſiegt, die größten zerſtörten Städte wieder aufgebaut, und den Sicilianern die Freyheit wieder gegeben hat.„

Sie begruben ihn auf den Marktplatz, und errichteten ihm ein Denkmal, um welches in der Folge Spaziergänge und eine Paläſtra gebaut wurde, die den Namen Timoleonteum bekam, und worinnen die Jugend in den ritterlichen Uebungen unterrichtet wurde. Sie behielten auch die Einrichtung der Civilverfaſſung und die Geſetze bey, welche Timoleon angeordnet hatte, und waren eine lange Zeit hindurch dabey glücklich.

Aemi=

Aemilius Paulus.

Da ich es zuerſt unternahm Biographien zu ſchreiben, geſchah es auf anderer Ermunterung; jetzt ſetze ich dieſe Arbeit aus eigner Luſt fort, indem ich die Vortreflichkeiten der beſchriebenen groſſen Männer in der Geſchichte ſo wie in einem Spiegel betrachte, und mich ihnen gleich zu bilden ſuche. Und es iſt ſo viel, als wenn man einen fortgeſetzten vertrauten Umgang mit dieſen Männern unterhielte, wenn man ſie aus der Geſchichte gleichſam bey ſich aufnimmt, bemerkt, wie groß, wie vortreflich jeder geweſen, und die merkwürdigſten und ſchönſten ihrer Thaten auszeichnet. O! welches Vergnügen könnte gröſſer ſeyn! welches zur Verbeſſerung unſers Charakters wirkſamer!

Zwar behauptet Demokritus, man müſſe wünſchen, daß aus der uns umgebenden Luft glückliche und nützliche Bilder * und nicht unglückliche und

* Demokritus aus Abdera behauptete, daß gewiſſe uns

und ſchädliche uns erſchienen, aber durch dieſe thörichte Behauptung hat er eine Menge aber-gläubiſcher Meynungen in die Philoſophie ge-bracht. Wir hingegen bilden uns durch die ge-nauere Bekanntſchaft mit der Geſchichte und de-ren Lectüre, erhalten in unſrer Seele die Erinne-rung an die beſten und vortreflichſten Menſchen, und entfernen alles Laſterhafte und Niederträch-tige, was ſich durch den nothwendigen Umgang mit andern Menſchen etwan uns nähert, durch die Lenkung unſrer Gedanken auf eine ruhige gu-te Betrachtung der ſchönſten Beyſpiele der Men-ſchen. Von dieſem liefern wir dir hier das Le-ben des Timoleons aus Korinth, und des Aemi-lius Paulus, zweyer Männer, die nicht allein gleiche

uns umſchwebende Luftbilder, εἰδωλα, imagines, (Cic. ad Attic. Libr. II. Ep. 3. et ad Diverſ. Libr. XV. epiſt. 16.) uns zu erſchei-nen, und auf eine geiſtige Art das Denken und Handeln zu verurſachen, auch wohl künftige Dinge zu verkündigen pflegten. S. A. Gell. V. c. XVI. Gaſſend. de phil. Epic. Part. II. Sect. I. c. XI. Weitläuftige Nachricht von dieſem Syſtem giebt Brucker in der Phi-loſ. Hiſtor. 2. Th. 2. B. 11. K.

gleiche Abſichten, ſondern auch gleiches Glück bey ihren Unternehmungen hatten, und die es zweifelhaft machen, ob ihre groſſe Thaten mehr durchs günſtige Geſchick oder durch ihre Klugheit ſind verherrlicht worden.

Die mehrſten Geſchichtſchreiber ſind darinnen einig, daß das Geſchlecht der Aemilier zu Rom zu den älteſten Patriciſchen Geſchlechtern gehört habe: daß aber der Stammvater dieſes Geſchlechtes, der demſelben auch den Namen gegeben, Mamercus, der Sohn des Philoſophen Pythagoras geweſen, der wegen ſeiner angenehmen Beredtſamkeit den Zunamen Aemilius erhalten, erzehlen nur diejenigen, welche den König Numa für einen Schüler des Pythagoras halten.

Die meiſten aus dieſem Geſchlechte, die ſich einen groſſen Ruhm erworben haben, waren bey der Tapferkeit, wodurch ſie ſich hervorzuthun ſuchten, glücklich. Der einzige Lucius Aemilius Paulus war in der Schlacht bey Cannä unglücklich, und bewies doch auch dabey Klugheit und Tapferkeit. Denn er nahm an der Schlacht, von der er ſeinen Nebengeneral durch keine Vorſtellungen abhalten konnte, nur gezwungen Antheil, aber an der Flucht keinen Antheil, ſondern, nach-

dem dieſer, der das Gefecht angefangen hatte, es verließ, blieb er auf dem Kampfplatze und ſtarb fechtend. Deſſen Tochter Aemilia heyrathete den groſſen Scipio, und der Lucius Aemilius Paulus, deſſen Leben wir beſchreiben, war ſein Sohn.

Dieſer erreichte ſein männliches Alter zu einer Zeit, welche durch die gröſten und erhabenſten Männer Roms verherrlicht wurde. Aber er betrat nicht denjenigen Weg zur Ehre, den damals die vornehmſten Römiſchen Jünglinge erwählten. Er ſuchte nicht durch öffentliche gerichtliche Reden Ruhm, und er vermied jene Liebkoſungen und Schmeicheleyen gegen das Volk gänzlich, durch welche die meiſten mit eifriger Dienſtgefliſſenheit ſich die Gunſt des Volks zuzogen. Er beſaß zu beyden Künſten Geſchicklichkeit genug, aber er hielt die Ehre, die durch Tapferkeit, Gerechtigkeit, und Treue erzeugt wird, für gröſſer, als jene beyde, und that es hierinnen ſehr zeitig den andern jungen Römern zuvor.

Die erſte Magiſtrats = Würde, um die er ſich bewarb, war die Aedilität, und er wurde zwölf andern Competenten, die alle nachher bis zum Conſulat geſtiegen ſeyn ſollen, vorgezogen.

In

In der Folge wurde er zu einem Augur erwählt. Dieſes ſind diejenigen Prieſter, welche zu Rom die Aufſicht über die Wahrſagungen von den Vögeln und Himmelserſcheinungen haben. Er beobachtete dabey die von Alters her eingeführten Gebräuche ſo genau, und ſtudirte das bey dieſem Religionsinſtitute ehedem übliche ſo ſehr, daß dieſe Prieſterſchaft, bey welcher man ſonſt nur der Ehre wegen eine Stelle ſuchte, eine von den höchſten Wiſſenſchaften wurde, und den Satz der Philoſophen beſtätigte, daß die Religion die Wiſſenſchaft der Verehrung Gottes ſey.

Alles, was dieſes Amt betraf, verrichtete er mit ſolchem Eifer und ſolcher Thätigkeit, daß er bey ſeinen Amtsgeſchäften ſich von allen andern Zerſtreuungen entfernte, und weder etwas von dem Ueblichen dabey unterließ, noch etwas Neues einführte, aber mit ſeinen Mitprieſtern ſich häufig, auch über Kleinigkeiten, unterredete, und behauptete, daß ohnerachtet der Meynung von der Güte der Götter, und ihrer Verzeihung der Fehler, dennoch eine Nachläßigkeit in dem Religionsdienſte dem Staate ſchädlich wäre. Denn niemand, ſagte er, ſetzt den Staat gleich auf einmal durch ein groſſes Vergehn in Gefahr, aber

die

die nachläßig in Kleinigkeiten ſind, auch die genaue Sorgfalt bey wichtigen Dingen.

Eine gleiche Aufmerkſamkeit und Sorgfalt bewieß er in Abſicht der Militairdiſciplin und der da eingeführten Ordnung. Er bewarb ſich nicht durch Schmeicheleyen und gefällige Nachſicht gegen die ihm Untergebenen um die Gunſt des gemeinen Volks, wie damals die meiſten thaten, die auf dieſe Art durch ihr erſtes Commando ein zweytes zu verdienen ſuchten, ſondern hielt, gleichſam als wenn er hierbey eine andere heilige Prieſterſchaft zu verwalten hätte, genau über die Kriegsgeſetze, war gegen die Ungehorſamen oder Nachläßigen ſehr ſcharf, ſtellte die gute Ordnung in ſeinem Vaterlande wieder her, und hielt es für wichtiger, ſeine Mitbürger zu diſcipliniren, als die Feinde zu beſiegen.

Es dauerte noch der Krieg gegen Antiochus den groſſen, wider welchen die Römer ihre gröſten Generale geſchickt hatten, als ein andrer Krieg im Occidente entſtand, weil alles in Spanien in Empörung ausbrach. Aemilius wurde dahin geſchickt, und bekam das Vorrecht, daß er an ſtatt der ſechs Faſces, welche ihm als Prätor zukamen, ſich zwölf Faſces durfte vortragen laſſen, wodurch

ſeine

ſeine Feldherrnſtelle Conſulariſche Würde erhielt. Er ſchlug die Feinde in zweyen Schlachten mit einem Verluſte von dreyßigtauſend Mann. Und dieſe Vortheile ſchienen die Würkung ſeiner Klugheit zu ſeyn, weil er einen für ſich bequemen Ort zum Schlachtfelde gewählt, und bey dem Uebergange der Feinde über einen Fluß ſeinen Soldaten den Sieg leicht gemacht hatte. Zweyhundert und funfzig Städte, die ſich ihm freywillig ergaben, kamen unter die Römiſche Herrſchaft. Nach wiederhergeſtelltem Frieden und beruhigter Provinz kehrte er nach Rom zurück, ohne in dieſem Kriege um eine Drachme reicher geworden zu ſeyn, wie er denn überhaupt ſo wenig für die Vermehrung ſeines Vermögens beſorgt, und dabey ſo freygebig war, und ſo glänzend lebte, daß von ſeinem nicht großen Vermögen nach ſeinem Tode kaum ſo viel übrig blieb, daß es zur Bezahlung desjenigen, was ſeiner Gemahlin gehörte, zureichte.

Er hatte ſich mit Papiria, einer Tochter des Maſo, welcher Conſul geweſen war, verheyrathet, ſich aber von ihr, nachdem er lange Zeit mit ihr gelebt, und verſchiedene Kinder von ihr hatte, ſcheiden laſſen. Sie hatte ihm den be-

rühmten Scipio und Fabius Aemilianus * geboren. Die Urſache dieſer Eheſcheidung finde ich nirgends angegeben, aber das mag wohl ein ſehr wahrer Ausdruck ſeyn, was jener Römer, der ſich von ſeiner Frau geſchieden hatte, ſeinen Freunden, die ihn darüber tadelten, zur Antwort gab: — **Iſt deine Frau nicht keuſch, iſt ſie nicht ſchön? iſt ſie nicht fruchtbar?** ſagten ſie. Er zeigte ihnen ſeinen Schuh, und ſagte: **Iſt er nicht ſchön? iſt er nicht neu? Und doch weiß niemand von euch, wo er mich drückt?** Es ſind freylich zuweilen groſſe und öffentlich bekannte Verbrechen die Urſache der Ehetrennungen: aber oft entſtehen auch aus einer gewiſſen Widrigkeit und Ungleichheit der Charaktere kleinere häufige Zwiſtigkeiten, die eine unüberwindliche Abneigung mit einander zu leben bewirken.

Aemilius nahm, nach der Eheſcheidung von der Papiria, eine andere Gemahlin, mit welcher er zwey Söhne zeugte, die er in ſeinem Hauſe behielt:

* Plutarch nennt ſie der Adoption nach; der eine wurde vom Scipio, der andre vom Fabius Maximus, deſſen Biographie im vorigen Theile ſteht, adoptirt, wie bald darauf Plutarch ſelbſt erzehlt.

hielt: die Söhne der erſten Ehe brachte er in die größten und angeſehenſten Familien: den älteſten nahm Fabius Maximus, der fünfmal Conſul geweſen war, den jüngern der Sohn des Scipio Africanus, der auch ſein Vetter war, an Kindes Statt an. Von ſeinen Töchtern heyrathete die eine den Sohn des Cato, die andere den Aelius Tubero, einen vortreflichen Mann, der unter allen Römern am meiſten der Armuth Ehre machte: denn ſechszehn Aelier, die alle zu einem Geſchlechte gehörten, bewohnten zuſammen ein kleines Haus, hatten mit ihren Frauen und vielen Kindern einen einzigen gemeinſchaftlichen Feuerheerd, und ein einziges Landgut reichte zu aller ihren Unterhalt hin. Die Tochter des Aemilius Paulus, eines Mannes, der zweymal Conſul geweſen war, und zweymal einen Triumph gehalten hatte, die ſich unter dieſer Anzahl befand, ſchämte ſich der Armuth ihres Mannes ſo wenig, daß ſie vielmehr die Großmuth, um welcher willen er ſo arm war, verehrte. In den jetzigen Zeiten leben Brüder und Anverwandte, wenn ihre Güter nicht durch die Lage, Flüſſe, und Mauern, oder groſſe Zwiſchenplätze von einander abgeſondert ſind, in beſtändigen Streitigkeiten.

Die Geſchichte ſtellt denen, die ſich beſſern wollen, ſolche Beyſpiele zur Betrachtung und Nachahmung vor.

Als Aemilius Conſul geworden war, führte er wider die an den Alpen wohnenden Ligurier, welche von andern Liguſtiner genennt werden, Krieg. Dieſes Volk war tapfer und kriegriſch, und hatte von den Römern ſelbſt, durch Gelegenheit der Nachbarſchaft, die Kriegskunſt gelernt; es wohnte an den äuſerſten Grenzen von Italien unter den Alpen und an denjenigen Alpengebürgen, welche ſich bis an das Tyrrheniſche Meer erſtrecken, und Africa gegen über liegen. Es hatte ſich mit den Galliern und den an der Seeküſte wohnenden Spaniern vermiſcht, trieb damals mit ſeinen Schiffen Seeräuberey, und nahm und verderbte die Kauffartheyſchiffe bis an die Säulen des Herkules hin.

Dieſe Nation ſtellte dem Aemilius eine Armee von vierzigtauſend Mann entgegen: er hatte in allem nicht mehr als achttauſend Mann bey ſich, und grif dennoch den fünfmal ſtärkern Feind an, und ſchlug ihn, und jagte ihn hinter ſeine Mauern, worauf er ſehr gelinde Friedensvorſchläge that; denn die Römer wollten nicht gerne die ganze Liguri=

guri=

guriſche Nation ausrotten, weil ſie ſie als einen Zaun oder Vormauer gegen die Gallier, die beſtändig gegen Italien Bewegungen machten, betrachteten. Die Ligurier nahmen die Vorſchläge des Aemilius an, und übergaben ihm ihre Städte und Schiffe. Er fügte auch den Städten keinen Schaden weiter zu, als daß er ihre Mauern niederreiſſen ließ, aber die Schiffe nahm er ihnen alle weg, und ließ ihnen kein einziges, welches mehr als drey Ruderbänke hatte: er befreyte auch alle Gefangene, die ſie zu Lande und auf dem Meere gemacht hatten, unter denen ſich viele Fremde und auch viele Römer befanden. Durch dieſe Thaten machte er ſein erſtes Conſulat berühmt.

In der Folge ſuchte er öfters wieder Conſul zu werden, und bewarb ſich auch einige mal um dieſe Stelle, aber er wurde immer übergangen, worauf er in Ruhe lebte, und ſich theils mit Abwartung ſeines Augurdienſtes, theils mit dem Unterrichte ſeiner Kinder beſchäftigte, die er in den vaterländiſchen Wiſſenſchaften auf die Art, wie er ſelbſt war erzogen worden, unterrichtete, die Griechiſchen Künſte und Wiſſenſchaften aber ſie mit vorzüglichem Eifer lernen ließ. Denn

ſeine Söhne waren nicht allein mit Sprachlehrern, Philoſophen, und Rhetoren, ſondern auch mit Bildhauern, Mahlern, Jägern, und Aufſehern über Pferde und Hunde umgeben. Und er ſelbſt war, aus Liebe gegen ſeine Kinder, worinnen er es allen Römern zuvorthat, bey ihren Studiren und Uebungen, wenn ihn nicht öffentliche Geſchäfte abhielten, immer zugegen.

Unter den öffentlichen Angelegenheiten zog damals der Krieg gegen den Macedoniſchen König Perſeus die mehrſte Aufmerkſamkeit auf ſich. Man beſchuldigte die Römiſchen Generale, daß ſie aus Ungeſchicklichkeit und Nachläßigkeit den Krieg auf eine ſo ſchlechte und ſchimpfliche Art führten, daß ſie ſelbſt mehr Schaden erlitten, als ſie dem Feinde zufügten. Die Römer hatten eben den Antiochus den Groſſen aus ganz Aſien und über den Berg Taurus nach Syrien getrieben, und ihn ſo eingeſchloſſen, daß er zufrieden ſeyn mußte, den Frieden mit funfzehntauſend Talenten * erkaufen zu können. Kurze Zeit vorher noch

* Dieſe 15 Millionen Thaler wurden jedoch nicht auf einmal, ſondern nach gewiſſen Terminen bezahlt, und ihre Bezahlung drückte noch lange

noch hatten ſie den König Philippus in Theſſalien gedemüthigt, und die Griechen von der Herrſchaft der Macedonier befreyt. Selbſt Annibal, dem kein König an Macht und Kriegerliſt gleich kam, war überwunden worden. Unerträglich ſchien es ihnen daher, daß ſie mit dem Perſeus, als wenn er den Römern gewachſen wäre, eine ſo lange Zeit mit gleichem Glücke Krieg führen ſollten, da er doch den Krieg nur von den Reſten der geſchwächten Macht ſeines Vaters führte. Sie wußten aber nicht, daß Philippus nach ſeinen Niederlagen die Macedoniſche Macht ſehr verſtärkt und verbeſſert hatte, welches ich nach den Umſtänden kürzlich erzehlen will.

Antigonus, der mächtigſte unter Alexanders Feldherren und Nachfolgern, der auf ſich und ſein Geſchlecht die Königliche Würde brachte, hatte einen Sohn, Namens Demetrius, deſſen Sohn Antigonus Gonatas, und der Enkel Demetrius hieß. Dieſer Demetrius regierte nicht lange, und hinterließ einen unmündigen Prinzen mit Namen

ge die Nachfolger Antiochus des Groſſen, die nicht wieder zu Kräften kommen konnten. Livius giebt Libr. 38. cap. 37. nur 12000 Talente an.

Philippus. Die Vornehmſten in Macedonien befürchteten innerliche Unruhen, und riefen daher den Antigonus, den Vetter des verſtorbenen Demetrius, zu ſich, welcher die Mutter des jungen Philippus heyrathete, und anfänglich deſſen Vormund und Feldherr war, nachher aber von den Macedoniern, die in ihm einen gütigen und auf das gemeine Beſte aufmerkſamen Beherrſcher erkannten, zum König erwählt wurde. Er bekam den Beynamen Doſon, weil er immer viel verſprach, und wenig hielt.

Nach ihm beſtieg Philippus den Thron, der in ſeiner Jugend ſich einen vor allen Königen vorzüglichen Ruhm, und die Meynung erwarb, daß er Macedonien zu ſeinem vorigen Anſehn wieder erheben, und allein fähig ſeyn würde, die Macht der Römer, die ſich ſchon allenthalben hin ausbreitete, einzuſchränken. Aber nach der groſſen Niederlage bey Skotuſa, wo ihn Titus Flaminius beſiegte, wurde er ſo furchtſam, daß er ſich gänzlich den Römern übergab, und zufrieden war, daß er mit einer mäßigen Geldſtrafe davon kam. Allein in der Folge war er darüber ſehr mißvergnügt, und glaubte, daß es ſich nur für einen Gefangnen, der zufrieden ſeyn müßte, wenn er Unterhalt

terhalt bekäme, nicht aber für einen klugen und muthigen König ſchickte, von der Gnade der Römer abzuhangen, und dachte aufs neue auf Krieg, zu welchem er ſich auf eine geheime und liſtige Art rüſtete. Er ließ die Städte, welche an den Straſſen und am Meere lagen, ſchwach beſetzen, und gleichſam wüſte liegen, um die Aufmerkſamkeit der Römer nicht zu reizen, und ſammelte in den obern Provinzen eine groſſe Kriegsmacht zuſammen. Er füllte die innern Plätze, Schlöſſer und Städte ſeines Reichs mit vielen Waffen, Proviant und Soldaten an: er bereitete ſich zum Kriege, aber hielt alles wie gleichſam verſchloſſen und verborgen. Er hatte einen Vorrath von Waffen beyſammen, der für dreyßigtauſend Mann hinreichte; in den Städten lagen in den Magazinen acht Millionen Scheffel Getraide, und der Vorrath von Gelde war ſo groß, daß er damit zehntauſend Mann Miethstruppen zehn Jahre beſolden konnte. Allein, ehe er ſein groſſes Vorhaben ausführen konnte, ſtarb er vor Gram und Verdruß, da er inne wurde, daß er durch die Verleumdungen ſeines böſen Prinzen, des Perſeus, ſeinen beſſern Prinzen, Demetrius, unſchuldiger weiſe hatte hinrichten laſſen. Per-

ſeus, der ihm in der Regierung folgte, erbte mit dem Reiche zugleich den Haß gegen die Römer, aber war unfähig, ihn auszuführen, denn er hatte einen niederträchtigen ſchlechten Charakter, bey welchem unter mancherley üblen Leidenſchaften der Geiz die herrſchende war. Er ſoll auch nicht einmal ein ächter Prinz, ſondern der Sohn einer Argoliſchen Schneiderin, Gnathänia genannt, geweſen, und von der Gemahlin des Philippus heimlich untergeſchoben worden ſeyn. Eben deswegen ſcheint er den Demetrius aus dem Wege geräumt zu haben, aus Furcht, es möchte, wenn das Königliche Haus einen ächten Erben hätte, endlich einmal ſeine unächte Geburt entdeckt werden.

Aber ohnerachtet ſeiner ſchlechten und niederträchtigen Eigenſchaften war er doch durch die Stärke ſeines Reichs im Stande, den Krieg lange Zeit hindurch auszuhalten. Er ſchlug ſogar die Römiſchen Conſuln mit ihren Armeen und groſſen Flotten, und machte verſchiedne Gefangene. So ſchlug er den Publius Licinius, der in Macedonien einfiel, in einem Gefechte der Reuterey, tödtete zweytauſend fünfhundert tapfre Soldaten, und bekam ſechshundert gefangen. Er über-

überfiel die Römiſche Flotte, welche bey Oreum lag, unvermuthet, bemächtigte ſich zwanzig Schiffe mit ihren Ladungen, verſenkte die andern, die mit Getraide beladen waren, und eroberte auch vier Kriegsſchiffe. Er ſchlug in einer andern Schlacht den Feldherrn Hoſtilius, als dieſer bey Elimia in Macedonien eindringen wollte, bot ihm eine zweyte Schlacht an, da er heimlich durch Theſſalien anrücken wollte, und trieb ihn in Furcht. Er unternahm gleichſam als eine Nebenbeſchäftigung in dem Kriege gegen die Römer, die er nicht zu achten ſchien, einen Feldzug wider die Dardaner, tödtete zehntauſend Feinde, und führte viel Beute weg. Auch wiegelte er die Gallier auf, welche an der Donau wohnen, und Baſtarnen heiſſen, ein kriegriſches und beſonders zu Pferde ſehr geſchicktes Volk, und zugleich ermunterte er die Illyrier durch ihren König Gentius, mit an dem Kriege gegen die Römer Theil zu nehmen, ſo daß auch ein Gerücht lief, daß dieſe Barbaren in Macedoniſchen Sold treten, und durch das untere Gallien bey dem Adriatiſchen Meere in Italien einfallen würden.

Dieſe Nachrichten bewegten die Römer, bey der Wahl eines Feldherrn nicht auf Gunſt und

Ver=

Verſprechungen der Competenten zu ſehen, ſondern einen Mann zu erwählen, der Klugheit beſäſſe, und groſſe Dinge auszuführen verſtände. Ein ſolcher war Aemilius Paulus: er war zwar ſchon faſt ſechszig Jahr alt, aber noch bey muntrer Geſundheit und von einer Menge Anverwandten, jungen Söhnen, und mächtigen Freunden umgeben, welche alle ihm zuredeten, der Stimme des Volks, das ihn zum Conſulate berief, zu folgen. Anfänglich bezeigte er ſich ſtolz gegen das Volk, und wieß alle Ehrenbezeigungen und allen Eifer deſſelben für ſich mit der Aeuſſerung ab, daß er dieſe Würde nicht nöthig hätte. Da aber darauf das Volk ſich täglich vor ſeinem Hauſe verſammelte, und mit Geſchrey und Ungeſtüm verlangte, daß er ſich auf dem Markte unter denen, die um das Conſulat ſich bewarben, einfinden ſollte, ſo gab er endlich nach. Sobald er auf dem Markte unter den Competenten des Conſulats erſchien, war es gar nicht als wenn er ein Competent wäre, ſondern als wenn er Sieg und Kriegsglück mit ſich brächte: er wurde mit hofnungsvollem Eifer aufgenommen, und zum zweytenmale zum Conſul erwählt.

Man ließ auch nicht einmal, wie ſonſt gewöhnlich war, die Conſuln um die Provinzen looſen, ſondern übertrug dem Aemilius Paulus ſogleich die Führung des Macedoniſchen Krieges. Man erzehlt, als er vom ganzen verſammelten Volke einmüthig zum Feldherrn wider den Perſeus ernannt, und in einem feyerlichen Gefolge nach Hauſe begleitet worden ſey, ſo habe er ſeine Tochter Tertia, die noch ſehr jung geweſen, weinend angetroffen, und als er ſie gefragt, weswegen ſie ſo betrübt wäre, habe ſie unter Umarmungen und Küſſen zu ihm geſagt: **Weißt du denn nicht, Vater, daß unſer Perſeus geſtorben iſt?** wodurch ſie den Hund im Hauſe, der dieſen Namen hatte, meynte. Aemilius ſoll geantwortet haben: **Glück zu, liebe Tochter, ich nehme die Vorbedeutung an.** Cicero führt dieſen Umſtand in ſeiner Schrift von Vorherbedeutungen an.

Es war gewöhnlich, daß die neuernannten Conſuln, zur Dankerkenntlichkeit gegen das Volk, eine öffentliche Rede an daſſelbe hielten. Aemilius drückte ſich vor der Verſammlung des Volks auf folgende Art aus: „**Mein erſtes Conſulat erhielt ich, weil ich dieſe Würde ſuchte; mein zweytes erhalte ich, weil ihr einen General ſucht:**

ich weiß euch alſo deswegen keinen Dank. Und wenn ihr glaubt, daß ein andrer die Kriegsangelegenheiten beſſer als ich verwalten wird, ſo will ich von meinem Amte ſogleich wieder abgehen. Wenn ihr aber auf mich Zutrauen geſetzt habt, ſo müßt ihr euch nicht mit ins Feldherrnamt miſchen wollen, und darüber keine Raiſonnements führen, ſondern in der Stille die Kriegsbedürfniſſe herbeyſchaffen. Denn wenn ihr den Generalen Befehle geben wollt, ſo werden wir in unſern Kriegen noch immer lächerlicher werden, als wir ſchon jetzt ſind.„

Dieſe Rede erwarb ihm die Ehrfurcht der Römiſchen Bürger, und Hofnung auf ihn für die Zukunft. Jedermann freute ſich, daß man, mit Vorbeygehung der Schmeichler, nun einen General gewählt hatte, der Klugheit und Freymüthigkeit beſaß. So ſehr ließ ſich das Römiſche Volk von Tugend und Würde beherrſchen, wenn es darauf ankam, ſelbſt über andre zu herrſchen, und die Gröſſe Roms zu erhalten.

Daß Aemilius Paulus bey ſeiner Abreiſe zur Armee eine gute Seefahrt gehabt, und zu Lande bald und ſicher ins Lager gekommen iſt, ſchreibe ich ſeinem guten Glücke zu. Was aber ſeine

Kriegs=

Kriegsverrichtungen ſelbſt betrift, ſo muß ich geſtehen, wenn ich ſeine kühne Herzhaftigkeit, ſeine kluge Ueberlegung, die eifrige Hülfe ſeiner Freunde, ſeine zuverſichtliche Entſchloſſenheit und ſichere Maasregeln in den Gefahren betrachte, daß ich keine hervorſtechende und groſſe Begebenheit finden kann, die dem ſo gerühmten Glücke dieſes Mannes, wie wohl bey andern Feldherrn geſchehen, zuzueignen wäre. Man müßte denn den Geldgeiz des Perſeus für das gute Glück bey den Unternehmungen des Aemilius halten wollen, wodurch freylich Perſeus, aus Furcht der Koſten, die auf die groſſen und herrlichen Kriegsanſtalten geſetzte Hofnung der Macedonier vernichtete.

Die Baſtarnen ſchickten den Perſeus, auf ſein Bitten, zehntauſend Mann Reuter, nebſt zehntauſend Mann zu Fuß, die ebenfalls auch zu Pferde dienen konnten. Es waren alles Leute, die für fremden Sold dienten, die weder vom Ackerbaue, noch Schiffahrt, noch Viehzucht etwas verſtunden, die bloß das Kriegshandwerk trieben, und ſich mit Schlagen und Fechten beſchäftigten. Sie vereinigten ſich in der Provinz Medika mit dem Heere des Perſeus. Die hohe Statur die-

ſer Leute, ihre bewundernswürdige Geſchicklich-keit in den Waffenübungen, und ihre großſprecheriſchen Drohungen gegen die Feinde, flößten den Macedoniern Muth und die Hofnung ein, daß die Römer ſchon durch den Anblick und die ungewöhnlichen ſchrecklichen Manoevres dieſer Leute in Furcht geſetzt werden, und ihre Angriffe nicht aushalten würden.

Mitten unter ſolchen Ausſichten und Hofnungen wurde Perſeus, als jeder Oberſter dieſer fremden Truppen tauſend Goldſtücke für ſich verlangte, über dieſe Summe wie ſchwindlich und unſinnig, und ſchickte aus niederträchtigem Geize dieſe Hülfstruppen wieder fort, gleichſam als wenn er ſein Geld für die Römer aufſparen, nicht aber mit ihnen Krieg führen wollte, und er ſeinen Feinden einmal eine genaue Rechnung der auf den Krieg verwandten Koſten würde geben müſſen, obgleich dieſe Feinde durch ihr Beyſpiel ihm das Gegentheil lehrten, da ſie, auſſer dem andern Kriegsvorrathe, hunderttauſend Mann zuſammenbrachten, die auf alle Fälle bereit ſtunden. Perſeus, der wider eine ſo groſſe Kriegsmacht, bey der ſo viel Aufwand gemacht wurde, Krieg führte, zählte und verſiegelte ſein Geld, und fürch-

tete

tete ſich es anzugreifen, als wenn es fremden Leuten gehörte. Und dieß that derjenige, der nicht etwa ein geiziger Lydier und Phönicier, ſondern, ſeinem Vorgeben nach, ein Nachkomme des Alexanders und Philippus, und ein Nachahmer ihrer Tugenden war, welche große Könige ihre weitläuftigen Eroberungen mit dem Grundſatze gemacht hatten, daß man durchs Geld den Sieg kaufen müſſe, nicht aber durch den Sieg Geld. Es war auch ein gemeines Sprüchwort, daß nicht Philippus, ſondern des Philippus Geld die griechiſchen Städte erobert habe. Und als Alexander auf dem Feldzuge nach Indien ſich befand, und gewahr wurde, daß die Perſiſche reiche Beute ſeinen Macedoniern auf dem Marſche beſchwerlich und hinderlich war, verbrannte er ſelbſt zuerſt ſeine königliche Packwagen, und bewog die Soldaten, eben das zu thun, und durch die Entledigung dieſes Gepäckes ſich leichter zum Kriege zu machen. Perſeus hingegen häufte das Gold, das ihm, ſeinen Kindern, und ſeinem Reiche gehörte, auf, und wollte ſich nicht durch einen geringen Theil davon retten, ſondern lieber als ein reicher Gefangener mit ſeinem vielen Gel-

de den Römern zeigen, wie viel er für ſie aufgeſpart habe.

Und er hintergieng nicht allein dieſe Gallier, und ſchickte ſie weg, ſondern bewegte auch den Fürſten der Illyrier, Gentius, durch Verſprechung von dreyhundert Talenten, an dem Kriege wider die Römer Theil zu nehmen, zählte auch den Geſandten dieſes Fürſten das Geld auf, und ließ ſie es ſelbſt verſiegeln. Sobald aber Gentius, dadurch ſicher gemacht, ſich auf eine ſo abſcheuliche Art an den Römern vergieng, daß er ihre Geſandten gefangen nahm, und in Feſſeln legte, meynte Perſeus, daß er nun nicht mehr nöthig hätte, den Gentius durch ſein Geld mit den Römern in Krieg zu verwickeln, da er ſich ſelbſt durch ſein ſo arges Vergehen der Römer unverſöhnlichſte Feindſchaft und Krieg zugezogen hätte, und betrog den unglücklichen Fürſten um das verſprochne Geld, welcher vom Perſeus verlaſſen, kurze Zeit darauf von dem Römiſchen Feldherrn Lucius Anicius, der mit einer Armee wider ihn abgeſchickt worden war, aus ſeiner Reſidenz, wie aus einem Neſte, mit Gemahlin und Kindern weggeführt wurde.

Aemilius, der gegen einen ſolchen Feind zu Felde zog, verachtete ihn ſelbſt zwar, aber bewunderte doch ſeine Kriegsmacht und Zurüſtungen. Perſeus hatte ſich mit einer Armee von viertauſend Mann Reuterey und beynahe vierzigtauſend Fußvolk am Meere unter dem Berge Olympus in einer Gegend gelagert, der faſt gar nicht beyzukommen war, und die allenthalben theils durch den Berg, theils durch Schanzen und Paliſaden geſchützt wurde, und glaubte hier durch die Länge der Zeit und die groſſen Koſten den Conſul zu ermüden.

Aemilius war noch mit dem Nachdenken über die Mittel, wie man am beſten einen Angrif verſuchen könnte, beſchäftigt, als ſeine Truppen, die von vorigen Feldzügen her der Frechheit gewohnt waren, über den Verzug unwillig wurden, und von vielen Dingen ſprachen, die nicht auszuführen waren. Er verwies ihnen ihre Unart, gebot ihnen, ſich um Sachen, die ſie nicht verſtünden, nicht zu bekümmern, ſondern nur für ihren Körper, und für ihre Waffen zu ſorgen, damit alles im guten Stande wäre, und ſie auf römiſche Art fechten könnten, wenn es ihnen der Feldherr befehlen würde. Er verordnete zugleich,

daß die nächtlichen Schildwachen keine Lanze bey ſich haben ſollten, damit ſie, weil ſie ſich nun gegen einen feindlichen Angrif nicht vertheidigen konnten, deſto beſſer den Schlaf vermeiden, und Achtung geben möchten.

Am meiſten waren die Truppen über den Mangel am Waſſer unzufrieden: denn es war nur weniges und noch dazu ſchlechtes Waſſer in den Quellen am Meere zu finden. Aemilius ſchloß aus der Menge der grünen Bäume, welche auf der Höhe des Berges Olympus ſtanden, daß unten in der Tiefe ſich müßten Quellen finden laſſen. Er ließ Quellen und Brunnen graben, welche bald mit gutem Waſſer angefüllt wurden, das durch den Zug des gedrängten Erdreichs gegen den leeren Raum hin ſich ſammelte.

Einige behaupten, es gäbe keinen Vorrath von Waſſer an den Orten, wo Quellen ſind, verborgen, und ihr Ausfluß ſey keine Eröfnung und Hervorbringung des Waſſers, ſondern vielmehr eine Erzeugung und Sammlung deſſelben, indem eine gewiſſe Materie da zu Waſſer werde; es werde aber der feuchte Dunſt durch eine dichte Zuſammenrinnung zu Waſſer, wenn er in der Tiefe zuſammengepreßt flüßig werde. So wie

die

die Brüſte der Weiber nicht mit ſchon bereiteter Milch gefüllte Behältniſſe ſind, ſondern in ſich ſelbſt die Nahrung erſt verwandeln, und Milch bereiten, indem ſie ſäugen: ſo hätten auch die friſchen und feuchten Oerter in der Erde nicht das Waſſer in ſich verborgen, noch ſolche Hölen, die aus ihrem bereitliegenden Vorrathe ſo viele Bäche und groſſe Flüſſe hergeben könnten, ſondern ſie drengten die Luft und die Dünſte ſo dichte zuſammen, daß ſie ſie in Waſſer verwandelten. Daher quölle aus den aufgegrabenen Oertern, wie aus den Brüſten der Weiber, wenn ſie ſäugen, das Waſſer durch die Preſſung hervor, indem die Dünſte flüßig werden, und die nicht aufgegrabnen Oerter zeugten kein Waſſer, weil ihnen der Druck fehlte, der den Fluß der Feuchtigkeit bewirkt. Aber diejenigen, die dieſe Meynung behaupten, haben ihren Gegnern Anlaß gegeben, ihnen einzuwenden, daß alſo auch die lebendigen Geſchöpfe kein Blut hätten, ſondern dieſes erſt bey einer Verwundung erzeugt würde, indem ein gewiſſes geiſtiges Weſen, oder das Fleiſch durch Verwandlung flüßig würde. Sie werden aber auch durch die Flüſſe widerlegt, welche die Bergleute und andre, die in die Erde hineingraben, oft in der

Tiefe antreffen, und welche häufiges Waſſer auf einmal hervorſtrömen laſſen, und es nicht allmählig ſammeln, wie es geſchehen müßte, wenn das Waſſer aus dem Drucke in der Bewegung des Erdreichs erzeugt würde. Und oft ſpringt auch ein groſſer Strom Waſſers hervor, wenn in einen Fels gehauen wird, und läßt darauf wieder nach. So viel hiervon. —

Aemilius hielt ſich einige Tage hindurch dem Perſeus gegen über ſo ſtille, wie es bey zwey groſſen ſo nahe ſtehenden Lagern noch niemals geſchehen ſeyn ſoll. Er erfuhr indeſſen unter ſeinen ſorgfältigen Nachforſchungen, daß noch ein einziger Zugang zum feindlichen Lager unbeſetzt gelaſſen war, welcher durch Perrhäbia nach Pythium und Petra führte. Er ſetzte mehr Hofnung darauf, daß dieſer Weg nicht beſetzt war, als er ſich vor den Schwierigkeiten, durch dieſe Defileen durchzukommen, weswegen ſie eben nicht beſetzt waren, fürchtete. Er hielt einen Kriegsrath. Unter den Anweſenden erbot ſich zuerſt Naſica, mit dem Zunamen Scipio, der Schwiegerſohn des Scipio Africanus, der in der Folge in dem Römiſchen Senate viel vermochte, der Anführer der Truppen zu ſeyn, die den Umweg

machen

machen ſollten. Nach ihm that Fabius Maximus, der älteſte Sohn des Aemilius, der noch ſehr jung war, eben dieſe muthige Erklärung.

Aemilius gab ihnen mit Vergnügen über ihren bezeigten Muth eine Parthey Truppen zur Ausführung ihres Vorhabens; nicht eine ſo groſſe Anzahl, wie Polybius erzehlt; ſondern wie Naſica ſelbſt in einem von dieſer Expedition an einen gewiſſen König geſchriebenen Briefe angiebt,* ſo beſtand ſein Corps aus dreytauſend Mann Italieniſchen Hülfstruppen, und aus fünftauſend Mann vom linken Flügel, zu welchen noch hundert und zwanzig Reuter, und zweyhundert Mann von dem vom Harpalus überſchickten Thraciern und Kretern kamen.

Mit dieſem Corps gieng Naſica nach dem Meere zu, lagerte ſich bey der Stadt Herakleum, und ſtellte ſich, als wenn er zu Schiffe gehen, und das feindliche Lager einſchlieſſen wollte. Nachdem die Truppen zu Abend gegeſſen hatten, und es ſchon finſter war, entdeckte er den Officiers ſeine wahre Abſicht, marſchirte des Nachts

 vom

* Sowohl die Stelle des Polybius, welche Plutarch in dieſer Erzehlung anführt, als auch der Brief des Naſica ſind verloren gegangen.

vom Meere weg, und rückte bis vor Pythium, wo er ſeine Völker ausruhen ließ. Hier ſoll die Höhe des Olympus über zehn Stadien betragen, wie Xenagoras, der ſie ausgemeſſen, durch folgende Inſchrift bezeugt: — „Die Höhe des Olympus bey Pythium, wo Apollo Pythius angebetet wird, hat die perpendiculair gemeſſene Höhe von zehn Stadien und ſechs und neunzig Fuß. Xenagoras, des Eumelus Sohn, hat dieſe Höhe genau ausgemeſſen. Du, großer Gott Apollo, gieb Segen.„ — Die Feldmeſſer wollen zwar behaupten, daß weder die Höhe der Berge, noch die Tiefe des Meers mehr als zehn Stadien betrüge, aber Xenagoras ſcheint die Höhe des Olympus ſehr genau und mit geometriſchen Inſtrumenten aufgenommen zu haben.

Naſica blieb an dieſem Orte über Nacht. Perſeus, der den Aemilius ſich ganz ſtille verhalten ſahe, und an das, was vorgieng, gar nicht dachte, wurde durch einen Ueberläufer, der aus Kreta gebürtig, und unterwegens davon gelaufen war, von dem Umwege, den das Römiſche Corps machte, benachrichtigt. Er gerieth zwar darüber in Unruhe, doch machte er mit ſeinem Lager keine Bewegung, und ſchickte nur den Milo mit zehntauſend

tauſend Mann Miethstruppen und zweytauſend Macedoniern ab, die Anhöhen ſchleunig zu beſetzen. Polybius erzehlt, daß dieſe Mannſchaft von den Römern im Schlafe überfallen worden, aber Naſica berichtet in ſeinem angeführten Briefe, daß auf dieſen Anhöhen ein ſehr ſcharfes Gefecht vorgefallen ſey; er ſelbſt habe einen thraciſchen Soldaten von den Miethstruppen, der auf ihn zugelaufen ſey, mit der Lanze durch die Bruſt niedergeſtoſſen, er habe die Feinde beſiegt, und Milo ſey auf eine ſchimpfliche Art, im bloſſen Rocke, ohne Waffen entflohen, worauf er mit Sicherheit den Feind verfolgt, und mit ſeinen Truppen in die Gegend eingedrungen ſey.

Dieſer Vorfall nöthigte den Perſeus, daß er ſchleunig ſein Lager abbrach, zurückgieng, und voller Furcht ſeine Hofnungen fahren ließ. Indeſſen war es nun nothwendig, daß er entweder bey Pydna ſtehen blieb, und eine Schlacht wagte, oder ſeine Truppen in die Städte verlegte, und ſo den Krieg erwartete, welcher doch nun in ſeinem Lande nicht ohne viel Blutvergieſſen geendigt werden konnte.

Durch die Vorſtellungen ſeiner Freunde, daß ſeine Armee ſo zahlreich ſey, und daß ſeine Trup-

pen für ihre Frauen und Kinder mit dem lebhafteſten Muthe fechten würden, wenn ſie ihren König an ihrer Spitze und an den Gefahren Theil nehmen ſehen würden, bekam Perſeus neuen Muth, ließ ein Lager aufſchlagen, und bereitete ſich zu einer Schlacht. Er beſahe die Gegend, und theilte den Officiers ihre Orders aus, als wenn er die Römer ſogleich bey ihrem Anzuge angreifen wollte. Der Platz war auch für die Phalanx, die eine ebene Gegend haben mußte, ſehr bequem, und die herum an einander liegenden Hügel gaben den leichten Truppen Gelegenheit, durch Zurückziehn und Wendungen immer ihre Angriffe zu wiederholen. Vor der Mitte der Macedoniſchen Truppen waren die beyden Flüſſe Aeſon und Leukus, die zwar damals gegen das Ende des Sommers nicht tief waren, aber doch den Uebergang der Römer erſchweren konnten.

Aemilius, der ſich indeſſen wieder mit dem Naſica vereinigt hatte, gieng in Schlachtordnung auf den Feind los. Er erſtaunte, wie er die Menge und die Stellung deſſelben gewahr wurde: er ließ Halte machen, und überlegte, was zu thun ſey. Die jungen Officiers, die für Begierde zu

ſchlagen

ſchlagen brannten, liefen zu ihm, und baten, das Treffen nicht aufzuſchieben, und beſonders that dieſes Naſica, welcher durch den Sieg bey dem Berge Olympus ſeinen Muth erhoben hatte. Allein Aemilius antwortete ihm lächelnd: Ja, wenn ich ſo alt wäre wie du; aber die vielen Siege, welche mich die Fehler der Ueberwundnen gelehrt haben, verbieten mir, mit Truppen, die eben erſt vom Marſche kommen, einen Feind anzugreifen, der in guter geſtellter Schlachtordnung ſteht.

Er ließ hierauf die vorderſten, dem Feinde im Geſichte ſtehenden Truppen, zum Schein in eine Schlachtordnung abtheilen, die Hintertruppen aber mußten ſich umkehren, und ein verſchanztes Lager errichten. Indem nun diejenigen, die zunächſt den letzten ſtunden, immerfort nach und nach ſich zurückwandten, ſo hintergieng er durch dieſe Manoevres, mit welchen er das Schlachtfeld verließ, die Feinde, und brachte endlich ſein ganzes Heer hinter die Verſchanzungen.

Als es Nacht wurde, und die Truppen nach dem Eſſen ſich zur Ruhe begeben wollten, verdunkelte ſich plötzlich der volle Mond, und bekam, nach verlornem Lichte, mancherley Farben, bis er endlich ganz verſchwand. Die Römer machten,

nach

nach ihrer Gewohnheit, mit allerhand metallenen Werkzeugen ein Getöſe, um das Mondlicht wieder zurückzurufen, und hielten eine Menge angezündeter Kerzen und Fackeln gen Himmel. Die Macedonier hingegen, die dergleichen nicht thaten, geriethen in Furcht und Schrecken, und es breitete ſich in der Stille durch das Lager ein Gerücht aus, daß dieſe Mondſinſterniß des Königs Untergang bedeute.

Aemilius war nicht ſo ganz unwiſſend in der Kenntniß von dem Laufe des Mondes, durch welchen der Mond zu gewiſſen Zeiten in den Schatten der Erde tritt, und ſich verbirgt, bis er aus dieſem verdunkelnden Schatten wieder hervorkommt, und von der Sonne wieder erleuchtet wird. Allein aus Religionsgeſinnung, die ſehr ſtark bey ihm war, und aus Neigung zum Opfern und Wahrſagen, ließ er, ſobald er den Mond wieder ſcheinen ſah, demſelben elf junge Rinder opfern. Am folgenden Tage ließ er dem Herkules zwanzig Ochſen nach einander opfern, weil man bey keinem Opfer glückliche Zeichen fand, bis endlich beym ein und zwanzigſten Opfer ein ſolches Zeichen ſich fand, welches den Römern den Sieg vorher bedeutete, wenn ſie ſich nur ver-

theidi-

theidigen, nicht aber angreifen würden. Darauf that Aemilius das Gelübde, dem Gotte Herkules hundert Ochſen zu opfern, und ein heiliges Wettſpiel ihm zu Ehren zu halten, und befahl ſeinen Officiers, die Truppen in Schlachtordnung zu ſtellen. Er erwartete aber die Zeit erſt, da ſich die Sonne gegen Abend neigte, damit ſie nicht ſeinen Truppen währendem Fechten ins Geſicht ſcheinen möchte, und blieb ſo lange in ſeinem Zelte ſitzen, welches gegen die Ebene und das feindliche Lager zu offen war.

Gegen Abend gieng der Angrif von feindlicher Seite ſelbſt, durch einen Kunſtgrif des Aemilius an, da die Römer ein Pferd ohne Zaum gegen die Feinde treiben mußten, und dadurch, daß ſie es wiederholen wollten, Gelegenheit zum Treffen gaben. Andere erzehlen, die Thraciſchen Truppen hätten unter ihrem Anführer Alexander die Römiſchen Pferde, die Futter gebracht, angefallen, wider dieſe hätten ſieben hundert Ligurier einen hitzigen Angrif gethan, da man nun von beyden Seiten dieſe Mannſchaften verſtärkt hätte, ſo wäre das Treffen endlich allgemein geworden. Aemilius, der, wie ein Steuermann auf dem Meere, aus dem Ungeſtüme und den Bewegun-

gungen der Truppen die Gröſſe des bevorſtehenden Treffens vorherſah, gieng aus ſeinem Zelte hervor, durch die Reihen ſeiner Soldaten hindurch, und ermunterte ihren Muth. Naſica ritt zu den Vortruppen, die mit einander ſcharmuzirten, und gab Achtung, bis die ganze feindliche Armee zum Angriffe fertig war.

Im Vordertreffen ſtunden die Thracier, Leute, deren Anblick ſchon Schrecken erregen mußte, groß von Statur, mit weiſſen glänzenden Schilden, und mit eiſernen Stiefeln bewafnet, in ſchwarzer Kleidung, und mit ſchweren eiſernen von der rechten Schulter voran geſtreckten Lanzen. An die Thracier ſchloſſen ſich die Miethstruppen, die verſchiedentlich bewafnet waren, und die Päonier bey ſich hatten. Das dritte Treffen machten die auserleſenſten Macedonier, junge, muntre Leute, die mit übergoldeten Waffen und neuen Purpurröcken den Römern entgegen blitzten. Wie dieſe ſich in Ordnung geſtellt hatten, brachen die Schaaren der Chalkaſpiden aus dem Lager auf; ihre ehernen funkelnden Waffen erfüllten die Ebene mit Glanz, und von ihrem Feldgeſchrey ertönten die Berge. Die Feinde rückten mit ſolcher Kühnheit und Geſchwindigkeit an,

daß

daß die erſten Todten nur zwey Stadien vom Römiſchen Lager niederfielen.

Sobald die Schlacht angieng, zeigte ſich Aemilius ſeinen Truppen. Er bemerkte, daß die Macedonier, die im zweyten Treffen ſtunden, ſchon mit der Spitze ihrer Lanzen die Schilde der Römer durchſtoſſen hatten, und ſie dadurch abhielten, ihre Schwerdter zu gebrauchen. Zugleich nahmen auch die übrigen Macedoniſchen Truppen ihre kleinen Schilder von der Schulter, ſenkten auf einmal ihre Lanzen herab, und hielten ſie in geſchloſſener Ordnung den Römern vor, die dadurch von allem Andringen abgehalten wurden. Die Stärke dieſer an einander geſchloſſenen Reihe der vorgeſtreckten Lanzen ſetzte den Aemilius ſelbſt in Furcht und Beſtürzung, denn ein ſolch fürchterliches Schauſpiel hatte er noch niemals geſehen, und er erinnerte ſich in den folgenden Zeiten noch oft dieſes Anblicks und ſeiner dabey gehabten Furcht. Gleichwohl zeigte er ſeinen Truppen währendem Gefechte einen heitern muntern Blick, und ritt unter ihnen ohne Helm und Panzer herum.

Der Macedoniſche König hingegen begab ſich, wie Polybius erzehlt, gleich im Anfange der

Schlacht,

Schlacht, voller Furcht in die Stadt Pydna, unter dem Vorwande, dem Herkules zu opfern. Aber dieſer Gott nimmt furchtſame Opfer von furchtſamen Menſchen nicht gnädig an, und erhört nicht unbillige Gebete. Und unbillig iſt es, daß der treffen ſoll, der nicht wirft, und der ſiegen ſoll, der nicht in der Schlacht zugegen bleibt, und daß überhaupt der feige Mann ſeinen Wunſch erreichen, und der Böſe glücklich ſeyn ſoll. Aber des Aemilius Gebet erhörte dieſer Gott, denn er betete, mit der Lanze in der Hand, um Stärke und Sieg, und rufte fechtend den Gott zum Helfer.

Ein gewiſſer Poſidonius, der eine Geſchichte des Perſeus in vielen Büchern geſchrieben, und vorgiebt, daß er ſelbſt bey dieſem Feldzuge gegenwärtig geweſen, erzehlt, daß Perſeus weder aus Furcht, noch unter dem Vorwande eines Opfers die Schlacht verlaſſen, ſondern, ob er gleich am Tage vor der Schlacht von ſeinem Pferde am Beine ſey beſchädigt worden, habe er dennoch, dieſer Beſchwerlichkeit, und des Bittens ſeiner Freunde ungeachtet, ſich ſein Reitpferd bringen laſſen, und ſey, ungepanzert, währendem Treffen, an der Spitze ſeiner Macedoniſchen Phalanx geweſen. Unter der Menge Pfeile, die

um

um ihn herumgeflogen, habe ihn ein ganz eiſerner Wurfſpieß getroffen, der doch nicht mit der Spitze ſondern in die Quere an ſeiner linken Seite durchgefahren ſey, und in der Gewalt des Flugs den Rock zerriſſen, und ſein Fleiſch ſo geſtreift habe, daß der Fleck davon noch lange Zeit geblieben ſey. So erzehlt Poſidonius zur Vertheidigung des Perſeus.

Da die Römer auf keine Art in die Macedoniſche Phalanx einbrechen konnten, ſo warf Salius, der Anführer der Peligner, die Fahne ſeiner Völker mitten unter die Feinde. Die Peligner ſtürzten ſogleich auf den Ort, wo die Fahne hingeworfen war, hin, denn es iſt bey den Italieniſchen Völkern eine Schande, die Fahne im Stiche zu laſſen. Es erfolgte ein hitziges mörderiſches Gefechte. Die Römer ſuchten die Lanzen der Feinde mit dem Degen wegzuſchlagen, und mit den Schildern wegzuſtoſſen, ſie griffen ſie auch an, um ſie aus den Händen zu winden. Die Macedonier hielten ihre vorgeſtreckten Lanzen mit beyden Händen deſto feſter, drengten die einbrechenden Römer weg, und durchſtieſſen mit einer unaufhaltbaren Gewalt die Schilder und Harniſche der Peligner und Marruciner, und

warfen die todten Körper derſelben über ihren Kopf hinweg, welche mit einer unvernünftigen wilden Hitze den feindlichen Stöſſen und dem offenbaren Tode entgegen ſtürmten.

Die Niederlage dieſer Vordertruppen verurſachte, daß auch das Glied hinter denſelben zurückwich. Es war zwar keine Flucht, aber doch ein Rückzug bis an den Berg Olokrum hin. Aemilius zerriß, wie Poſidonius erzehlt, als er dieſes bemerkte, vor Beſtürzung ſeine Kleider. Dieſe beyden Glieder waren zurückgetrieben, und die andern Römiſchen Truppen wichen ebenfalls der Macedoniſchen Phalanx aus, welcher Haufen unangreifbar war, indem er durch ſeine dicht an einander allenthalben hin vorgeſtreckten Lanzen gleichſam einen eiſernen Wall um ſich hatte. Indeſſen verhinderte doch das unebene Terrain und die Länge der Reihe dieſes Haufens die feſte Aneinanderſchlieſſung der Lanzen, und verurſachte nach und nach viele Lücken und Oefnungen, wie es bey einem ſo groſſen Heere, und bey ſo mannigfaltigen Angriffen, da die Truppen an einem Orte zurückgedrängt wurden, an einem andern eine Strecke vorwärts rückten, nothwendigerweiſe geſchehen mußte. Sobald Aemilius dieſes

ſes bemerkte, theilte er ſeine Truppen in verſchiedene Haufen, und befahl ihnen in die Oefnungen und Lücken der feindlichen Reihe einzudringen, aber keinen allgemeinen Angrif zu thun, ſondern an mehrern Orten viele Gefechte auf einmal anzufangen.

Wie dieſer Order gemäß die Römiſchen Truppen in die Reihen der Feinde einbrachen, und ſie theils in der Seite, theils durch geſchickte Wendungen in den Rücken angriffen, ſo verlor ſogleich dieſe fürchterliche Phalanx ihre Stärke und Ordnung, und trennte ſich. Nun fochten einzelne Schaaren gegen einander. Die Macedonier konnten mit ihren kleinen Degen die ſtarken und langen Schilder der Römer nicht durchdringen, aber ihre leichten Schilder konnten die Hiebe der ſchweren durchdringenden Römiſchen Schwerdter nicht aufhalten, und ſie mußten die Flucht ergreifen.

Das Gefecht war unter dieſem Theile der Armeen ſehr heftig geweſen; und hierbey hatte Marcus, des Cato Sohn, der Schwiegerſohn des Aemilius, der ſich ſehr tapfer verhielt, ſeinen Degen verloren. Dieſer junge Mann, der die beſte Erziehung genoſſen hatte, war ſeinem groſſen

Vater Proben einer groſſen Tugend ſchuldig, und glaubte, daß er nicht länger leben müſſe, wenn er ſeinen Degen den Feinden zur Beute lieſſe. Er miſchte ſich daher in das ſtärkſte Gefecht, in der Hofnung, einen Freund zu erblicken, dem er ſein Unglück entdecken, und der ihm Hülfe leiſten könnte. Es verſammelten ſich eine Menge braver Soldaten um ihn herum, drangen unter ſeiner Anführung hervor, und ſtürmten auf die Feinde los. Sie trieben ſie unter einem hitzigen und blutigen Gefechte vom Platze, und ſuchten alsdenn auf dem freyen leeren Felde den verlornen Degen. Sie fanden ihn mit Mühe unter einer Menge von Waffen und todten Körpern verborgen, und geriethen darüber in ſolche Freude, daß ſie mit einem Jubelgeſchrey auf die Parthey Feinde, die noch Stand hielten, los giengen; und ſo wurden auch noch die dreytauſend Mann auserleſene Truppen, die in geſchloßner Ordnung ſich wehrten, alle niedergehauen. Von den andern Flüchtigen wurden ſo viele getödtet, daß das Schlachtfeld und die Berge mit Todten bedeckt waren, und der Fluß Leukus noch am folgenden Tage, als die Römer darüber giengen, mit Blute vermiſcht war. Man giebt den Verluſt der Ma-

cedonier in dieſer Schlacht auf mehr als fünf und zwanzigtauſend Mann Todte an. Von den Römern blieben, nach der Erzehlung des Poſidonius, hundert, nach dem Berichte des Naſica aber achtzig Mann.

Dieſe harte Schlacht war ſehr ſchnell entſchieden worden, denn ſie fieng gegen drey Uhr Nachmittags an, und um vier Uhr war der Sieg ſchon auf der Seite der Römer. Der übrige Theil des Tages warde zur Verfolgung der Feinde angewandt, die auf hundert und zwanzig Stadien weit verfolgt wurden. Die Sieger kamen von dem Nachjagen ſehr ſpät bey Nachtzeit erſt zurück, und wurden von den ihnen mit Fackeln entgegen kommenden Knechten unter einem Freudengeſchrey in ihre Zelter geführt, die mit Lampen erleuchtet, und mit Kränzen von Ephen und Lorbeer geſchmückt waren.

Unter dieſen Freudensbezeigungen war der Feldherr allein traurig, denn es fehlte von ſeinen beyden Söhnen, die in dieſer Schlacht mit gefochten hatten, der jüngſte, den er am meiſten liebte, und der an allen guten Eigenſchaften ſeine Brüder übertraf. Weil er, bey ſeiner Jugend, ſehr hitzig und ruhmbegierig war, ſo glaubte Aemilius,

milius, daß er aus Mangel der Erfahrung unter die Feinde gerathen, und ganz gewiß umgekommen wäre. Die Truppen nahmen an dem Schmerze und der Unruhe ihres Feldherrn ſo groſſen Antheil, daß ſie, ſobald ſie davon Nachricht bekamen, von ihrem Eſſen aufſtanden, und mit Fackeln herumliefen, und den Vermißten ſuchten. Viele begaben ſich vor das Zelt des Aemilius hin, viele ſuchten ſeinen Sohn vor dem Lager unter den erſten Todten. Das ganze Heer war niedergéſchlagen, und das ganze Schlachtfeld ertönte von dem Geſchreye derer, die den Scipio riefen. Denn er wurde von jedermann als ein Jüngling geliebt, der mehr als alle ſeine Brüder durch ſeine ſchönen Eigenſchaften einen künftigen groſſen Feldherrn und Staatsmann verſprach.

Ganz ſpät, da man ihn ſchon für verloren hielt, kam er, über und über mit friſchen Blute beſprützt, in Begleitung zweyer oder dreyer Freunde ins Lager zurück, wie ein junger muthiger Löwe, und hatte ſich aus Freude über den Sieg in der Verfolgung der Feinde nicht mäßigen können. Dieß iſt eben der Scipio, der Carthago und Numantia zerſtört hat, und an Ruhm und erhabnen Eigenſchaften der erſte der Römer ſeiner Zeiten wurde.

wurde. Damals ließ alſo das Glück die Freude des Aemilius über ſeinen Sieg ganz rein, und verſchob ſeine Mißgunſt auf eine andre Zeit.

Perſeus floh von Pydna nach Pella. Seine Reuterey hatte in der Schlacht faſt gar keinen Verluſt gehabt. Sie wurde auch von den Fußvölkern, als dieſe ſie wieder eingeholt hatten, mit Vorwürfen der Feigherzigkeit und der Verrätherey überhäuft, und viele geſchlagen, und von den Pferden herabgeriſſen, ſo daß Perſeus, der eine Rebellion befürchtete, ſeitwärts weg ritte, ſeinen Königlichen Rock, um nicht erkannt zu werden, auszog, und vor ſich niederlegte, und ſein Diadem in ſeinen Händen hielt. Er ſtieg vom Pferde, zog es ſich nach, und unterredete ſich im Gehen mit einigen, die ihn begleiteten. Aber der eine ſtellte ſich, als wenn er ſeinen Schuh zubinden müßte, der andre, als wenn er ſein Pferd tränken müßte, ein andrer that, als wenn er durſtig wäre, und trinken müßte, und ſo liefen nach und nach alle ſeine Begleiter davon, mehr aus Furcht vor ſeiner Rachſucht, als vor den Feinden. Denn er war über ſeine Unglücksfälle ganz verwirrt worden, und wollte gern die Urſache ſeiner Niederlage von ſich auf alle andre ſchieben.

Als er des Nachts nach Pella gekommen war, und ſeine beyden Schatzmeiſter Euktus und Eudäus zu ihm kamen, und ihm theils wegen einiger Dinge Vorwürfe machten, theils in ihren Rathſchlägen zur Unzeit ſehr freymüthig waren, ſo ſtieß er in der Wuth beyde mit ſeinem Degen nieder. Nun blieb niemand mehr bey ihm, als Evander aus Kreta, Archedamus aus Aetolien, und Neon aus Böotien. Von ſeinen Truppen begleiteten ihn nur noch die Kreter, nicht, weil ſie ihm beſonders ergeben waren, ſondern ſie wurden durch ſein Geld, wie die Bienen durch Honig, gelockt. Denn er hatte eine groſſe Menge Geld bey ſich, und gab auch den Kretern Becher, Trinkgeſchirre, und andre goldne und ſilberne Geräthſchaften preiß, welche ſie plünderten, und deren Werth ſich auf funfzig Talente belief.

Als er von Amphipolis, wo er ſich zuerſt aufgehalten hatte, nach Galepſus kam, ſo ließ ſeine Furcht etwas nach, und er gerieth wieder auf ſeine alte ihm ſo eigene Leidenſchaft, den niedrigſten Geiz. Er beklagte ſich gegen ſeine Freunde, daß er einige goldene Koſtbarkeiten Alexanders des Groſſen aus Verſehen den Kretern preiß gegeben hätte, und bat diejenigen, die ſie hatten,

ſogar

ſogar mit Thränen, ſie gegen Bezahlung im Gelde ihm wieder zu überlaſſen. Die ihn genau kannten, wußten wohl, daß er mit den Kretern auf kretiſche Art umgehen wollte, die ihm aber trauten, und die Sachen wieder gaben, wurden betrogen. Denn er gab ihnen kein Geld dafür, und gewann auf dieſe Art von den ihm ergebenſten Leuten dreyßig Talente, welche bald in die Hände der Feinde fallen ſollten. Er ſchifte mit ſeinem Gelde nach Samothrace, und nahm ſeine Zuflucht in dem Tempel des Caſtor und Pollux.

Die Macedonier, welche immer ihren Königen ſehr treu geweſen ſeyn ſollen, aber jetzt gleichſam ihre Grundſäule zerbrochen, und alles dadurch über den Haufen geworfen ſahen, ergaben ſich dem Aemilius, und machten ihn in zween Tagen zum Herrn von ganz Macedonien. Dieß ſcheint das Urtheil derjenigen zu beſtätigen, welche dieſe groſſe Thaten des Aemilius dem Glücke zuſchreiben. Es trug ſich auch bey dem Opfer, welches er zu Amphipolis anſtellte, ein glücklicher Zufall zu. Denn indem eben geopfert wurde, ſchlug der Blitz in den Altar, und verbrannte und vollendete alſo ſelbſt das Opfer.

Aber das, was ein öffentliches Gerücht zu Rom für ihn that, iſt noch merkwürdiger, als die andern Gunſtbezeigungen des höhern Glücks. Denn am vierten Tage nach dem Siege über den Perſeus bey Pydna, als zu Rom, bey einer Menge von Zuſchauern, ein öffentliches Pferderennen gehalten wurde, breitete ſich auf einmal in der erſten Abtheilung des Schauplatzes das Gerücht aus, daß Aemilius den Perſeus in einer groſſen Schlacht überwunden, und ganz Macedonien erobert habe. Dieſes Gerücht kam bald auch unter das Volk, und die Freude darüber äuſerte ſich mit lautem Frohlocken den ganzen Tag hindurch in der Stadt. Da man aber hernach den Grund dieſes Gerüchts gar nicht ausfindig machen konnte, und alles ungewiß blieb, ſo verlor es ſich wieder, bis wenige Tage darauf ſichere Nachricht ankam, und man ſich über das vorgängige Gerücht, welches durch Unwahrheit Wahrheit ausgebreitet hatte, verwundern mußte.

Auf ähnliche Art ſoll auch von der Schlacht der Italieniſchen Völker an dem Fluſſe Sagra * noch

* Ein groſſes Heer von Crotona, einer Stadt im untern Italien, wurde hier von den weit ſchwä-

noch an dem Tage der Schlacht das Gerücht nach Peloponnes gekommen ſeyn, und eben ſo ſoll man zu Mykale den Sieg der Griechen über die Perſer bey Platäa an eben dem Tage, da er erhalten worden, erfahren haben. Nach dem Siege, den die Römer über den Tarquin und die mit ihm verbundnen Lateiner erhielten, erſchienen kurz darauf zu Rom zwey ſchöne groſſe Männer, welche den Göttern Caſtor und Pollux ähnlich ſahen, und verkündigten den eben erhaltenen Sieg. Der erſte, der ſie auf dem Markte vor dem Brunnen antraf, wo ſie ihre ganz mit Schweiß bedeckten Pferde abkühlten, verwunderte ſich über die Nachricht, die ſie ſagten. Sie lächelten ihn an, und berührten mit ihren Händen ſeinen Bart, welcher auf einmal roth wurde, da er vorher ſchwarz geweſen war, wodurch ihre Nachricht Glauben, und der Mann den Zunamen Aenobarbus, Rothbart, erhielt.

Dieſes alles wird durch das, was ſich zu unſrer Zeit zugetragen, glaubwürdiger. Als ſich Antonius wider den Domitian empörte, und man einen groſſen Krieg von Deutſchland her erwartete,

ſchwächern Lokrern geſchlagen. S. Iuſtin. L. XX. cap. 3.

tete, und Rom in Beſtürzung war, ſo entſtand plötzlich unter dem Volke und in der ganzen Stadt ein Gerücht, ohne daß man den Urheber angeben konnte, daß Antonius geſchlagen, er ſelbſt getödtet, und ſein ganzes Corps vertilgt ſey. Dieſes Gerücht wurde für ſo glaubwürdig gehalten, daß viele obrigkeitliche Perſonen deswegen Dankopfer anſtellten. Wie man aber nach dem Urheber forſchte, und ihn nicht ausfindig machen konnte, ſondern es immer einer von den andern gehört hatte, bis ſich der Grund davon in der Menge des gemeinen Volks, wie in einem unergründlichen Meere, verlor, und man keine Gewißheit davon bekam, ſo verſchwand das Gerücht endlich wieder ganz aus der Stadt. Domitian gieng ſelbſt zu Felde, und war ſchon unterwegens, als er von dem gewonnenen Siege ſchriftlichen Bericht empfieng. Das Gerücht von dieſem Siege zu Rom, und der Sieg ſelbſt war an einem Tage geweſen, in einer Entfernung der Oerter von zwanzigtauſend Stadien. Dieſer Zufall iſt allen unſern Zeitgenoſſen bekannt.

Cnejus Octavius, der Admiral der Flotte, die den Aemilius begleitet hatte, * ſegelte nach Samo=

* Er war damals Prätor, und ſtand mit ſeiner Flotte

mothrace, und verſchonte zwar den Perſeus ſelbſt aus Ehrfurcht gegen die Götter, in deren Tempel er Zuflucht geſucht hatte, aber traf ſolche Anſtalten, daß Perſeus nicht entfliehen konnte. Gleichwol unterhandelte dieſer heimlich mit einem gewiſſen Kreter, Oroandes, der ein Jagdſchif hatte, daß er ihn mit ſeinem Gelde aufnehmen möchte. Oroandes betrug ſich auf gut kretiſch, und ſuchte den Perſeus zu betrügen. Er nahm ſpät Abends das Geld in ſein Schif, den Perſeus ſelbſt aber beſtellte er mit ſeinen Kindern und der nöthigen Begleitung um Mitternacht an den Demetriußiſchen Hafen, ſegelte aber ſchon einige Stunden vorher mit dem Gelde des Perſeus davon.

Dieſer bedrängte Fürſt ließ ſich mit ſeiner Gemahlin und Kindern, die dergleichen Beſchwerlichkeiten und Herumirren nicht gewöhnt waren, durch eine enge Oefnung an der Mauer herab. Er irrte am Ufer herum, bis ihm jemand erzehlte, daß er den Oroandes ſchon auf dem Meere habe

Flotte unter den Befehlen des Aemilius Paulus. Die gewöhnliche Leſeart συνάρχων iſt falſch, und ναυαρχῶν, wie auch in der Reiskiſchen Ausgabe ſteht, die rechte.

habe fortſegeln geſehn. Nun brach er in jammervolle Klagen aus. Es wurde ſchon Tag. Alle Hofnung war verloren. Er ſchlich mit ſeiner Gemahlin wieder an die Mauer zurück, und ob er gleich erkannt wurde, kam er doch den Römern zuvor. Seine Kinder hatte er dem Jon übergeben, den er ſonſt immer ſehr lieb gehabt hatte. Jon wurde an ihm zum Verräther, und überlieferte ſeine Kinder den Römern, wodurch er den Perſeus ſelbſt nöthigte, ſo wie ein Thier, dem ſeine Jungen geraubt ſind, ſelbſt in die Hände läuft, ſich denen zu ergeben, in deren Gewalt ſchon ſeine Kinder waren.

Er wollte ſich dem Naſica, gegen den er das meiſte Zutrauen hatte, ergeben; da dieſer aber nicht gegenwärtig war, ſah er ſich genöthigt, unter vielen Thränen über ſein Mißgeſchick, ſich dem Cnejus Octavius zu überliefern. Und hierbey zeigte er eine noch viel unedlere Geſinnung als ſein Geldgeitz war, eine niedrige Liebe zum Leben, wodurch er ſich auch des Mitleids, des einzigen, das ſonſt noch immer den unglücklichen vom Schickſal nicht geraubt werden kann, unwürdig machte.

Er

Er bat, daß man ihm zum Aemilius führen möchte. Dieſer Feldherr gieng ihm als einem groſſen vom Schickſale geſtürzten Fürſten mit ſeinen Freunden entgegen, und konnte ſich dabey der Thränen nicht enthalten. Aber Perſeus zeigte ein ſchändliches Schauſpiel. Er fiel auf die Erde nieder, umfaßte die Knie des Aemilius, und brachte ſo niederträchtige Klagen und Bitten vor, daß Aemilius ihn nicht weiter anhören mochte, ſondern mit einem mißvergnügten und unwilligen Blicke zu ihm ſagte: — „Warum, Unglücklicher, raubſt du dir ſelbſt die einzige Beſchuldigung, die du noch gegen dein Schickſal vorbringen könnteſt, und zeigſt durch ſolch ein niederträchtiges Betragen, daß du deines Unglücks werth biſt, und nicht erſt jetzt, ſondern längſt ſchon den Schutz des Glückes nicht verdienteſt? Warum beſchimpfeſt du meinen Sieg, und machſt meine Ueberwindung von dir gering, da du dich als einen ſo unedlen und ſo unwürdigen Gegner der Römer zeigſt? Ein erhabener Sinn erwirbt auch Unglücklichen Ehrfurcht bey den Feinden, aber Zaghaftigkeit wird auch bey den glücklichſten Perſonen von den Römern verachtet.„

Gleich=

Gleichwol reichte ihm Aemilius ſeine Hand, richtete ihn auf, und übergab ihm dem Tubero. Hierauf verſammelte er ſeine Söhne, Schwiegerſöhne, und die jungen Officiers in ſein Zelt, und fieng, nach einem langen Stillſchweigen, worüber ſich alle verwunderten, an, von dem Schickſale und von den Begebenheiten der Menſchen zu reden. — „Darf wohl einer bey einem gegenwärtigen groſſen Glücke, nach der Ueberwindung eines Volks, einer Stadt, oder eines Königreichs ſtolz und übermüthig werden, wenn er bedenkt, daß er ein Menſch iſt? Oder lehrt ihn vielmehr nicht der Wechſel des Glücks, der ihm, dem Sieger, ein Beyſpiel der gemeinſchaftlichen menſchlichen Schwachheit vorlegt, wie wenig ſicher und beſtändig alles in der Welt iſt? Denn wenn können Menſchen ganz ſicher ſeyn, da der Sieg über andre am meiſten nöthigt, die Veränderlichkeit des Glücks zu fürchten, und die Betrachtung des wandelbaren, bald dieſen, bald jenen begünſtigenden, Schickſals ſelbſt dem frohen Ueberwinder Unmuth erweckt? Ihr ſeht die Nachkommenſchaft des groſſen Alexanders, der ſich bis zur weitläuftigſten Herrſchaft erhob, und die höchſte Macht beſaß, durch das Schickſal einer

ner Stunde unter unſre Füſſe getreten, und eine königliche Familie, die vorher noch mit ſo viel tauſend Soldaten zu Fuß und zu Pferde umgeben und beſchützt war, aus den Händen der Feinde ihre tägliche Speiſung und Tränkung empfangen. Glaubt ihr wohl nun, daß eure glücklichen Umſtände auf immer hin durch das Schickſal geſichert ſind? Verliert, ihr jungen Leute, nicht dabey den eitlen Stolz und Uebermuth bey dieſem Siege? Lernt ihr nicht dabey in tiefer Beſcheidenheit erwarten, ob das Schickſal euch wegen eures gegenwärtigen Glücks etwa künftig demüthigen möchte?„ * — Nach noch mehrern

* Die Griechen und Römer glaubten unter den vielen Dämonen, oder Geiſtern, die auf die Schickſale der Menſchen Einfluß hätten, auch ein gewiſſes höheres Weſen, Νεμεσις genannt, welche Göttin auf ein zu groſſes Glück eines Menſchen immer eine Art von Unfall oder Demüthigung kommen lieſſe, und überhaupt unter die Freude des menſchlichen Lebens Schmerz miſche. Oft wird auch dieſe Wirkung der Göttin νέμεσις genannt, wie hier, und dieſe Gottheit ſelbſt heißt Dämon.

rern dergleichen Vorſtellungen entließ Aemilius dieſe jungen Römer, deren Ruhmredigkeit und Stolz durch dieſe ſcharfe Rede, wie durch einen Zaum, war gebändigt worden.

Er ließ nunmehr ſeine Truppen ſich in ruhigen Quartieren erholen, und reiſete nach Griechenland, wo er das Merkwürdigſte beſahe, und ein Vergnügen genoß, das ſeiner Menſchenliebe viel Ehre machte. Er richtete die Völker, zu denen er kam, wieder auf, verbeſſerte ihre Staatsverfaſſungen, und theilte viele Geſchenke, theils an Proviante, theils an Oele aus, denn es hatte ſich in den königlichen macedoniſchen Magazinen ein groſſer Vorrath davon gefunden, daß es mehr an Leuten fehlte, die dergleichen verlangten und brauchten, als daß man hätte die Menge verzehren können.

Zu Delphos ſahe Aemilius eine groſſe viereckigte aus weiſſen Marmor zubereitete Säule, auf welche des Perſeus Bildniß von Golde hatte ſollen geſetzt werden; er befahl, daß man nun ſein Bildniß darauf ſetzen ſollte, **denn Ueberwundne, ſagte er, müſſen ihren Siegern Platz machen.** In Olympia ſoll er jenes ſo berühmte Urtheil über die vom Phidias verfertigte Statüe

tüe des Jupiters gefällt haben: Phidias habe ganz den Jupiter des Homers dargeſtellt.

Als die erwarteten zehn Commiſſarien von Rom angekommen waren, ſo gab er den Macedoniern ihr Land und ihre Städte wieder, und ſie erhielten die Freyheit, ganz nach ihren eignen Geſetzen zu leben, mußten aber den Römern jährlich hundert Talente geben, da ſie vorher mehr als zweymal ſo viel ihren Königen hatten entrichten müſſen.

Er ſtellte feyerliche Dankopfer an, wobey mancherley Schauſpiele und Gaſtmale gehalten wurden. Die Koſten dazu konnte er leicht aus dem königlichen Schatze beſtreiten, aber die Ordnung dabey, die Pracht, der Geſchmack in der Einrichtung, und der von ihm gegen jedermann nach ſeinem Stande mit Freundlichkeit beobachtete Anſtand zeigte ſo viel Genauigkeit und Sorgfalt, daß ſich die Griechen über die auch bis auf die Luſtbarkeiten ſich erſtreckende Aufmerkſamkeit eines ſo groſſen Mannes, der nach ſo wichtigen Thaten auch in Kleinigkeiten das Schickliche genau beſorgte, nicht genug verwundern konnten. Und dem Aemilius war es keine geringe Freude, daß unter der Menge von ſo

herrlichen Zubereitungen er ſelbſt dennoch für die Verſammlung der angenehmſte Gegenſtand blieb. Zu denen, die ſeine Sorgfalt bewunderten, ſagte er: Eben derjenige Geiſt, der eine Schlachtordnung einrichtet, kann auch ein Gaſtmahl anordnen, jene muß er ſeinen Feinden fürchterlich, dieſes ſeinen Gäſten angenehm zu machen wiſſen.

Nicht weniger Bewundrung zog ſeine uneigennützige Großmuth auf ſich, da er den groſſen königlichen Schatz des geſammelten Goldes und Silbers nicht einmal anſehen wollte, ſondern ihn der Bewahrung der Renntmeiſter des Staats übergab. Seinen Söhnen erlaubte er bloß die königliche Bibliothek für ſich zu nehmen, weil ſie groſſe Liebhaber der Gelehrſamkeit waren. Bey der Austheilung öffentlicher Belohnungen gab er dem Aelius Tubero, ſeinem Schwiegerſohne, nichts weiter als eine Schaale, die fünf Pfund ſchwer war. Dieß iſt der Tubero, von dem wir eben erzehlt haben, daß er mit ſechszehn Anverwandten ein Haus bewohnte, und ſich und ſie insgeſammt mit dem Ertrage eines kleinen Gutes erhielt. Die Schaale ſoll das erſte Silber geweſen ſeyn, welches in das Haus der Aelier, und doch nur als eine Ehrenbelohnung der Tapferkeit, kam, vorher

ſollen

ſollen ſie ſo wenig als ihre Frauen weder nach Gold noch Silber ein Verlangen gehabt haben.

Nachdem er alle nöthigen Einrichtungen in Griechenland getroffen, ſo verließ er dieß Land und die Macedonier mit Ermahnungen, daß ſie der ihnen von den Römern geſchenkten Freyheit eingedenk ſeyn, und ſie durch gute Geſetze und Einigkeit unter einander aufrecht erhalten möchten, und ſchifte nach Epirus, welches Land er, einem Schluſſe des Senats zu Rom zufolge, plündern, und mit der Beute die Truppen, die unter ihm den Feldzug gegen den Perſeus gemacht hatten, belohnen ſollte. Damit er die Städte plötzlich und unvermuthet überfallen könnte, ſo ließ er aus einer jeden Stadt die zehn vornehmſten Männer zu ſich fodern, und befahl ihnen, alles in den Häuſern und Tempeln vorhandne Gold und Silber an einem feſtgeſetzten Tage zu ihm zu bringen. Zugleich aber gab er einem jeden eine Wache mit einem Hauptmanne, unter dem Vorwande, daß dieſe das Gold mit ſuchen und in Empfang nehmen ſollten. An einem beſtimmten Tage aber brachen auf einmal alle Römer in die Städte in zertheilten Partheyen ein, und plünderten ſie. In einer einzigen Stunde wurden ſiebzig Städte ver-

wüſtet, und hundert und funfzigtauſend Menſchen zu Sklaven gemacht. Und von dieſer allgemeinen Verwüſtung und Plünderung kamen bey der Austheilung auf jeden Soldaten doch nicht mehr als elf Drachmen. Jedermann ſchauderte über eine ſolche Endigung des Macedoniſchen Krieges, wobey wegen einer ſo geringen Beute für jeden Soldaten eine ganze Völkerſchaft war verheert worden. * Aemilius hatte dieſes Geſchäft auf Befehl des Senats ungern ausgeführt, denn er beſaß einen ſanften und menſchenfreundlichen Charakter.

Hierauf begab er ſich nach Oricum, und ſchifte von da mit ſeinen Truppen nach Italien über. Er ſegelte in die Tiber auf dem königlichen Schiffe, welches ſechszehn Reihen Ruderbänke hatte, und mit vielen erbeuteten Waffen und purpurnen Tapeten geſchmückt war. Eine Menge Volks, welches ſich verſammelt hatte, und das langſam fahrende Schiff am Ufer begleitete, ließ die Römer das Schauſpiel eines feyerlichen Triumphzuges

* Die Bewohner von Epirus waren den Römern untreu geworden, und hatten mit dem Perſeus ein Bündniß errichtet. S. Liv. Libr. 45. cap. 35.

zuges ſchon vorher genieſſen. * Aber die Soldaten, welche ihre Augen auf die königlichen Schätze gerichtet, und ihre Hofnung nicht erfüllt geſehen hatten, waren darüber heimlich ſo erbittert und wider den Aemilius aufgebracht, daß ſie ihn öffentlich einer deſpotiſchen Strenge beſchuldigten, und nichts durch Eifer für ihn dazu beytrugen, daß er die Ehre eines Triumphs erhalten möchte.

Servius Galba, ein Feind des Aemilius, und einer von ſeinen Oberſten wurde dadurch ſo kühn gemacht, daß er öffentlich behauptete, man müſſe dem Aemilius keinen Triumph zuſtehen. Er gab den gemeinen Soldaten eine Menge Verläumdungen wider den Feldherrn ein, erhitzte ihren Unwillen noch mehr, und erſuchte die Tribunen

* Ich folge in dieſer Stelle, die in einigen Editionen Lücken hat, der Leſeart des Bryan, die ſich auf ein Mſct. gründet, das ſchon Dacier genutzt hat. *ὡς καὶ πανηγυρίζοντας ἔξωθεν καθάπερ ἔις τινα θριαμβικὴν θέαν πομπῆς προαπολαύειν τοὺς Ρωμαίους.* — Reiske hat eben ſo abdrucken laſſen, in den Noten aber Tom. II. p. 924. nichts weiter geſagt, als daß die Stelle lacunös und nicht glücklich genug ergänzt ſey.

des Volks, ihm einen beſondern Tag zu ſeiner Anklage wider den Aemilius einzuräumen, weil die noch übrigen vier Stunden dieſes Tages zu ſeiner Anklage nicht hinreichend wären. Aber die Tribunen befahlen ihm, was er vorzubringen hätte, ſogleich zu ſagen, worauf er eine lange Rede hielt, die voller Verläumdungen war, und die übrige Zeit des Tages wegnahm. Die Tribunen lieſſen, wie es anfieng dunkel zu werden, die Verſammlung aus einander gehen: die Soldaten aber, die nun noch verwegner wurden, liefen hauſenweiſe zum Galba. Mit Anbruch des Morgens rotteten ſie ſich wieder zuſammen, und beſetzten das Capitolium, wo die Tribunen wieder eine Verſammlung des Volks halten wollten.

Indeſſen wurden doch früh morgens die Stimmen wegen des zu haltenden Triumphs geſammelt. Aber gleich die erſte Tribus war mit ihren Stimmen wider den Aemilius, und verſagte ihm den Triumph, welches ſich unter dem übrigen Volke und den Senatoren ausbreitete. Das gemeine Volk war über dieſem dem Aemilius bewieſenen Schimpfe aufgebracht, und äuſerte ſeinen Unwillen mit Geſchrey, ohne doch ſonſt etwas zu thun. Die vornehmſten Senatoren rieſen

ſen auch dem Volke zu, das Betragen gegen den Aemilius ſey höchſt unbillig, hierauf ermahnten ſie ſich unter einander, der verwegenen Frechheit der Soldaten Einhalt zu thun, welche zu aller Art von Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit ſchreiten würden, wenn man ſich nicht widerſetzte, und ſie dem Aemilius Paulus die Ehre des Triumphs entreiſſen könnten. Die Senatoren drängten ſich daher zuſammen durch das Volk durch, ſtiegen auf das Capitolium, und verlangten von den Tribunen, mit der Stimmenſammlung ſo lange inne zu halten, bis ſie der Verſammlung gewiſſe Vorträge eröfnet hätten.

Man ließ das Stimmenſammeln aufhören, und es erfolgte eine Stille. Da trat Marcus Servilius auf, ein Mann, der ſchon Conſul geweſen war, und drey und zwanzig Feinde mit eigner Hand umgebracht hatte, und hielt folgende Anrede: — „Jetzt erkenne ich erſt vorzüglich, welch ein groſſer Feldherr Aemilius Paulus iſt, da ich ſehe, mit was für ungehorſamen und empöreriſchen Truppen er ſo ſchöne und groſſe Thaten auszuführen fähig geweſen iſt. Ich verwundre mich aber über das Römiſche Volk, daß es ſich bey dem vormaligen Triumphe des Aemi-

lius Paulus wegen des Sieges über die Illyrier und Ligurier ſo freudig bezeigt hat, und jetzt neidiſch darüber iſt, daß der gefangene Macedoniſche König und der Ruhm des Philippus und Alexanders von den Römern im Triumphe aufgeführt werden ſoll. Und wie ſeltſam iſt es, daß ihr bey dem ehemals von dieſem Siege in der Stadt ausgebreitetem ungewiſſen Gerüchte den Göttern opfertet, und wünſchtet, daß ihr bald die Erfüllung dieſes Gerüchts ſehen möchtet; und da nun der Feldherr mit dem Siege ſelbſt ankommt, die Götter der Ehre, und euch ſelbſt der Freude darüber berauben wollt, gleichſam als wenn ihr euch fürchtetet, dieſen herrlichen Sieg ſelbſt anzuſchauen, oder den König Perſeus ſchonen wolltet? ob es gleich noch rühmlicher wäre, aus Mitleid gegen den gefangenen König, und nicht aus Mißgunſt gegen den Feldherrn den Triumph zu verwehren. Allein ihr laßt die Bosheit ihre Gewalt ſo weit treiben, daß ein Menſch, der keine Wunde aufweiſen kann, der in der Zärtlichkeit erzogen, von weiſſer glatter Haut glänzt, zu euch, die ihr durch ſo viele Wunden die guten und ſchlechten Eigenſchaften der Generale habt beurtheilen gelernt, von Feldherrngeſchäften und vom Triumphe reden darf.„ — Bey

Bey dieſen Worten machte Servilius ſeinen Rock auf, und zeigte auf ſeiner Bruſt eine unglaubliche Menge Wundmäler, darauf drehte er ſich um, und entblößte einige Theile des Körpers, die man ſonſt eben nicht mit Wohlſtande einer Verſammlung Volks zeigen kann, kehrte ſich zum Galba, und ſagte: — „Du lachſt wohl darüber, ich aber mache mir gegen meine Mitbürger eine Ehre aus, denn eben für ſie empfieng ich dieſe Wunden, da ich Tag und Nacht zu Pferde ſaß. Wohlan! laß nun die Stimmen ſammeln, ich aber will herabſteigen, allenthalben hingehen, und die Böſen und Undankbaren bemerken, die lieber im Kriege zum Unwillen gereitzt als gehörig angeführt ſeyn wollen.„ — Durch dieſe Reden wurden die Soldaten ſo niedergeſchlagen und gelenkt, daß alle Tribus dem Aemilius Paulus den Triumph zugeſtanden.

Der Triumph ſoll auf folgende Art gehalten worden ſeyn. Das Volk hatte auf den öffentlichen Schauplätzen, die die Römer Circos nennen, auf dem Marktplatze und auf den andern Straſſen der Stadt, wo man den Zug ſehen konnte, Schaugerüſte aufgebaut. Alle Zuſchauer hatten feſtliche Kleider angezogen: alle Tempel waren

geöfnet, und mit Kränzen und dem Wohlgeruche des angezündeten Weyhrauchs erfüllt: eine Menge von Gerichtsdienern und Marktmeiſtern hielten die Straſſen des Zuges von dem unordentlich herumlaufenden Volke frey. Der ganze Triumphsaufzug war in drey Tage eingetheilt. Der erſte Tag war kaum zu dem Zuge hinreichend, der in Gemählden, Schildereyen und groſſen Statüen beſtand, welche auf zweyhundert und funfzig Wagen durch die Stadt gefahren wurden. Am zweyten Tage wurden die ſchönſten und koſtbarſten Waffen, die von dem friſchgeputzten Metalle glänzten, auf vielen Wagen durch die Stadt gefahren. Dieſe Waffen waren ſehr künſtlich, ſo wie ſie ſich zuſammen ſchickten, über einander gelegt, und doch ſo, daß es das Anſehn hatte, als wenn ſie ohne Ordnung unter einander geworfen wären. Die Helme lagen über den Schildern, die Harniſche über den Streitſtiefeln: die kretiſchen kleinen Schilde, die thraciſchen Tartſchen, und die Köcher lagen mit den Pferdezäumen untereinander, und die bloſſen Degen und Lanzen, die dazwiſchen geſteckt waren, ragten hervor. Alle die Waffen lagen ſo geſchickt und leicht über einander, daß ſie währendem Fahren an einander

ſtieſ=

ſtieſſen, und ein ſo erſchrecklichesGetöſe mach- ten, daß man ſogar dieſe den beſiegten Feinden abgenommene Waffen nicht ohne Furcht anblicken konnte. Hinter dieſen mit den Waffen beladenen Wagen folgten dreytauſend Männer, welche das gemünzte Silber in ſiebenhundert und funfzig Behältniſſen trugen, wovon jedes Behältniß drey Talente enthielt, und von vier Männern getragen wurde. * Hierauf folgten viele andre, welche die erbeuteten ſilbernen Becher, Hörner, ** Schaalen, und andre Tiſchgeſchirre trugen, die insgeſammt geſchmückt zur Schau gezeigt wur- den, und ſowohl der Gröſſe als der vortreflichen Arbeit wegen ſehr koſtbar waren.

Am dritten Tage erſchienen ſchon ganz früh die Trompeter auf den Straſſen. Sie blieſen nicht

* Das Talent nach gewöhnlicher Art zu 1000 Rthlr. gerechnet, waren in jedem Behältniſſe dreytauſend Thaler, und die ganze Summe die- ſes Silbergeldes betrug 2,250,000 Thaler.

** Eine damals gewöhnliche Art von Trinkge- ſchirren, in Geſtalt eines Horns. cf. Xylander ad h. l. et Euſtath. in princip. Iliad. XIII.

nicht das bey Feſttagen und feyerlichen Proceſſionen gewöhnliche Stück, ſondern die Melodie des Römiſchen Streitgeſanges. Hinter ihnen folgten bey dem Zuge ſelbſt hundert und zwanzig fette Ochſen mit vergoldeten Hörnern, und mit Bändern und Kränzen geſchmückt. Die Jünglinge, die ſie bis zum Altare hin führten, hatten ſchön geſtickte Schürzen vor, und kleine Knaben trugen neben ihnen goldne und ſilberne Opfergefäſſe.

Hierauf kamen diejenigen, die das gemünzte Gold trugen: es waren ſieben und ſiebzig Behältniſſe, und in jedem, wie bey dem gemünzten Silber, drey Talente. * Hinter dieſem Golde wurde die geheiligte Opferſchale getragen, welche Aemilius aus zehn Talenten Gold hatte machen und mit Edelſteinen beſetzen laſſen. Darauf wurden die königlichen Trinkgeſchirre der Antigonen,

* Das Verhältniß des Goldes zu den Silber war bey den Römern wie 1 zu 10. Dieſes nach den angegebenen Talenten gerechnet, betrug die Summe des erbeuteten Goldes, welches Plutarch hier angiebt, 2310 Silbertalente, oder 2,310,000 Thaler; und alles erbeutete Geld in Gold und Silber 4,560,000 Thaler.

gonen, der Seleuciden, und die der berühmte Künſtler Therikles verfertigt hatte, zur öffentlichen Schau getragen; dann die goldnen Trinkgeſchirre des Perſeus ſelbſt. Darauf folgte der Wagen des Perſeus, auf welchem ſeine Waffen und ſein königliches Diadem lag.

In einem kleinen Zwiſchenraume dahinter wurden die gefangenen Kinder des Perſeus geführt, ihre Lehrer und Bedienten giengen neben ihnen, weinten, und baten mit aufgehobenen Händen die Zuſchauer um Mitleiden, und hieſſen die königlichen Kinder eben ſo flehen und jammern. Es waren zwey Prinzen und eine Prinzeßin, die wegen ihres zarten Alters die Gröſſe ihres Unglücks nicht verſtanden, und deren Unempfindlichkeit dabey deſto mehr Mitleid erregte. Die Römer hefteten auch ſo ſehr auf dieſe unglücklichen Kinder, voll Mitleids, welches verſchiedene mit Thränen bezeugten, ihre Augen, daß ſie beynahe den ihnen nachfolgenden Perſeus überſehen hätten, denn jedermann miſchte unter ſeine Freude über dieſes Schauſpiel Betrübniß, bis dieſe Kinder vorbey waren.

Nach dieſen ſeinen Kindern und deren Bedienten folgte nun Perſeus ſelbſt in einem Trauerklei-

de, und in Macedoniſchen Stiefeln. Er betrug ſich wie einer, der durch die Gröſſe ſeines Unglücks an ſeinem Verſtande Schaden gelitten hat, und vor alles erzittert. Ihm folgte die Schaar ſeiner Freunde und Vertrauten, die vor Schmerz ihre Augen niederſchlugen, und durch ihre immer nach dem Perſeus hin gerichtete thränenvolle Blicke bey den Zuſchauern den Gedanken erregten, daß ſie nur ſein Schickſal bejammerten, und das ihrige dagegen geringe achteten.

Perſeus hatte vorher zum Aemilius geſchickt, und ihn bitten laſſen, daß er ihn doch nicht im öffentlichen Triumphe aufführen möchte. Aemilius, der des Perſeus Feigherzigkeit und niedrige Liebe zum Leben wahrſcheinlicher weiſe verſpotten wollte, ließ ihm zur Antwort ſagen: **Das kam ja vorher auf ihn ſelbſt an, und kommt jetzt noch auf ihn an.** Wodurch er ihm zu verſtehen gab, daß er ja den Tod dieſer Schande vorziehen könnte, aber der furchtſame König ſcheute den Tod, und ließ ſich durch vergebliche Hofnungen ſchmeicheln, wodurch er ein Theil der Beute des Aemilius wurde.

Hinter dem Perſeus wurden die vierhundert goldene Kronen getragen, welche die Städte als

Ge=

Geſchenke für den Sieger dem Aemilius durch Abgeordnete überſandt hatten.

Darauf folgte Aemilius ſelbſt auf einem prächtig geſchmückten Triumphwagen, ein Mann, der auch ohne dieſe Pracht der Bewundrung der Zuſchauer würdig war. Er war in einen goldgeſtickten Purpurrock gekleidet, und hielt in der rechten Hand einen Lorbeerzweig. Die ganze Armee trug auch Lorbeerzweige, und folgte dem Wagen des Feldherrn nach ihrer Ordnung; ſie ſang theils die bey dergleichen Fällen gewöhnlichen Römiſchen mit Satiren vermiſchten Lieder, theils die auf den Aemilius verfertigten Lobgeſänge.

Dieſer von allen bewunderte und von keinem einzigen rechtſchafnen Römer beneidete Feldherr mußte dennoch die Macht derjenigen Gottheit erfahren, deren Geſchäft es iſt, das auſſerordentliche und groſſe Glück zu mindern, und das menſchliche Leben ſo zu miſchen, daß es niemals ganz von allen Unfällen frey bleibt, ſondern, wie Homer ſagt,* diejenigen für die glücklichſten zu achten ſind, welche den Wechſel des Glücks auf gleiche Art erfahren haben.

* Iliad. Libr. XXIV. verſ. 525. ſequ.

Er hatte vier Söhne, davon zwey, Scipio und Fabius, wie ſchon erzehlt worden, durch Adoption in andre Familien kamen: die zwey jüngſten, die von ſeiner zweyten Gemahlin waren, erzog er in ſeinem Hauſe. Von dieſen ſtarb der eine, der vierzehn Jahr alt war, fünf Tage vor dem Triumphe, und der andre, der zwölf Jahr alt war, drey Tage nach dem Triumphe. Jedermann nahm an dem Schmerze des Aemilius über dieſe Unfälle Antheil, und beklagte die Härte des Schickſals, welches auf eine ſo grauſame Art in dieſes Haus, das voller Freude, Feyerlichkeiten, und Opferfeſten war, die Trauer brachte, und Thränen und Seufzer unter die Triumphgeſänge miſchte.

Aber Aemilius, welcher mit Recht glaubte, daß man Standhaftigkeit und Muth nicht bloß gegen feindliche Waffen und Lanzen, ſondern auch gegen die Unfälle des Schickſals brauchen müſſe, betrug ſich bey der gegenwärtigen Miſchung von Glück und Unglück ſo weiſe, daß er die üblen Begebenheiten durch die guten, und ſeine häußlichen Umſtände durch die öffentlichen bedeckte, und die Würde und den Glanz des Triumphs nicht verringerte. Denn ſobald er ſeinen erſten geſtorbenen

nen Sohn, wie geſagt, begraben hatte, hielt er den Triumph. Und als der zweyte nach dem Triumphe ſtarb, hielt er vor einer Verſammlung des Römiſchen Volks eine Rede, gleichſam als wenn er keinen Troſt bedürfte, ſondern ſeine Mitbürger tröſten müßte, welche an ſeinen Unfällen groſſen Antheil genommen hatten. —

„Ich habe niemals, ſagte er, mich vor Begebenheiten, die von Menſchen herkommen, gefürchtet, wohl aber, was die mannichfaltigen und ungewiſſen Fügungen höherer Weſen betrift, vor den Wechſel des Glücks, und beſonders bey dem nun geendigten Kriege, da das Glück mich wie ein guter Wind begünſtigte, und ich deswegen immer einen Sturm und Veränderung erwartete. Denn ich kam in einem Tage von Brundusium über das Joniſche Meer nach Corcyra, und am fünften Tage drauf opferte ich ſchon dem Gotte Apollo zu Delphos. Von da gelangte ich auch wieder nach fünf Tagen bey der Römiſchen Armee in Macedonien an, und nach gebräuchlicher Muſterung und Reinigungsopfer vollendete ich ſchon am funfzehnten Tage nach angefangenen Kriegsgeſchäften den Krieg auf die allerglücklichſte Art. Dieſe Gunſt des Schickſals bey meinen

Verrichtungen machte mich immer noch mißtrauiſch, und da ich in Abſicht der Feinde nun weiter nicht Gefahr zu befürchten hatte, ſondern ganz ſicher war, ſo vermuthete ich, daß auf der Rückreiſe zur See ſich noch der Dämon des Glücks ändern möchte, wenn ich eine ſo groſſe ſiegreiche Armee, ſo viele Beute, und die königlichen Gefangenen nach Rom führte. Aber ich kam auch glücklich bey euch an, und ſahe in der ganzen Stadt Frohlocken, Freudensbezeigungen und Opferfeſte, und noch blieb ich immer auf das Glück mißtrauiſch, weil ich wußte, daß es den Sterblichen kein groſſes Gut rein, und ohne Einmiſchung eines widrigen Dämons ſchenkt. Und mein Geiſt, immer vor einem künftigen Zufalle, der der Stadt begegnen könnte, bekümmert, wurde auch nicht eher ruhig, bis mich ein ſo groſſes häußliches Unglück traf, daß ich die beſten Söhne, die ich allein als meine Erben betrachten konnte, hinter einander in den feyerlichſten Tagen meines Lebens durch den Tod verlor. Nunmehr bin ich in Abſicht der wichtigſten Zufälle ohne Gefahr, und glaube zuverſichtlich, daß euer öffentliches Glück unverletzt und beſtändig bleiben wird. Denn der feindſelige Dämon hat durch

die

die mir zugefügten Unglücksfälle ſeine Rache wegen des groſſen Glückes in Macedonien hinreichend ausgeübt, da er den Sieger zu einem nicht geringern Beyſpiele der menſchlichen Schwachheit gemacht hat, als den Beſiegten, auſſer daß Perſeus, obgleich überwunden, doch noch ſeine Kinder hat, hingegen ſein Ueberwinder, Aemilius, die ſeinigen nicht mehr hat.„ Dieß iſt der Inhalt jener erhabenen und merkwürdigen Rede, welche Aemilius in der Verſammlung des Römiſchen Volks nach ſeiner unverſtellten wahren Geſinnung gehalten haben ſoll.

So ſehr er aber auch über das Unglück des Perſeus Mitleiden empfand, und es zu erleichtern ſuchte, konnte er doch nichts weiter ausrichten, als daß Perſeus aus dem ſo genannten Carcer, oder öffentlichem Gefängniſſe, in einen bequemern Ort gebracht wurde, und gelindere Begegnung erhielt. Hier ſoll er ſich, wie die meiſten erzehlen, zu Tode gehungert haben. Einige behaupten, daß er auf eine ganz ſonderbare und ſeltſame Art ſein Leben verloren habe. Die Soldaten, welche die Wache bey ihm hatten, ſollen nämlich von ihm durch etwas ſeyn beleidigt und aufgebracht worden, und deswegen, da ſie auf

keine andere Art ihre Rache an ihn auslaſſen konnten, ihn am Schlafe verhindert, und durch alle mögliche Kunſtgriffe ihn immer beunruhigt, und wachend erhalten haben, bis er endlich aus Ermattung geſtorben ſey. Zwey von ſeinen Kindern ſtarben auch, der übrig gebliebene Alexander ſoll ein geſchickter Drechsler und Werkmeiſter in kleiner erhobener Arbeit geweſen ſeyn, auch die Römiſche Sprache ſo gut erlernt haben, daß ihn die obrigkeitlichen Senatoren zu einen Schreiber brauchten, welchen Dienſt er geſchickt und wohl beſorgt haben ſoll.

Die glücklichen Thaten des Aemilius in Macedonien brachten noch dem Römiſchen Volke den wichtigen angenehmen Vortheil zuwege, daß wegen des groſſen von ihm in den öffentlichen Schatz gebrachten Geldvorraths die Römiſchen Bürger von den Staatsabgaben befreyt wurden, welches bis auf die Zeiten der beyden Conſuln Hirtius und Panſa, da Antonius und Cäſar Octavianus den erſten Krieg mit einander führten, fortgedauert hat.

Etwas beſonders und vortrefliches an dem Aemilius war auch dieß, daß er, ohnerachtet des ausgezeichneten Eifers und der Ehrenbezeigungen

des

des Volks gegen ihn, dennoch der Parthey der Patricier ergeben blieb, und aus Gunſt für das Volk nichts ſprach noch unternahm, ſondern vielmehr in allen öffentlichen Geſchäften es immer mit den vornehmſten Senatoren hielt. Dieſes warf auch in den folgenden Zeiten Appius dem Scipio Africanus vor. Beyde Männer ſtanden in dem größten Anſehn, und hielten um das Cenſoramt an. Appius hatte den Senat und die Patricier auf ſeiner Seite, denn die Familie der Appier hatte ſtets die Parthey der Patricier gehalten. Scipio hingegen, der durch ſich ſelbſt groß war, ſuchte immer die Gunſt und den Eifer des Volks für ſich zu erhalten, und kam damals auch in Begleitung ſchlechter und zum Theil in der Sklaverey geborner Leute auf den Markt, welche unruhige Köpfe waren, und mit Geſchrey und Schmeicheln alles durchzuſetzen ſuchten. Wie Appius dieß bemerkte, ſchrie er: „O Paulus Aemilius, ſeufze in deinem Grabe, da jetzt der Herold Aemilius, und der zankſüchtige Licinius deinen Sohn zum Cenſoramte hinführen.„ *

* Von dieſem Umſtande ſowohl als dem merkwürdigen Leben dieſes jüngern Scipio Africanus, des

Scipio erwarb ſich dadurch die Gunſt des Volks, daß er die Vortheile deſſelben immer zu vermehren ſuchte. Aemilius Paulus aber wurde von dem Volke, ob er gleich die Parthey der Patricier hielt, eben ſo ſehr geliebt als diejenigen, welche dem Volke am meiſten zu ſchmeicheln ſuchten. Es bewies dieſes auſſer andern Ehrenbezeigungen auch dadurch, daß es ihm das Cenſoramt ertheilte, ein ehrwürdiges und wichtiges Amt. Denn ein Römiſcher Cenſor galt nicht nur in andern Sachen viel, ſondern hatte auch die Aufſicht über die Sitten der Römer. Er konnte einen Senator, wenn er eine unanſtändige Lebensart führte, aus dem Senate ſtoſſen, und einen würdigern Mann an ſeine Stelle ſetzen, er konnte die Ehre eines Ritters, wenn er ſich ſchlecht aufführte, durch Wegnehmung ſeines Pferdes herabwürdigen; und die Zählung der Römiſchen Bürger nebſt der Einrichtung der Vermögenſteuer

des Sohns des Aemilius Paulus, überhaupt, enthält weitläuftigere Nachrichten vita Scipionis Africani Aemiliani a Carolo Sigonio, inſert. *Edit.* Aurelii Victoris *Arnzenianae.* pag. 613. ſequ.

ſteuer gehörte ebenfalls zu dem Amte der Cenſoren.

Unter der Cenſur des Aemilius Paulus wurden zu Rom dreymal hundert und ſieben und dreyßigtauſend vierhundert und zwey und funfzig Römiſche Bürger gezählt. Er gab dem Marcus Aemilius Lepidus den Vorſitz im Senate, der ſchon viermal dieſe oberſte Stelle erhalten hatte, und warf drey nicht eben angeſehene Senatoren aus dem Senate, und bey der Muſterung der Ritter zeigte er mit ſeinem Collegen, dem Marcus Philippus, ebenfalls eine groſſe Mäßigung.

Während dieſem Cenſoramte bekam Aemilius, nachdem er aber ſchon die mehrſten und wichtigſten Geſchäfte beſorgt hatte, eine Krankheit, die anfänglich gefährlich, hernach zwar ohne Gefahr, aber beſchwerlich und hartnäckig war. Er ſchifte, auf Anrathen der Aerzte, nach Velia, einer Stadt in Italien, und hielt ſich in der dabey am Meere liegenden ruhigen Gegend eine Zeitlang auf. Die Römer hatten indeſſen eine ſo groſſe Sehnſucht nach ihn, daß ſie auch ihr Verlangen ihn bald wieder zu ſehen, auf den öffentlichen Schauplätzen durch laute Wünſche nach ſeiner Rückkehr bezeigten. Er kam zu einem Opfer,

wobey ſeine Gegenwart nöthig war, nach Rom zurück, und glaubte ſich hinlänglich erholt zu haben. Er verrichtete mit den andern Prieſtern das Opfer, von einer Menge Volks, die ihre Freude lebhaft zu erkennen gaben, umringt. Den Tag darauf brachte er wegen ſeiner Geneſung den Göttern ein eignes Opfer dar. Als er davon nach Hauſe gekommen war, und ſich ſchlafen gelegt hatte, verlor er, ohne dieſe Veränderung zu empfinden, ſeine Sinnen, und am dritten Tage darauf ſtarb er, im Ueberfluſſe alles desjenigen, was die Menſchen zur Glückſeligkeit rechnen.

Er wurde mit einer Pracht zur Erde beſtattet, die Bewundrung erregte. Der Eifer der Römiſchen Bürger ehrte die Vollkommenheiten dieſes groſſen Mannes durch ein herrliches Leichenbegängniß. Es war nicht Geld, nicht Elfenbein, und eine koſtbare Zubereitung, die dieſe Pracht verurſachte, es war das Wohlwollen, die Hochachtung, und die Liebe, welche nicht allein ſeine Mitbürger, ſondern auch ſeine Feinde bezeigten. Denn von den damals zu Rom ſich aufhaltenden Spaniern, Liguriern, und Macedoniern trugen die jüngſten und ſtärkſten ſeinen Sarg, und die Aelteſten folgten nach, und nannten den Aemilius

den Wohlthäter und Erhalter ihres Vaterlandes. Er hatte nicht nur zu der Zeit, da er ſie beſiegte, ſich gelind und menſchenfreundlich gegen ſie bewieſen, ſondern auch hernach beſtändig ihr Beſtes ſo zärtlich beſorgt, als wenn es ſeine Angehörigen geweſen wären.

Sein ganzes hinterlaſſenes Vermögen, welches ſeine beyden Söhne erbten, betrug kaum dreymal hundert und ſiebzigtauſend Drachmen oder Denarien, * aber der jüngere Sohn Scipio überließ

* 46250 Thaler, die Drachme zu 3 ggr. gerechnet. Dieß widerſpricht dennoch der Bemerkung, die Plutarch in der Mitte dieſer Lebensbeſchreibung machte, daß nämlich das Vermögen des Aemilius Paulus kaum hinreichend geweſen ſey, die Foderungen ſeiner Gemahlin zu befriedigen. Aber dieſe letztere genau beſtimmte Angabe ſcheint die richtigſte zu ſeyn. Ich habe ſchon in der Vorrede zum 1. Th. erinnert, daß Plutarch die Nachrichten aus mehrern Schriftſtellern, ſo wie er ſie findet, oft mit ihren eignen Worten aufzeichnet, und daher iſt ohnſtreitig auch dieſer Wiederſpruch entſtanden.

ließ dem ältern die ganze Erbſchaft, weil er in die reiche Familie des Scipio Africanus war adoptirt worden. — Dieß iſt es, was ich aus den Nachrichten von dem Leben und dem Charakter des Aemilius Paulus habe mittheilen können.

Ver-

Vergleichung des Timoleons mit dem Aemilius Paulus.

Aus der jetzt erzehlten Geſchichte dieſer beyden Männer wird man einſehen, daß bey einer Vergleichung zwiſchen ihnen ſich wenig Unterſchied und Unähnlichkeit findet. Beyde führten wider groſſe Feinde Krieg, der eine wider die Macedonier, der andre wider die Carthaginenſer: beyde erlangten gleich ruhmvolle Siege. Der eine eroberte Macedonien, und machte der vom Antigonus abſtammenden königlichen Herrſchaft bey dem ſiebenten Könige ein Ende: der andre hob alle deſpotiſche Herrſchaft in Sicilien auf, und ſetzte dieſe Inſel in Freyheit. Wenn man nicht etwa einwenden will, daß Aemilius es mit dem mächtigen Perſeus, der ſchon die Römer beſiegt hatte, und Timoleon mit dem ſchon ganz geſchwächten und verzweifelnden Dionyſius zu thun hatte. Allein man kann dagegen einwenden, daß Timoleon viele Fürſten, und die groſſe Macht der Carthaginenſer mit ſchlechten Truppen beſiegte, und an ſtatt ſolcher erfahrnen und wohl diſciplinirten

nirten Truppen, wie Aemilius hatte, mit Miethsvölkern und unordentlichen Soldaten, die nur aus Luſt dienten, Krieg führen mußten. Und wenn mit nicht gleichen Truppen gleiche Siege erfochten werden, ſo iſt der Ruhm davon dem Feldherrn allein zuzuſchreiben.

Beyde zeigten ſich in ihren groſſen Geſchäften als gerechte und uneigennützige Männer: Aemilius ſcheint durch die Geſetze und Sitten ſeines Vaterlandes ſich ſo gebildet zu haben: Timoleon erſchuf dieſe Tugenden in ſich ſelbſt; wie man daraus urtheilen kann, daß die Römer in jenen Zeiten insgeſammt ſtreng auf ihre eingeführte Ordnung und Gebräuche hielten, und gegen ihre Geſetze und Mitbürger Ehrfurcht hatten, hingegen damals kein griechiſcher Feldherr oder Officier war, der nicht, ſobald er nach Sicilien gekommen, verderbt worden wäre, den Dio ausgenommen, und doch ſoll auch Dio, wie viele vorgeben, nach einer Alleinherrſchaft geſtrebt, und von einem lacedämoniſchen Königreiche geträumt haben. Timäus erzehlt, daß die Syrakuſaner auch den Gylippus wegen ſeiner unerſättlichen Geldgierde ſchimpflich wieder weggeſchickt hätten. Wie viele Ungerechtigkeiten und

Betrü=

Betrügereyen Pharax, ein Spartaner, und Kallippus, ein Athenienſer, in der Hofnung, Sicilien beherrſchen zu können, begangen haben, davon ſind eine Menge Nachrichten vorhanden. Und was für Männer waren denn dieß, oder was für eine groſſe Macht hatten ſie ſich erworben, daß ſie ſich dergleichen Hofnungen machen konnten? Der eine war ein Anhänger des ſchon aus Syrakus vertriebenen Dionyſius, und Kallippus war einer von den Anführern der fremden Hülfstruppen des Dio. Timoleon hingegen war als oberſter Feldherr den Syrakuſanern auf ihr Verlangen zugeſchickt, und ſuchte keine Gewalt, ſondern bekam ſie aufgetragen, und machte das Ende der tyranniſchen Fürſten zum Ende dieſer ſeiner ihm gegebenen Gewalt.

Beym Aemilius iſt auch dieſes bewundernswerth, daß er durch die Ueberwindung eines ſo groſſen Königreichs ſein Vermögen um keine Drachme gröſſer gemacht, und das erbeutete Geld nicht anrührte, noch anſah, ob er gleich andern davon viele Geſchenke machte. Ich führe das nicht an, um den Timoleon zu tadeln, daß er ein ſchönes Haus und Landgut von den Syrakuſanern annahm, denn dergleichen anzu-

nehmen

nehmen iſt nichts ſchändliches, ob es gleich rühmlicher iſt, es nicht anzunehmen, und es iſt ein Ueberfluß von Tugend, wenn man zeigt, daß man auch dasjenige nicht nöthig hat, was uns erlaubt iſt zu nehmen. So wie derjenige Körper, der Hitze und Froſt vertragen kann, weit ſtärker iſt als der, der nur eins von beyden ertragen kann, ſo hat auch diejenige Seele die größte Stärke und Munterkeit, welche weder durch das Glück zum Uebermuthe, noch durch unglückliche Zufälle zum Kleinmuthe bewegt wird. Daher ſcheint Aemilius vollkommener geweſen zu ſeyn, da er bey dem traurigen Zufalle, dem Verluſte ſeiner beyden Söhne, ſich eben ſo groß und ehrwürdig bewies, als bey ſeinen größten Glücksbegebenheiten. Timoleon hingegen konnte, nach der Heldenthat gegen ſeinen Bruder, nicht durch die Vernunft ſeine Traurigkeit unterdrücken, und wagte es nicht in zwanzig Jahren, durch Reue und Schmerz gedemüthigt, auf dem öffentlichen Markte zu erſcheinen. Man muß ſich hüten, etwas ſchlechtes zu thun, aber ſich für jede Art der Verunehrung fürchten, zeigt zwar einen guten ehrlichen Charakter an, dem aber Größe der Seele fehlt.

Pelo-

Pelopidas.

Der ältere Cato ſagte zu denen, die einen Menſchen von einem ganz unbeſonnenen kriegriſchen Muthe lobten: **Es iſt ein groſſer Unterſchied zwiſchen der wahren Tapferkeit und der Geringſchätzung des Lebens.** Er urtheilte ganz recht. So hatte z. E. König Antigonus einen ſehr verwegenen Soldaten, der aber einen ſchlechten und ungeſunden Körper hatte: der König fragte den Soldaten, warum er ſo blaß ausſähe, und erhielt die Antwort, daß es von einer geheimen Krankheit herkäme. Der König hatte die Sorgfalt für ihn, daß er ſeinen Aerzten befahl, ſich alle mögliche Mühe zu geben, daß dieſer Menſch, wenn ihm noch geholfen werden könnte, wieder hergeſtellt würde. Der tapfre Soldat wurde wieder geſund, aber er war nun nicht mehr der vorige verwegne und keine Gefahr ſcheuende Mann. Antigonus verwunderte ſich über dieſe Verändrung, und machte dem Soldaten darüber

Vorwürfe. Aber dieſer entdeckte durch ſeine freymüthige Antwort die Urſache: — „König, ſagte er, du haſt ſelbſt meine Kühnheit verringert, da du mich von dem Uebel befreyt haſt, weswegen ich mein Leben gering ſchätzte.„

Dieſes mochte vermuthlich auch jener Sybarit meynen, der von den Spartanern ſagte: „Daß ſie deswegen den Tod im Kriege ſo gering achteten, weil ſie von ihrer ſtrengen und beſchwerlichen Lebensart befreyt zu ſeyn wünſchten.„ Und den durch Zärtlichkeit und Wolluſt entnervten Sybariten mußte es allerdings ſo vorkommen, als wenn diejenigen, die aus Begierde nach einem edlen Ruhme den Tod nicht ſcheuten, das Leben verachteten. Aber bey den Lacedämoniern war bloß die Tugend die Urſache, daß ſie gern lebten, oder gern ſtarben, wie dieſe Verſe bezeugen:

Dieſe ſtarben nicht Tod, nicht Leben, für Ehre achtend,
Sondern Tod und Leben mit Ehre bekrönt zu haben.

Wer den Tod flieht, und das Leben ohne Verletzung der Ehre wünſcht, verdient keinen Tadel, und derjenige kein Lob, der aus Geringſchätzung des Lebens den Tod ſucht. Daher führt Homer

ſeine

ſeine muthigſten und ſtreitbarſten Helden immer wohl bewafnet in die Gefechte; und die griechiſchen Geſetzgeber beſtrafen nicht den, der ſeinen Degen oder ſeine Lanze, ſondern der ſein Schild wegwirft, zum Beweiſe, daß ein jeder, beſonders aber der Vorſteher einer Stadt und der Feldherr mehr dahin ſehen müſſen, nicht durch einen Angrif unglücklich zu werden, als den Feind anzugreifen.

Wenn, nach des Iphikrates Ausdrucke, bey einer Armee die leichten Truppen die Hände, die Reuterey die Füſſe, das ordentliche Fußvolk die Bruſt und den Leib, und der Feldherr den Kopf des ganzen Corps vorſtellt, ſo ſetzt er durch eine unbedachtſame Kühnheit nicht allein ſich ſelbſt, ſondern alle zugleich in Gefahr, weil deren Glück von ihm abhängt. Und eben das gilt vom Gegentheile. Daher ſagte Kallikratides, ein ſonſt groſſer Mann, nicht ſehr weislich zu dem Opferprieſter, der ihn bat, ſich in Acht zu nehmen, weil die Opfer keine gute Zeichen in Abſicht ſeines Lebens gaben: — „Das Wohl von Sparta beruht nicht auf einen einzigen Mann,„ — Denn als ein Soldat, der ſich auf der See befand, oder fochte, war er nur ein einziger Mann, aber als

Feldherr vereinigte er die Macht aller Truppen in ſich, und ſo war derjenige nicht ein Einziger Mann, mit dem zugleich ſo vieles verloren gieng. Richtiger ſagte der alte König Antigonus, vor dem Seetreſſen bey Andros, zu einem, der von der weit gröſſern Anzahl der feindlichen Schiffe ſprach: — Aber für wie viel Schiffe rechneſt du mich? wodurch er den Werth des Feldherrn erhob, der wirklich auch groß iſt, wenn der Feldherr Erfahrung mit Tapferkeit verbindet, wobey das erſte iſt, denjenigen zu erhalten, durch welchen alles übrige erhalten wird. So ſagte Timotheus ebenfalls ſehr gut, da Chares den Atheniensern einige Wunden an ſeinem Körper und ſeinen durchſtochenen Schild zeigte: — „Ich ſchämte mich nicht wenig, da in der Belagerung von Samos ein Pfeil nahe bey mir niederfiel, weil ich dadurch mit einer unüberlegten Kühnheit mich mehr in Gefahr begeben hatte, als ſich für den Feldherrn einer ſo groſſen Kriegsmacht ſchickte.„ — Wenn dadurch, daß ſich der Feldherr in Gefahr begiebt, etwas entſcheidendes für das Glück der Waffen gewonnen wird, ſo muß er freylich weder Hände noch Körper ſchonen, und auf die nicht achten, welche behaupten, daß ein

Feld-

Feldherr nur vor Alter, oder wenigſtens im Alter ſterben müſſe: wenn aber durch das Glück des Feldherrn nur ein geringer Vortheil erlangt wird, durch den Schaden aber, den er nimmt, alles verloren geht, ſo wird niemand verlangen, daß der Feldherr ſich wie ein gemeiner Soldat in Gefahr begeben ſoll.

Dieſe Gedanken ſchienen mir ein guter Eingang zu den Lebensbeſchreibungen des Pelopidas und Marcellus zu ſeyn, zweyer groſſen Männer, die auf eine ſonderbare Art umkamen. Sie waren beyde tapfre Soldaten, ſie erwarben beyde, als Feldherren, ihrem Vaterlande die herrlichſten Siege über die furchtbarſten Feinde, der eine ſchlug den bisher unüberwindlichen Annibal zuerſt in die Flucht, der andre beſiegte die Lacedämonier, die zu Waſſer und zu Lande die Oberhand hatten, beyde ſchonten ſich ſelbſt nicht, und beyde verloren ihr Leben auf eine unbedachtſame Art zu einer Zeit, da man die Erhaltung und Anführung ſolcher tapfrer Männer am meiſten nöthig hatte. Daher haben wir auch die Lebensbeſchreibungen dieſer beyden Männer, die ſo viele Aehnlichkeit hatten, mit einander hier in Parallele geſtellt.

Pelopidas, des Hippoklus Sohn, ſtammte, wie Epaminondas, aus einem berühmten Geſchlechte zu Theben her, wurde im groſſen Reichthume erzogen, und erbte noch in ſeiner Jugend ein prächtiges Haus, aber bemühte ſich durch ſeinen Reichthum würdigen Leuten Hülfe zu leiſten, damit er ſich als einen wahren Herrn ſeines Reichthums, und nicht als einen Sklaven deſſelben beweiſen möchte. Die mehrſten Reichen gebrauchen, wie Ariſtoteles ſagt, entweder ihr Vermögen gar nicht aus Geiz, oder mißbrauchen es aus Ueppigkeit, und ſo ſind ſie beſtändig Sklaven, entweder von der Wolluſt, oder von der Geldſorge. Die andern Freunde alle, denen die Freygebigkeit und Großmuth des Pelopidas Beyſtand leiſtete, erkannten ſeine Wohlthaten mit Danke, aber der einzige Epaminondas konnte unter allen ſeinen Freunden nicht dahin gebracht werden, daß er an ſeinem Reichthume hätte Antheil genommen. Pelopidas ſuchte daher an der Armuth des Epaminondas Antheil zu nehmen, kleidete ſich eben ſo ſchlecht, hielt einen eben ſo ſparſamen Tiſch, war eben ſo arbeitſam, und im Felde eben ſo unverſtellt ehrlich, er war ein Mann, wie der

Kapa=

Kapaneus, den Euripides ſchildert, * der viel zu leben hatte, aber auf ſeinen Reichthum nicht ſtolz war; er hielt es ſich für eine Schande, wenn er auf ſeinen Körper als der ärmſte Thebaner verwandte.

Epaminondas aber hatte die Armuth geerbt, ſich an dieſelbe gewöhnt, und er machte ſie dadurch noch leichter, daß er ſich ganz der Philoſophie ergab, und von Jugend auf zu einem eheloſen Leben entſchloß. Hingegen Pelopidas hatte eine vornehme Gemahlin, zeugte auch Kinder, und dachte doch nicht im geringſten daran, ſein Vermögen zu vermehren, ſondern verringerte es vielmehr in den Dienſten, die er dem Staate beſtändig leiſtete. Als ihm ſeine Freunde deswegen Vorwürfe machten, und ihm ſagten, er verabſäumne eine nothwendige Sache, die Sorgfalt für ſein Vermögen, ſo antwortete er ihnen: Freylich für den Nikomedus da eine nothwendige Sache, und wies dabey auf einen lahmen und blinden Mann.

Beyde Helden hatten von Jugend auf gleiche Neigung zu allen Arten von Tugenden, auſſer daß Pelopidas mehr den Leibesübungen und Epaminon-

* Euripid. Supplic. verſ. 861. ſequ.

minondas mehr dem Studiren ergeben war. Der eine brachte ſeine műßigen Stunden in der Palaſtrå und auf Jagden zu, der andre in den Hőrſålen der Philoſophen und mit eignem Nachdenken. Aber unter allen ruhmvollen Eigenſchaften dieſer beyden Helden műſſen Kenner doch der Liebe und Freundſchaft, die zwiſchen beyden in ſo vielen Feldzűgen und mit einander gefűhrten Staatsgeſchåften immer bis ans Ende unverbrűchlich blieb, den Vorzug zugeſtehen. Denn wenn man die Staatsgeſchåfte des Ariſtides, des Themiſtokles, des Cimons, des Perikles, des Nicias, und Alcibiades betrachtet, und gewahr wird, wie dieſe insgeſammt voller Streitigkeit, Neid, und Eiferſucht verwaltet worden ſind, und dagegen die wechſelſeitige Hochachtung und Freundſchaft des Pelopidas und Epaminondas bemerkt, ſo kann man dieſe letztern allein mit Recht Amtsgehűlfen nennen, und nicht jene, die immer mehr wider einander ſelbſt als wider die Feinde kåmpften. Der Grund ihrer Freundſchaft war die Tugend, die ſie ſo bildete, daß ſie in ihren Geſchåften nicht nach Ehre und Reichthum ſtrebten, welche immer von einem beſchwerlichen ſtreitſűchtigen Neide begleitet werden, ſondern von einer gőttlichen Lie-

be

be durchdrungen gemeinſchaftlich ſtrebten, ihr Vaterland zu einem hohen Glanze und zu einer mächtigen Gröſſe zu erheben, und jeder den glücklichen Erfolg des andern in dieſem Plane für ſeinen eignen hielt.

Die meiſten glauben, daß dieſe ſtarke Freundſchaft ihren Anfang in der Schlacht bey Mantinea genommen, in welcher beyde unter den Hülfstruppen waren, die Theben den Lacedämoniern, ihren damaligen Freunden, ſchickte. * Sie dienten unter den Fußvölkern, und fochten gegen die Arkadier, und als der linke Flügel der Lacedämonier, auf dem ſie ſtanden, die Flucht ergrif, ſo widerſtanden ſie mit zuſammen geſtellten Schildern den andringenden Feinden. Pelopidas, der ſieben Wunden empfieng, ſtürzte auf den Haufen der erſchlagenen Freunde und Feinde. Epaminondas ſtellte ſich, ob er ihn gleich für todt hielt, vor ſeinen Körper und Waffen, und fochte ganz allein wider einen ganzen Haufen, feſt entſchloſ-

* Man ſieht leicht ein, daß dieſes nicht die berühmte Schlacht bey Mantinea iſt, in welcher Epaminondas als Sieger blieb, ſondern eine weit frühere, deren auch im Leben des Alcibiades Erwähnung geſchehen.

ſen, eher zu ſterben, als den Pelopidas da liegen zu laſſen. Aber er wurde ſelbſt mit einer Lanze in die Bruſt, und mit einem Degen in den Arm verwundet, und würde ſchwerlich davon gekommen ſeyn, wenn ihm nicht vom andern Flügel der Spartaniſche König Ageſipolis * zu Hülfe gekommen wäre, und ihn nebſt dem Pelopidas, wider alle Hofnung, errettet hätte.

Bald darauf ſtellten ſich zwar noch immer die Spartaner als Freunde und Bundesgenoſſen der Thebaner, in der That aber geriethen ſie über den Muth und die anwachſende Macht der Stadt Theben in Eiferſucht, und beſonders waren ſie gegen die Parthey des Iſmenias und Androklides, zu welcher auch Pelopidas gehörte, die die öffentliche Freyheit und die demokratiſche Staatsverfaſſung zu behaupten ſuchte, ſehr feindſelig geſinnt. Archias, Leontides, und Philippus, Männer von großem Reichthume, einem kühnen Ehrgeitze,

* Wenn nicht die Abſchreiber geirrt haben, ſo hat ſich Plutarch hier im Namen geirrt. Dieſer Lacedämoniſche König hieß nicht Ageſipolis, ſondern Agis, wie ſelbſt aus der Biographie des Alcibiades und aus andern Schriftſtellern deutlich erhellet.

geitze, und der Ariſtokratie ergeben, ſuchten den Spartaniſchen General Phoebidas, da er mit einem Heere durch das Thebaniſche Gebiet zog, zu bereden, daß er ſich unverſehends der Burg Kadmea bemächtigen, ihre Feinde verjagen, und durch Einrichtung einer ariſtokratiſchen Regierung die Stadt Theben den Lacedämoniern ergebener machen ſollte. Er folgte dieſen Vorſtellungen, überfiel unverſehends die Thebaner, die eben das Feſt der Ceres feyerten, bemächtigte ſich der Burg, und nahm den Iſmenias gefangen, der nach Lacedämon abgeführt und bald hernach umgebracht wurde. Pelopidas, Pherenikus, und Androklides, die mit vielen andern die Flucht ergriffen hatten, wurden öffentlich mit der Verweiſung beſtraft; Epaminondas blieb aber ſicher in Theben, weil man ihn nicht achtete, wegen ſeines Studierens für unthätig, und wegen ſeiner Armuth für unvermögend hielt, etwas auszuführen.

Die Lacedämonier nahmen zwar dem Phoebidas ſeine Feldherrnſtelle, und legten ihm eine Strafe von hunderttauſend Drachmen auf, *

aber

* 12500 Rthlr. Dieſe Strafe wurde ihm aber hernach, auf Vorſtellung des Königs Ageſilaus erlaſſen.

aber die Burg Kadmea behielten ſie nichts deſto weniger beſetzt. Alle andre Griechen verwunderten ſich über das ungereimte Betragen, daß man die That gebilligt, und den Urheber der That beſtraft hatte. So verloren die Thebaner ihre alte Staatsverfaſſung der Freyheit, und geriethen unter die Herrſchaft des Archias und Leontides, ohne eine Befreyung von dieſer Tyranney hoffen zu können, welche von der Macht der Spartaniſchen Waffen beſchützt wurde, und nicht eher vertilgt werden konnte, bis die Spartaner ſelbſt ihre Oberherrſchaft in Griechenland zu Waſſer und zu Lande verloren.

Leontides erfuhr, daß die Thebaniſchen Flüchtlinge ſich zu Athen aufhielten, und von dem Volke viele Liebe, und von den Vornehmen groſſe Hochachtung genöſſen. Er ſuchte ſie nun heimlich aus dem Wege zu räumen, und ſchickte unbekannte Meuchelmörder ab, welche auch den Androklides umbrachten, bey den andern aber ihre Abſicht verfehlten. Indeſſen verlangten die Lacedämonier von den Athenienſern durch überſandte Memoriale, daß ſie dieſe Flüchtlinge nicht bey ſich behalten, noch unterſtützen, ſondern fortſchaffen ſollten, weil ſie von den Bundesgenoſſen für

gemein=

gemeinſchaftliche Feinde wären erklärt worden. Aber die Athenienſer, bey denen die Menſchenliebe zum Nationalcharakter gehörte, und die überdem noch den Thebanern dafür Dank erwiedern wollten, daß ſie zur Wiederherſtellung der Freyheit des Athenienſiſchen Volks mit geholfen, und durch ein öffentliches Decret befohlen hatten, daß kein Thebaner irgend einen Athenienſer, der durch ihr Gebiet Waffen wider die Tyrannen führen würde, beleidigen ſollten, lieſſen die Thebaniſchen Flüchtlinge in Sicherheit und Ruhe zu Athen.

Pelopidas aber ermunterte, ob er gleich einer der jüngſten unter den Thebaniſchen Flüchtlingen war, theils die andern heimlich zur Rache, theils ſtellte er ihnen auch, da eine ganze Menge beyſammen war, vor, wie ungerecht und ſchimpflich es ſey, daß ſie ſo ſorglos ihr Vaterland in der Knechtſchaft und in der Gewalt einer fremden Beſatzung lieſſen, und damit zufrieden wären, daß ſie ihr Leben und ihre Freyheit errettet hätten, wobey ſie doch noch immer von den Decreten der Athenienſer abhängen, und denen ſchmeicheln müßten, die durch ihre Reden das Volk wider ſie aufbringen könnten; man müſſe für die allerwichtigſte

tigſte Sache etwas wagen, und die Kühnheit und Tapferkeit des Thraſybulus ſich zum Muſter wählen, und ſo wie dieſer vordem von Theben aus die Athenienſer von der Herrſchaft der Tyrannen befreyet, wiederum von Athen aus Theben in Freyheit ſetzen.

Dieſe Vorſtellungen fanden Eingang. Man ſchickte heimliche Abgeordnete zu den in Theben zurückgebliebenen Freunden, und ließ ſie von dem Vorhaben benachrichtigen. Dieſe billigten es, und Charon, der angeſehenſte unter ihnen, verſprach ſein Haus den Flüchtlingen zu einem Aufenthalte. Philidas aber brachte es durch geſchickte Mittel dahin, daß er bey den Vorſtehern der Stadt, dem Archias und Philippus, geheimer Schreiber wurde. Indeſſen hatte Epaminondas ſchon längſt die jungen Leute mit friſchem Muthe erfüllt. Er ermunterte ſie öfters, in den Fechtſchulen mit den Lacedämoniern zu fechten, und zu ringen, und, wenn ſie ſich denn wegen des erhaltenen Sieges rühmten, ſo ſagte er, ſie ſollten ſich vielmehr ſchämen, daß ſie ſo feige wären, unter der Knechtſchaft ſolcher Leute zu ſtehen, denen ſie an Stärke ſo überlegen wären.

Die

Die Flüchtlinge beſtimmten einen Tag zur Ausführung des Vorhabens, und beſchloſſen, daß Pherenikus mit der übrigen Menge in Thriaſium warten, und nur etliche von den Jüngſten es verſuchen ſollten, ſich heimlich in die Stadt zu ſchleichen, welchen die übrigen alle die Verſicherung gaben, daß ſie, im Falle ihnen etwas Unglückliches begegnete, mit der größten Sorgfalt ſich ihrer Kinder, Aeltern, und Angehörigen annehmen wollten. Der erſte, der ſich zu dieſer Unternehmung entſchloß, war Pelopidas, und ſeinem Beyſpiele folgten Melon, Damoklides, und Theopompus, und andre, alle aus den vornehmſten Häuſern, und ſie hatten ſchon immer unter einander die treueſte Freundſchaft gehalten, und um den Vorzug der Ehre und Tapferkeit mit einander gewetteifert. Es waren ihrer in allen zwölfe: ſie nahmen von ihren zurückbleibenden Freunden Abſchied, ſchickten einen Boten an den Charon voraus, und giengen in kurzen Röcken nach Theben zu; um nicht unterwegens Argwohn zu erwecken, hatten ſie eine Menge Jagdhunde und Netze bey ſich, damit man ſie für Leute, die auf der Jagd wären, halten möchte.

Als der abgeſchickte Bote beym Charon ankam, und ihm die Nachricht von den ſich ſchon unterwegens befindenden jungen Leuten brachte, ſo blieb dieſer brave Mann bey der herannahenden Gefahr ſtandhaft bey ſeiner Geſinnung, und erlaubte ſein Haus zum Sammelplatze, aber ein gewiſſer Hippoſthenides, ein Mann von gutem Charakter, und der auch ſein Vaterland liebte, und gegen dieſe Flüchtlinge viel Freundſchaft, aber nicht ſo viel Herz hatte, als dieſe gefährlichen Umſtände erfoderten, wurde bey der nunmehrigen Herannäherung des groſſen Zeitpunkts wie ſchwindlich. Er bedachte, daß man, um die groſſe Macht der Lacedämonier nur einigermaſſen zu verringern, und ihre in Theben aufgerichtete Herrſchaft zu zerſtören, ſich bloß auf die Hülfe armer verwieſener Flüchtlinge verlaſſen könne. Er gieng in der Stille nach Hauſe, und gab einem ſeiner Vertrauten den Auftrag, dem Melon und Pelopidas entgegen zu eilen, und ihnen zu ſagen, daß ſie zur Ausführung ihres Vorhabens eine gelegnere Zeit erwarten, und wieder nach Athen zurückkehren möchten.

Chlidon, ſo hieß derjenige, der dieſes melden ſollte, gieng eilfertig nach Hauſe. Wie er ſein

Pferd

Pferd ſatteln wollte, ſo war der Zügel nicht da, und ſeine Frau, die ihn ſchaffen ſollte, ſagte, daß er an einen von ſeinen Freunden verliehen ſey. Darüber entſtand eine Zänkerey, und ſeine Frau fluchte, und wünſchte ihm und dem, der ihn abſchicken wollte, alles Unglück auf den Hals. Indeſſen war durch dieſe Zänkerey ſchon viel Zeit vergangen, und Chlidon nahm auch den ganzen Vorfall für eine böſe Vorbedeutung an, und unterließ ſeine Reiſe gänzlich. So wenig fehlte, daß nicht die größten Heldenthaten gleich im Anfange verhindert worden wären.

Pelopidas und ſeine Gefehrten kamen, wie Bauern gekleidet, zu verſchiedenen Thoren, noch bey Tage in die Stadt. Weil eben der Wind ſtark wehte, und es ſchneyete, ſo waren die meiſten Leute in ihren Häuſern, und ſie blieben unerkannt. Diejenigen aber, die auf das, was man erwartete, Achtung geben ſollten, empfiengen die Ankommenden, und führten ſie in das Haus des Charons, wo ſich nach und nach acht und vierzig Perſonen verſammelten.

Mit den Tyrannen gieng indeſſen folgendes vor. Philidas, ihr geheimer Schreiber, der, wie geſagt, mit in den Anſchlag verwickelt war, half

den angekommenen Flüchtlingen ihr Vorhaben ausführen. Er hatte ſchon lange vorher die Tyrannen auf dieſen Tag zu einem Gaſtmahle eingeladen, wobey ſie unter andern Vergnügungen auch ſchöne Weiber haben ſollten, und er richtete alles ſo ein, daß er ſeine Gäſte ganz von Wein und Wolluſt hingeriſſen den Verſchwornen überliefern konnte. Sie wären ſchon ziemlich berauſcht, als ſie eine zwar wahre aber doch ganz ungewiſſe Nachricht empfiengen, daß ſich die vertriebenen Flüchtlinge heimlich in der Stadt aufhielten. Obgleich Philidas immer die Unterredung auf andere Dinge zu bringen ſuchte, ſo ſchickte doch Archias einen von ſeinen Bedienten zu den Charon, und ließ ihm befehlen, ſogleich zu ihm zu kommen.

Es war ſchon Abend, und Pelopidas mit ſeinen Verſchwornen waren eben im Begriffe, ſich zu panzern und ihre Degen zu ergreifen, als plötzlich an die Thüre geklopft wurde. Es lief jemand heraus, und brachte ganz beſtürzt die Nachricht zurück, daß die Vorſteher der Stadt ihren Diener hergeſchickt hätten, und den Charon zu ſich fodern lieſſen. Alle glaubten nunmehr, daß ihr Vorhaben verrathen wäre, und ſie insgeſammt

um=

umkommen würden, ohne etwas, das ihrer Tapferkeit würdig wäre, gethan zu haben. Indeſſen hielt man doch für rathſam, daß Charon dem Befehle gehorchte, und ſich unerſchrocken den Vorſtehern der Stadt ſtellte. Er war ſonſt ein tapfrer, in den größten Gefahren herzhafter Mann, aber jetzt wurde er wegen der Verſchwornen beſtürzt, und glaubte, daß auf ihn ſelbſt ein Verdacht der Verrätherey fallen könnte, wenn ſo viele und groſſe Mitbürger ihr Leben verlieren ſollten. Wie er daher weggehen wollte, holte er aus dem Zimmer ſeiner Gemahlin ſeinen Sohn, der noch ſehr jung war, aber an Stärke und Schönheit alle von ſeinem Alter übertraf, und übergab ihn dem Pelopidas als Geiſſel, mit den Worten, daß, wenn man ſehen würde, daß er ſie betrogen oder verrathen hätte, ſo ſollten ſie mit dieſem ſeinem Sohne als einem Feinde umgehen, und ſein Leben nicht ſchonen.

Viele von den Anweſenden vergoſſen über dieſe Heftigkeit und Großmuth des Charons Thränen, alle aber waren unwillig, daß er irgend einen von ihnen für ſo niederträchtig und durch die bevorſtehende Gefahr ſo feig geworden halten konnte, daß er den geringſten Verdacht oder nur Be-

ſchuldigung auf ihn hätte: ſie baten ihn, ſeinen Sohn nicht bey ihnen zu laſſen, ſondern der Gefahr zu entreiſſen, damit er jetzt, aus der Gewalt der Tyrannen befreyt, dereinſt ein Rächer ſeines Vaterlandes und ſeiner Freunde werden könne. Aber Charon gab dieſes nicht zu, und ſagte: „Welch Leben kann beſſer, und welche Erhaltung ſchöner ſeyn, als der Tod, wenn er ihn hier mit ſeinem Vater und ſo vielen Freunden zugleich auf eine Art leidet, die ihm keine Schande machen kann!„ Er betete darauf zu den Göttern, und ermunterte beym Abſchiede nochmals die Verſchwornen, herzhaft zu ſeyn. Er ſelbſt aber bemühte ſich eine ſolche Faſſung anzunehmen, daß er nicht etwa durch ſeine Geſichtszüge oder ſeine Stimme einen Verdacht erregen möchte.

Archias und Philidas * kamen zu dem Charon vor die Thüre heraus, wie er ſich einfand, und ſagten

* In der Abhandlung über den Genius des Sokrates, in welcher Plutarch eben dieſe Geſchichte ſehr weitläuftig und ſchön erzehlt, wird an ſtatt des Philidas Philippus, der zweyte Polemarch, an dieſer Stelle der Erzehlung, genannt, aber ich kann doch nicht mit dem Xylander

ſagten zu ihm: „Wir hören, Charon, daß einige angekommen ſind, die ſich in der Stadt heimlich aufhalten, und daß einige Bürger mit ihnen im geheimen Verſtändniſſe ſind?„ — Charon wurde anfänglich beſtürzt, fragte aber ſogleich: „Und was ſollen denn das für Leute ſeyn, die angekommen ſind, und bey wem ſollen ſie ſich denn verborgen halten?„ — Wie er merkte, daß Archias nichts gewiſſes wußte, und daß niemand von denen, die um die Sache wußten, ſie verrathen hatte, ſo ſagte er: „Wenn euch nur nicht ein leeres Gerücht in Unruhe geſetzt hat; indeſſen will ich doch ſelbſt der Sache nachforſchen, denn man muß nichts ſo ſchlechterdings verwerfen.„ Philidas, der mit zugegen war, lobte den Eifer des Charon, und führte den Archias wieder ins Zimmer zurück, wo er ihn noch mehr berauſchte, und mit der Hofnung der bald ankommenden Frauenzimmer aufhielt.

Charon fand, wie er wieder nach Hauſe kam, die Verſchwornen bereit, nicht ſowohl aus Hofnung des Sieges oder der Erhaltung ihres Lebens

lander glauben, daß man aus jener Abhandlung dieſe Stelle verbeſſern müſſe, ſondern Philidas ſcheint hier der rechte Name zu ſeyn.

bens zu fechten, ſondern um auf eine ruhmvolle Art mit Ermordung vieler ihrer Freunde zu ſterben. Er entdeckte nur dem Pelopidas die wahren Umſtände, gegen die andern gab er vor, daß Archias mit ihm von ganz andern Sachen geſprochen habe.

Kaum war das erſte Ungewitter vorüber, als das Schickſal ein neues über die Verſchwornen brachte. Archias, der Oberprieſter zu Athen, ſchickte an den Tyrannen Archias zu Theben, ſeinem Freunde, einen Boten mit einem Briefe, in welchem nicht ein bloſſer unſicherer Verdacht, ſondern eine deutliche Nachricht von allen Umſtänden der Verſchwörung enthalten war, wie man nachher gewahr geworden iſt. Wie der Bote ankam, ſo war Archias ſchon betrunken; der Bote ſagte: „Der mich zu dir geſchickt hat, läßt dir ſagen, du ſollteſt den Brief ſogleich leſen, denn er enthielte einige wichtige Dinge.„ Archias antwortete lächelnd: „Nun, wichtige Dinge müſſen bis morgen aufgeſchoben werden.„ Er legte den empfangenen Brief unter das Küſſen ſeines Sophas, und ſetzte das vom Philidas angefangene Geſpräch fort. Man hat die Antwort des Ar-

chias

chias zu einem Sprüchworte gemacht, das bis jetzt noch unter den Griechen gewöhnlich iſt.

Die Verſchwornen theilten ſich, da der rechte Zeitpunct zur Ausführung ihres Vorhabens erſchien, in zween Haufen. Der eine Haufen gieng mit dem Pelopidas und Damoklides auf den Leontides und Hypates, die nahe bey einander wohnten, los. Charon und Melon giengen mit dem andern Haufen gegen den Archias und Philippus ab, und hatten über ihre Harniſche Weiberkleider angezogen, und um ihr Geſicht zu verbergen, ſich mit dichten Kränzen von Tannen und Fichten behangen, daher ſie auch die Tyrannen, ſobald ſie ſie ſahen, für die längſt erwarteten Frauenzimmer hielten. Sobald aber die Verſchwornen ſich in dem Speiſezimmer etwas umgeſehen hatten, um die Anweſenden gehörig zu unterſcheiden, ſo zogen ſie ihre Degen, ſtürzten über die Tiſche auf den Archias und Philippus los, und gaben nun zu erkennen, was für Leute ſie waren. Philidas konnte nur einige von ſeinen Gäſten beruhigen, daß ſie ſich dabey ſtille verhielten, die andern, die ſich nebſt den beyden Stadtvorſtehern wehren wollten, wurden ohne viele Mühe, da ſie ſo beſoffen waren, insgeſammt umgebracht.

Pelopidas hatte mit ſeinem Haufen ein ſchwereres Geſchäft, denn ſie hatten es mit dem nüchternen und herzhaften Leontides zu thun. Sie fanden ſein Haus verſchloſſen und ihn ſchon ſchlafen: ſie klopften lange Zeit an die Hausthüre, ohne gehört zu werden, bis endlich ein Knecht kam, und den Riegel wegſchob, worauf ſie ſogleich hereindrangen, den Knecht auf die Seite ſchaften, und auf das Schlafzimmer hinſtürmten. Leontides vermuthete aus dem Geſchreye und Laufen was vorgieng, ſtand auf und ergrif ſeinen Degen; er vergaß aber die Laternen auszulöſchen, da denn die Verſchwornen im Finſtern einander nicht hätten erkennen, und über einander ſelbſt herfallen können: aber bey dem vielen Lichte wurde er deutlich erkannt. Er begegnete den Verſchwornen an der Thüre ſeines Zimmers, und ſtieß den erſten, der hereintrat, den Kephiſodorus, nieder, worauf er mit dem Pelopidas fochte. Die enge Thüre und der im Wege liegende todte Kephiſodorus machten den Kampf hart und beſchwerlich, aber endlich ſiegte Pelopidas, und machte den Leontides nieder. Er gieng darauf ſogleich mit ſeinen Haufen zum Hypates. Die Verſchwornen brachen auf eben die Art in ſein Haus, wie beym Leontides

ontides geſchehen war. Hypates, der bald merkte was vorgieng, wollte zu einem Nachbar flüchten, wurde aber verfolgt und umgebracht.

Darauf vereinigten ſich die beyden Haufen der Verſchwornen wieder, und lieſſen nicht nur die in Attica zurückgebliebenen Flüchtlinge aus Theben zur Hülfe rufen, ſondern boten auch die Bürger in Theben zur Behauptung ihrer Freyheit auf. Sie bewafneten alle, die ſich zu ihnen geſelleten, und nahmen deswegen die in den öffentlichen Hallen aufgehangenen und erbeuteten Waffen weg, und erbrachen und plünderten die Werkſtätte der Waffenſchmiede. Indeſſen kamen ihnen auch Epaminondas und Gorgidas zu Hülfe, und brachten Waffen und eine gute Anzahl von alten und jungen Leuten mit. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung, allenthalben wurde Tumult, in den Häuſern wurden Lichter angezündet, und auf den Straſſen lief alles unter einander herum. Aber das Volk ſtellte ſich noch in keine Ordnung, es erwartete voll Beſtürzung über die vorgefallenen Begebenheiten, davon es noch nichts ſicheres wußte, den Tag. Man glaubte daher, daß die Lacedämoniſchen Befehlshaber einen groſſen Fehler begangen hätten, daß ſie nicht ſogleich auf die

rottirten Haufen losgegangen wären, denn die Beſatzung belief ſich auf funfzehnhundert Mann, und es waren noch viele aus der Stadt zu den Lacedämoniſchen Soldaten auf die Burg geflüchtet; aber die Fackeln, das Geſchrey, und der groſſe Tumult in der Stadt hatte die Lacedämonier ſo furchtſam gemacht, daß ſie ſich auf ihrer Burg ganz ſtille verhielten.

Mit Anbruch des Tages kamen die in Attica zurückgebliebenen Flüchtlinge bewafnet in Theben an. Das Volk wurde zu einer Verſammlung berufen: Epaminondas und Gorgidas führten den Pelopidas mit ſeinen Verſchwornen vor das Volk, ſie waren mit Prieſtern umgeben, die Kränze in den Händen hielten, und das Volk ermahnten, der Freyheit ihrer Götter und ihres Vaterlandes zu Hülfe zu kommen. Das verſammelte Volk ſtand bey dem Anblicke der Prieſter mit einem Freudengeſchrey auf, und empfieng den Pelopidas und ſeine Gehülfen als Erretter und Wohlthäter des Vaterlandes.

Darauf wurden Pelopidas und Charon und Melon zu Böotarchen (Regierern von Böotien) erwählt, und Pelopidas belagerte ſogleich die Burg Kadmea, und wagte vielerley Angriffe, weil

er

er gern die Lacedämonier aus der Burg vertreiben wollte, ehe ihnen aus Sparten Truppen zu Hülfe geſchickt würden. Und kaum hatte er ſeinen Endzweck erreicht, und den Spartaniſchen Truppen einen freyen Abzug verſtattet, als dieſen ſchon im Magarenſiſchen Gebiete Kleombrotus mit einem ſtarken Heere im Anzuge auf Theben entgegen kam. Die Spartaner verdammten auch von ihren drey Befehlshabern, die auf der Burg von Theben geweſen waren, den Hermippidas und Arkiſſus zum Tode, und den dritten, Dyſarides, zu einer ſo groſſen Geldſtrafe, daß er, weil er ſie nicht erlegen konnte, aus Peloponnes entwich. Die andern Griechen aber nannten dieſe Heldenthat des Pelopidas eine Schweſter der Heldenthat des Thraſibulus, weil bey beyden Unternehmungen gleich tapfre Männer, gleiche Gefahr, gleicher Streit, und auch gleiche Gunſt des Glücks geweſen waren. Und man wird nicht leicht ein ähnliches Beyſpiel aufweiſen können, daß ſo wenige über eine ſo groſſe Anzahl, und ſo unvermögende über ſo mächtige Feinde den Sieg davon getragen, und ihrem Vaterlande die gröſten Vortheile erworben haben. Noch herrlicher wurde die That durch die darauf folgende Revolution in

ganz Griechenland. Denn der groſſe Krieg, der die Hoheit der Spartaner erniedrigte, und ihrer Herrſchaft zu Waſſer und zu Lande ein Ende machte, wurde in jener Nacht erzeugt, in welcher Pelopidas — nicht eine Beſatzung, eine Stadt, ein Schloß in ſeine Gewalt bekam, ſondern — mit elf Perſonen in ein Haus nach Theben kam, und, um mit einer Metapher die Wahrheit zu ſagen, die für unauflöslich und unzerbrechlich gehaltenen Feſſeln der Lacedämoniſchen Herrſchaft auflöſete und zerbrach.

Die Lacedämonier rückten mit einer ſtarken Armee in Böotien ein. Die Athenienſer geriethen in ſolche Furcht, daß ſie den Thebanern alle Hülfe verſagten, und alle diejenigen, die die Parthey der Böotier hielten, vor Gericht zogen, tödteten, verjagten, mit Geldſtrafe belegten. Jetzt ſchien es um die Thebaner ſchlimm zu ſtehen, niemand wollte ihnen Beyſtand leiſten. Da fielen Pelopidas und Gorgidas, die damals die Regierung von Böotien führten, auf eine Liſt, um die Athenienſer und Lacedämonier mit einander in einen Krieg zu verwickeln. Ein Spartaniſcher Oberſter, Sphodrias, ein Mann, der ſich im Kriege ſchon guten Ruhm erworben hatte, aber leichtſinnig

nig und voller unbeſonnener Ehrbegierde und windigen Hofnungen war, ſtand mit einem Corps bey Theſpien, um die Thebaner, welche Lacedämoniſche Parthey ergreifen wollten, in Schutz zu nehmen. Zu dieſen ſchickte Pelopidas einen Kaufmann, der ſein Freund war, mit Gelde, und ließ ihm allerhand Vorſtellungen thun, welche mehr als das Geld ſelbſt wirkten. Der Kaufmann ſchlug dem Sphodrias vor, er ſolle etwas wichtiges unternehmen, und den Hafen Piräeus, indem die Athenienſer ganz ſicher wären, unvermuthet überfallen und einnehmen, den Lacedämoniern könne nichts angenehmer ſeyn, als auf dieſe Weiſe Athen wieder in ihre Gewalt zu bekommen, und die Thebaner, welche gegen die Athenienſer aufgebracht wären, und ſie für Verräther hielten, würden ihnen keinen Beyſtand leiſten.

Sphodrias ließ ſich bereden. Er fiel in der Nacht in das Athenienſiſche Gebiet ein, und rückte bis nach Eleuſis; hier verloren ſeine Truppen allen Muth, da ſie ſahen, daß ſie entdeckt waren, und er hatte nun den Lacedämoniern einen ſchweren Krieg zugezogen. Er gieng nach Theſpien wieder zurück. Die Athenienſer waren nun ſehr bereit, mit den Thebanern in ein Bündniß zu treten,

ten, ſie machten ſich Meiſter von der See an den Küſten, und zogen alle die griechiſchen Völkerſchaften, welche zu einem Abfalle von den Lacedämoniern geneigt waren, an ſich. Indeſſen griffen die Thebaner für ſich die Lacedämonier an verſchiedenen Orten an, und hielten mit ihnen viele kleine Gefechte, die zwar nichts entſchieden, aber den Thebanern Erfahrung im Kriege verſchaften, ihre Körper abhärteten, ihnen Muth einflößten, und ſie mit kriegriſchen Geſinnungen und Thaten bekannter machten. Daher ſoll auch Antalkides, ein Spartaner, zu dem aus Böotien verwundet zurückkommenden König Ageſilaus geſagt haben: „Du haſt ein ſchönes Lehrgeld von den Thebanern dafür bekommen, daß du ſie wider ihren Willen das Kriegshandwerk gelehrt haſt.„

Aber die Wahrheit zu ſagen war nicht Ageſilaus der Lehrmeiſter der Thebaner, ſondern ihre eigenen Generale, welche ſie bey guten Gelegenheiten wie Jagdhunde gegen die Feinde anführten, und wenn ſie etwas von Siege und Muthe erhalten hatten, wiederum ſicher zurückführten, wobey dem Pelopidas die mehrſte Ehre gebührt; denn von der Zeit an, da er zum Anführer im

Kriege

Kriege erwählt worden war, bekam er jedes Jahr eines von den wichtigſten Aemtern, und führte bis an ſein Ende die mehrſte Zeit die Regierung von Böotien, oder war doch wenigſtens Oberſter der heiligen Schaar. Und nunmehr wurden die Lacedämonier bey Platäa, und hernach bey Theſpien in die Flucht geſchlagen, in welchem letztern Treffen auch Phoebidas, der die Burg Kadmea eingenommen hatte, blieb. In dem Gefechte bey Tanagra, wo die Lacedämonier ebenfalls geſchlagen wurden, tödtete Pelopidas ſelbſt den Lacedämoniſchen Harmoſten Panthoides.

Alle dieſe Gefechte gaben zwar den Siegern Muth und Herzhaftigkeit, aber ſie demüthigten doch noch nicht die Beſiegten, denn es waren keine ordentliche und regelmäßige Schlachten, ſondern nur glückliche Scharmützel, in denen die Thebaner ſich entweder mit Vortheil wieder zurückzogen, oder dem Feinde nachzogen, und ihn angriffen und verfolgten. Allein die Action bey Tegyra war gewiſſermaſſen ſchon ein Vorſpiel der Leuktriſchen Schlacht, und brachte dem Pelopidas die größte Ehre, denn ſein Nebengeneral konnte ihm die Ehre des Sieges nicht ſtreitig machen, und die Feinde ihre Niederlage nicht verbergen.

Nämlich

Nämlich Pelopidas ſann auf Mittel und Gelegenheit, ſich an der Stadt Orchomen, welche Spartaniſche Parthey ergriffen, und zu ihrer Sicherheit zwo Moră, oder Regimenter, eingenommen hatte, zu rächen. Er hörte einſt, daß die Beſatzung eine Streiferey nach Lokris unternommen hätte; er hofte Orchomen, indem es von den Soldaten entblößt wäre, einzunehmen; er gieng mit der heiligen Schaar und einer kleinen Anzahl Reuterey auf die Stadt los. Wie er aber herankam, fand er, daß aus Sparta eine neue Beſatzung in die Stadt eingerückt war, und führte alſo ſeine Truppen durch Tegyra wieder zurück, welches der einzige Weg war, den er mit ſeinen Truppen um den Berg herum nehmen konnte, weil der Fluß Melas, der gleich von ſeinem Urſprunge an ſich in Sümpfe und ſchifbare Seen ausbreitet, die ganze Gegend da herum unwegſam gemacht hatte.

Unweit dieſer Seen ſteht der Tempel des Tegyräiſchen Apollo, und da war ein Orakel, das erſt vor kurzer Zeit aufgehört, und bis auf den Perſiſchen Krieg, unter der Oberprieſterſchaft des Echekrates, in groſſem Anſehn geſtanden hat. Hier ſoll, der Mythologie zufolge, Apollo ſelbſt geboren

geboren ſeyn. Der nahe dabey liegende Berg, wo ſich die Ausgüſſe des Fluſſes Melas endigen, heißt Delos. Hinter dem Tempel ſind zwey Brunnen, die eine groſſe Menge friſches und ſüſſes Waſſer enthalten, davon heißt der eine Phönix, Palmbaum, der andre Eläa, Oelbaum, und dieſem zufolge hat Latona den Apollo nicht zwiſchen zwey Bäumen, ſondern zwiſchen zwey Brunnen geboren. Der nahe Berg Proon hat davon ſeinen Namen, daß Latona hier bey dem Anblicke eines wilden Schweins erſchrocken ſeyn ſoll, und was vom Pytho und Tityus erzehlt wird, beſtärkt das Vorgeben, daß an dieſem Orte der Gott Apollo geboren ſey. Ich übergehe die andern Zeichen, die man davon anzuführen pflegt, denn der uralten Sage nach iſt Apollo nicht einer von denen Göttern, die als Menſchen geboren, durch eine Verwandlung unter die Zahl der unſterblichen Götter ſind aufgenommen worden, wie Herkules und Bacchus, die durch ihre Vortreflichkeiten dahin gelangten, das Sterbliche mit dem Ewigen zu verwechſeln, ſondern Apollo iſt einer von den ewigen unerſchafnen Göttern, wenn man den Erzehlungen der älteſten und weiſeſten Menſchen in dergleichen Dingen glauben kann.

Nach dieſem jetzt beſchriebenen Tegyra kamen die von Orchomen zurückkehrenden Thebaner um eben die Zeit an, da die Lacedämonier auch von Lokris zurück kamen, und beyde feindliche Corps ſtieſſen auf einander. Als die Feinde aus den Defileen heraus den Thebanern ins Geſicht rückten, ſo lief jemand zum Pelopidas hin, und ſagte: „Wir ſind den Feinden in die Hände gefallen.„ Pelopidas antwortete: Warum nicht lieber ſie uns? Er ließ ſogleich die Reuterey von hinten hervorrücken, um den Feind anzugreifen, und ſeine Fußvölker, die aus dreyhundert Mann beſtanden, ſtellte er dichte zuſammen, in der Hoffnung, mit einem herzhaften Anfalle ſich durch den weit ſtärkern Feind durchzuſchlagen.

Die Lacedämonier waren zwey Möra, oder Regimenter, ſtark. Nach dem Ephorus beſtand eine Mora aus fünfhundert Mann, nach dem Kalliſthenes aus ſiebenhundert Mann, und einige, unter denen Polybius iſt, machen ſie neunhundert Mann ſtark. Die beyden Anführer der Lacedämonier, Gorgoleon und Theopompus, fielen die Thebaner ſo heftig an, daß, da der Angrif am hitzigſten an dem Orte war, wo die Anführer ſtunden, beyde Lacedämoniſche Anführer, die auf den

Pelo-

Pelopidas getroffen hatten, zu Boden fielen. Diejenigen, die um ſie herum ſtanden, wurden ebenfalls niedergemacht, die Lacedämoniſchen Truppen geriethen in Furcht, und wichen auf beyden Seiten den Thebanern aus, ſo, daß dieſe mitten durch ſie durchziehen konnten. Aber Pelopidas führte von dem Platze, den man ihm gelaſſen hatte, * ſeine Truppen gegen die beyſammenſtehenden Feinde, und richtete eine ſolche Niederlage unter ihnen an, daß ſie in voller Unordnung die Flucht ergriffen. Er verfolgte ſie aber nicht weit, weil er ſich vor der friſchen Beſatzung, die in Orchomen eingerückt war, in Acht nehmen mußte. Er hatte indeſſen doch einen vollkommenen Sieg erhalten, die ganze feindliche Armee über den

* ἐπεὶ δὲ τὴν δεδομένην ὁ Πελοπίδας ἡγεῖτο πρὸς τοὺς συνεστῶτας. Man darf weder, wie Bryan, dieſe Stelle für verderbt halten, und ohne Sinn; noch wie Dacier leſen, τὴν δεδομένην χαίρειν ἐάσας, oder ἐάσας, ohne χαίρειν, ſondern bey δεδομένην nur verſtehen κατὰ τὴν δεδομένην ὁδὸν l. χώραν, wie ich in der Ueberſetzung gethan, ſo iſt alles richtig, und die Stelle, wie Stephan recht urtheilte, ganz genuin und leicht.

Haufen geworfen, und ſich über ihre Niederlage einen Weg gebahnt; er kehrte nach einem errichteten Siegeszeichen vergnügt nach Theben zurück.

Die Lacedämonier waren in allen bisherigen ſo vielen griechiſchen und auswärtigen Kriegen noch niemals geſchlagen worden, wenn ſie ſtärker als die Feinde oder auch nur ihnen gleich geweſen waren. Daher war auch ihr Muth ſo ſehr gewachſen, daß ſie bloß durch ihren Ruhm die Feinde ſchrecken konnten, und dieſe es niemals wagten, ſich mit nur gleicher Macht mit ihnen ins Gefecht einzulaſſen. Dieſe Action zeigte den Griechen zuerſt, daß nicht allein am Fluſſe Eurotas, oder in der Gegend zwiſchen Babyka und Knakion tapfre Krieger geboren würden, ſondern alle diejenigen ihren Feinden furchtbar wären, bey denen die Jugend ſich vor der Schande ſchämte, mit kühnem Muthe Ehre ſuchte, und mehr den Tadel als die Gefahr ſcheute.

Was die ſo genannte heilige Schaar der Thebaner betrift, ſo hat ſie Gorgidas zuerſt von dreyhundert auserleſenen Leuten errichtet; die Stadt gab ihnen den Unterhalt und das Schloß Kadmea ein, wo ſie ihre Quartiere hatten, und Waffenübungen hielten, ſie wurde die Stadtſchaar genannt,

nannt, denn damals hieſſen die Schlöſſer gemeiniglich auch Städte. Verſchiedene Schriftſteller erzehlen, daß dieſe Schaar aus lauter Liebhabern und Lieblingen beſtanden habe, und man erwähnt dabey einen Scherz des Pammenes, der geſagt haben ſoll, daß der Neſtor beym Homer die Taktik nicht recht verſtanden habe, da er die Regel gegeben, die griechiſchen Völker nach ihren Stämmen und Curien in Schlachtordnung zu ſtellen,* weil man vielmehr die Liebhaber neben ihre Lieblinge ſtellen müſſe, denn ein Stamm und eine Curie pflegten für einander in Gefahren nicht eben groſſe Sorgfalt zu haben, da hingegen das Band der Liebe unauflöslich und unzerreißbar ſey, und die Liebhaber und Lieblinge aus Scheu für einander in den Gefahren mit einander aushielten.

Und dieß darf nicht wunderbar ſcheinen, da ſich ſogar Liebhaber für ihre abweſende Lieblinge mehr als wenn ſie gegenwärtig wären, ſcheuen, wie jener, der niederlag, und vom Feinde umgebracht werden ſollte, dieſen Feind ſehr bat, daß er ihn doch den Degen durch die Bruſt ſtoſſen

* ὡς Φρήτρη Φρήτρηφιν ἀρήγῃ, Φῦλα δε Φύλοις. Iliad. Libr. II. verſ. 360.

möchte, damit nicht, ſetzte er hinzu, mein Liebling ſich ſchämen müſſe, wenn er mich hier todt findet, und ich meine Wunde auf dem Rücken empfangen habe. So ſoll auch Jolaus, der Liebling des Herkules, an deſſen Kämpfen immer Antheil genommen, und ſeine Seite gedeckt haben. Und Ariſtoteles erzehlt, daß noch zu ſeiner Zeit Liebhaber und Lieblinge auf dem Grabe des Jolaus einander ihre Treue geſchworen haben. Es iſt wahrſcheinlich, daß die heilige Schaar in dem Sinne ihren Namen erhalten hat, in welchem Plato einen Liebhaber einen begeiſterten Freund nennt.

Dieſe heilige Schaar ſoll bis auf die Schlacht bey Chäronea unüberwindlich geblieben ſeyn. Als Philippus nach der Schlacht die Todten auf der Wahlſtatt beſahe, und an den Platz hin kam, wo dieſe dreyhundert Mann mit ihren Waffen über einander, ſo wie ſie niedergeſtochen waren, lagen, ſo verwunderte er ſich über den Anblick, und auf die Nachricht, daß dieſes die Schaar der Liebhaber und Lieblinge wäre, ſagte er mit thränenden Augen: Die treffe alles Unglück, die ſolche Männer in Verdacht einer ſchändlichen Liebe haben.

Und

Und wirklich iſt auch dieſe Art von Liebhabern in Theben nicht durch die ſchändliche Leidenſchaft des Lajus verurſacht, ſondern durch Geſetzgeber eingeführt worden, welche, um die wilde unbeſonnene Hitze der Jugend gleich von den früheſten Jahren an zu mäßigen, nicht allein bey faſt allen ernſthaften und luſtigen Beſchäftigungen den Gebrauch der Flöte einführten, und dadurch der Kunſt auf dieſem Inſtrumente einen Vorzug und Ehre verſchaften, ſondern auch das Angenehme der Liebe in die Uebungsplätze der Jugend brachten, um die Sitten der Jugend ſanfter zu machen. Und deswegen haben ſie auch mit Recht die Göttin Harmonie, welche für eine Tochter des Mars und der Venus gehalten wird, zur Schutzgöttin ihrer Stadt angenommen, damit die ſtrengen kriegriſchen Neigungen durch die Verbindung mit Liebe und Anmuth die ſchönſte einträchtige Staatsverfaſſung bewirken möchten.

Gorgidas hatte dieſe heilige Schaar immer in den vorderſten Reihen der Schlachtordnung vertheilt, und ſie durch das erſte Glied der Fußvölker hin an die Spitze geſtellt, aber dadurch die Tapferkeit dieſer Männer nicht merkbar genug gemacht, und ihre Stärke nicht genug gebraucht,

weil ſie von einander getrennt und meiſtens mit ſchlechtern Truppen vermiſcht waren. Allein Pelopidas trennte ſie nicht mehr von einander, nachdem ſie ſich bey Tegyra ſo ausnehmend tapfer verhalten hatten, ſondern gebrauchte ſie als ein ganzes Corps, und ſtellte ſie in den Gefechten an die gefährlichſten Oerter. Denn ſo wie Pferde, wenn ſie neben einander geſpannt ſind, ſtärker laufen, als wenn ſie allein getrieben werden, nicht etwa, weil ſie mit einander im Laufen die Luft eher zertheilen, ſondern weil ſie ein wechſelſeitiger Wetteifer antreibt; ſo glaubte Pelopidas, daß tapfre Männer, wenn ſie unter einander in Wetteifer zu herzhaften Thaten gebracht werden, die allernützlichſten Dienſte leiſten könnten.

Die Lacedämonier machten mit allen übrigen griechiſchen Völkern Friede, und führten bloß wider die Thebaner Krieg. Ihr König Kleombrotus zog mit zehntauſend Mann Fußvolk und tauſend Mann Reuterey zu Felde. Jetzt ſtritten die Thebaner nicht mehr wie vorher um ihre Freyheit, ſondern ſie waren offenbar mit einer völligen Verwüſtung bedroht. Böotien gerieth in eine Furcht, dergleichen es noch nie gehabt hatte. Als Pelopidas beym Abmarſche von ſeiner Gemahlin

mahlin Abſchied nahm, ſo bat ſie ihn mit Thränen, für ſeine Erhaltung zu ſorgen. Er antwortete aber: „Das muß man den gemeinen Soldaten ſagen, die Generale aber müſſen für die Erhaltung der andern ſorgen.„

Als er ins Lager kam, waren die Böotarchen mit einander wegen der zu ergreifenden Maasregeln nicht einig. Er fiel zuerſt der Meynung des Epaminondas bey, daß man eine Schlacht wagen müſſe. Er war zwar damals kein Böotarch, ſondern nur Anführer der heiligen Schaar, aber er ſtand in demjenigen Anſehn, welches einem Manne gebührte, der ſo viel zur Freyheit ſeines Vaterlandes beygetragen hatte.

Man beſchloß, eine Schlacht zu liefern, und lagerte ſich den Lacedämoniern gegen über bey Leuktra. Hier hatte Pelopidas einen Traum, der ihn ſehr beunruhigte. Auf dem Leuktriſchen Felde ſtehen die Grabmäler der Töchter des Skedaſus, welche Leuktriden von dem Orte her genennt werden, denn hier wurden ſie begraben, nachdem ſie von Spartaniſchen Gäſten waren genothzüchtiget worden, und ſich darauf ſelbſt umgebracht hatten. Ihr Vater, der wegen dieſer entſetzlichen und ſtrafbaren That zu Lacedämon vergeblich Be-

ſtrafung geſucht hatte, belegte die Spartaner mit den gröſten Flüchen, und brachte ſich ſelbſt auf den Grabmälern ſeiner Töchter um. Es hatten ſeitdem immer Orakel und Weiſſagungen den Spartanern vorhergeſagt, ſie ſollten ſich vor der Leuktriſchen Rache in Acht nehmen, aber die mehrſten verſtanden das nicht, oder waren wegen des Orts zweifelhaft, weil auch ein Lacedämoniſches Städtchen am Meere, und auch ein Ort bey Megalopolis in Arkadien, eben dieſen Namen führte, und der Vorfall mit dem Skedaſus und ſeinen Töchtern hatte ſich ſehr lange Zeit vor der Schlacht bey Leuktra zugetragen.

Dem Pelopidas träumte im Lager, daß die Töchter des Skedaſus um ihre Gräber herum heulten, und die Lacedämonier verfluchten, und Skedaſus ſelbſt ihm befähle, ſeinen Töchtern eine rothe Jungfrau zu opfern, wenn er den Sieg über die Feinde erhalten wollte. Dieß ſchien ihm ein ſo grauſamer und ungerechter Befehl zu ſeyn, daß er den Wahrſagern und Generalen bey der Armee davon Nachricht gab. Verſchiedene meynten, daß er den Befehl nicht vernachläßigen, ſondern Folge leiſten müßte, und führten aus den ältern Zeiten das Beyſpiel des Meneckeus, Kreons

Sohn,

Sohn, und die Makaria, des Herkules Tochter, an, und aus den neuern Zeiten den Philoſophen Pherekydes, den die Lacedämonier umgebracht hatten, und deſſen Haut, einem Orakel zufolge, die Könige zu Sparta aufbewahrten, ingleichen den Leonidas, der einem Orakel gemäß, ſich gewiſſermaſſen für Griechenland aufgeopfert hatte, ferner beriefen ſie ſich auf den Themiſtokles, der dem Bacchus Omeſtes vor der Schlacht bey Salamis einige Gefangene geopfert hatte, und auf die nach dergleichen Opfern erhaltenen Siege. Dabey führten ſie im Gegentheile den Ageſilaus an, welcher, wie Agamemnon, an eben dem Orte, und gegen eben die Feinde, zu Aulis einen Traum gehabt hätte, in welchem ihm Diana befohlen, ihr ſeine Tochter zu opfern, und da er aus Zärtlichkeit nicht gehorſam geweſen wäre, einen ſchlechten und unrühmlichen Feldzug gehabt hätte.

Andere aber waren der gegenſeitigen Meynung, und behaupteten, daß keinem der vollkommnern und über uns erhabnen Weſen ein ſo barbariſches und ungerechtes Opfer angenehm ſeyn könne. Denn es herrſchten nicht jene Typhonen und Giganten über uns, ſondern der Vater der Götter und Menſchen, und es ſey unvernünftig zu glau-

ben, daß die Dämonen ſich an dem Morde und Blute der Menſchen ergötzten, gäbe es aber dergleichen Geiſter, ſo müſſe man ſie, als unmächtige Weſen, nicht achten, weil ſolche ungereimte und grauſame Begierden nur in ſchwachen und verderbten Seelen ſeyn könnten.

Indem ſich noch die Vornehmſten bey der Armee darüber berathſchlagten, und Pelopidas in dem größten Zweifel war, kam eine Stutte von der Heerde durch die Truppen durchgelaufen, und blieb vor der berathſchlagenden Verſammlung ſtehen. Die andern bewunderten die rothen Mähnen, die Munterkeit, und das ſtarke Wiehern dieſes Thiers. Aber der Wahrſager Theokritus ſchrie, ſobald er es gewahr wurde, dem Pelopidas zu: „Da kommt dein Opfer, glücklicher Mann, laßt uns keine andere Jungfrau weiter erwarten, nimm die, die dir Gott ſelbſt ſchenkt.„ Die Stutte wurde darauf zu den Gräbern der Leuktriſchen Jungfrauen geführt, und da voller Freuden mit Kränzen behängt, und unter den gehörigen Gebeten geopfert. Man machte im ganzen Lager den Traum des Pelopidas und die Urſache dieſes Opfers bekannt.

In der Schlacht ſelbſt ſtellte Epaminondas ſeine Truppen in ſchiefer Ordnung, damit der rechte Flügel der Spartaner ſich von ihren griechiſchen Bundesgenoſſen auf dem andern Flügel weit entfernen müßte, und er alſo auf den Kleombrotus, der auf den rechten Flügel ſtand, mit aller Macht losdringen, und ihn überwältigen könnte. Die Feinde merkten das, und fiengen an, auch ihre Schlachtordnung zu verändern, und ihren rechten Flügel zu verlängern, um mit ihrer überlegenen Anzahl den Epaminondas zu überflügeln. Hier rückte aber Pelopidas ſogleich mit ſeinen dreyhundert Mann in aller Eile auf die Feinde an, und kam ihnen zuvor, ehe Kleombrotus weder ſeinen Flügel gehörig ausdehnen, noch ihn wieder ordentlich zuſammenziehen und ſtellen konnte, worüber die Lacedämonier in Unordnung geriethen, und noch unter einander liefen, als ſie angegriffen wurden. Sie waren groſſe Meiſter in Kriegskünſten, und zu nichts ſo ſehr abgerichtet, als in Ordnung zu bleiben, wenn ihre Schlachtordnung ſich trennte, wobey ſie ſich ſelbſt immer ſo gut, wie ihre Officiers hätten thun können, zu ſtellen wußten, und an den Orten, wo Gefahr war, in geſchloſſener Reihe fochten. Damals

aber wurde alle ihre Kunſt und ihr Muth verwirrt, indem Epaminondas mit ſeinem Flügel auf ſie allein einbrach, und ihre Bundesgenoſſen von ihnen trennte, und Pelopidas mit unglaublicher Geſchwindigkeit und Kühnheit ſie angrif. Sie flohen, und erlitten eine Niederlage, dergleichen ſie noch niemals gehabt hatten. Pelopidas, der nur Anführer eines kleinen Trupps geweſen war, erlangte durch dieſen groſſen Sieg beynahe eben ſo vielen Ruhm, als Epaminondas, der Böotarch, und commandirender Feldherr geweſen war.

Pelopidas, der darauf mit dem Epaminondas zugleich Böotarch geworden war, rückte mit demſelben in Peloponnes ein. Beyde Feldherren brachten eine Menge von Völkerſchaften auf ihre Parthey, und machten Elis, Argos, ganz Arkadien, und ſelbſt in Lakonien viele Städte von den Lacedämoniern abwendig. Dieß geſchah um die Zeit des kürzeſten Tages, und es waren nur noch wenige Tage in dieſem letzten Monate übrig, nach welchen, beym Anfange des erſten Monats, die Böotarchen ihre Gewalt bey Lebensſtrafe niederlegen mußten. Die andern Böotarchen, welche ſich vor dieſem Geſetze fürchteten, und auch den

Winter

Winter ſcheuten, verlangten, daß man mit der Armee nach Hauſe eilen ſollte. Aber Pelopidas war der erſte, der der Meynung des Epaminondas beyfiel, die Armee ermunterte, ſie auf Sparta ſelbſt zuführte, und über den Eurotas gieng. Er nahm in Geſellſchaft mit dem Epaminondas eine Menge Spartaniſche Städte ein, und verwüſtete das Land bis ans Meer hin: ihre Armee war ſchon ſiebzigtauſend Mann ſtark, von denen die eigentlichen Thebaner noch nicht den zwölften Theil ausmachten; denn der Ruhm dieſer Feldherren machte, daß eine Menge Bundesgenoſſen, ohne eine öffentliche Entſchlieſſung oder Decret ihrer Völkerſchaften zu erwarten, ihnen allenthalben folgte, wohin ſie ſie führten. Es ſcheint, daß das erſte und heiligſte Geſetz der Natur demjenigen, der Hülfe braucht, den Mann zum Beherrſcher giebt, der ihm Hülfe geben kann. So pflegen die Matroſen bey heitern Himmel oder am ſichern Ufer oft ihren Steuermännern mit vieler Frechheit zu begegnen, ſobald aber Sturm und Gefahr da iſt, ihre Augen auf ſie zu richten, und ihre Hofnung auf ſie zu ſetzen. Und ſo ſtritten ſich die Argiver, Eleer, und Arkadier in den öffentlichen Zuſammenkünften der Griechen mit den

Theba=

Thebanern um den Vorrang, aber in den Gefahren und Schlachten folgten ſie den Thebaniſchen Feldherren freywillig. Epaminondas und Pelopidas machten auf dieſem Feldzuge ganz Arkadien zu einem zuſammenhängenden Staate, nahmen das Meſſeniſche Gebiet den Spartanern wieder weg, rieſen die alten Meſſenier zurück, und gaben ihnen ihr Land wieder, welche die Stadt Ithome aufs neue anbaueten. Auf dem Rückzuge ſchlugen ſie bey Kenchrea die Athenienſer, die ihnen in den engen Päſſen den Weg verſperren wollten.

Jedermann bewunderte die Tapferkeit und das Glück der beyden Feldherren bey dieſen groſſen Begebenheiten. Aber der innerliche politiſche Neid wuchs mit dem Ruhme dieſer Männer, und machte, daß man ſie zu Theben auf keine würdige und gute Art empſieng. Sie wurden beyde bey ihrer Rückkunft aufs Leben angeklagt, weil ſie wider das Geſetz, welches den Böotarchen beſiehlt, mit dem Anfange des erſten Monats, der bey den Thebanern Bukation heißt, ihr Amt niederzulegen, daſſelbe ganzer vier Monate länger behalten hatten, in welcher Zeit ſie eben ſo groſſe Dinge in Meſſenien, Arkadien, und Lakonien, ausgeführt hatten.

Pelo-

Pelopidas wurde zuerſt vors Gericht gefodert, und gerieth daher in deſto gröſſere Gefahr, aber beyde wurden losgeſprochen. Epaminondas ertrug die hinterliſtigen Verſuche ihn zu ſtürzen mit Gelaſſenheit, weil er die Duldung der politiſchen Beleidigungen für eine der gröſsten Eigenſchaften eines erhaben denkenden Mannes hielt; aber Pelopidas, der von Natur hitziger war, und von ſeinen Freunden noch mehr zur Rache ermuntert wurde, ergrif zur Ausführung ſeiner Rache folgende Gelegenheit.

Der Redner Meneklidas war einer von denen, die mit dem Pelopidas und Melon ſich bey der Revolution zu Theben in des Charons Hauſe verſammelt hatten, weil er aber hernach nicht gleiches Anſehen mit dem Pelopidas bey den Thebanern genoß, ſo ſuchte er die Gabe ſeiner Beredtſamkeit, ſeinem böſen tückiſchen Charakter gemäß, zu Verläumdungen und Anklagen der angeſehenſten Männer zu nutzen. Er ruhete auch nicht, da jenes Capitalgericht vorbey war, bis er es dahin brachte, daß Epaminondas das Amt eines Böotarchen verlor, und war ihm immer in allen politiſchen Sachen entgegen. Den Pelopidas aber bey dem Volke zu verläumden, war er nicht ver=

mögend: er verſuchte es daher, ihn mit dem Charon zu verunreinigen. Neidiſche Menſchen finden immer darinnen einen eitlen Troſt, wenn ſie denjenigen, mit denen ſie ſich nicht in Vergleich ſtellen können, andre als ſolche entgegen ſtellen können, die jene noch übertreffen. So rühmte Meneklidas immer vor dem Volke den Charon, und ſeine Feldzüge und Siege, und verſuchte es ſogar durchzuſetzen, daß das Gefechte der Thebaniſchen Reuterey bey Platäa, in welchen Charon, vor der Leuktriſchen Schlacht, über die Lacedämonier einige Vortheile erhalten hatte, durch ein Gemählde verewigt würde.

Androkydes, aus Kyzikene, hatte von der Stadt Theben den Auftrag bekommen, eine andere Schlacht abzumahlen, und arbeitete zu Theben daran; nach der Revolution und bey dem darauf erfolgten Kriege aber hatten die Thebaner dieß Gemählde, das beynahe fertig war, behalten. Dieß Gemählde ſollte nun, nach des Meneklidas Vorſchlage, der Ehre des Charons gewidmet, und Charons Nahme darauf geſetzet werden, wodurch er den Ruhm des Epaminondas und Pelopidas zu verdunkeln hofte. Es war aber eine abgeſchmackte Ehrbegierde, daß von ſo vielen und

groſſen

groſſen Schlachten nur der einzige Sieg ſollte beſchert werden, durch welchem nichts weiter ausgerichtet worden, als daß ein unbekannter Spartaner Gerandas mit vierzig Soldaten geblieben war.

Pelopidas wendete alſo dagegen ein, daß der Vorſchlag des Meneklidas wider die Thebaniſchen Geſetze ſey, welche nicht verſtatteten, die Ehre eines Sieges einem Manne insbeſondere, ſondern allen Bürgern zuzuſchreiben. Er rühmte zwar durch ſeinen ganzen Vortrag hindurch den Charon, allein den Meneklidas ſtellte er als einen verläumdriſchen, boshaften Mann vor, und fragte die Thebaner: Ob ſie denn ſelbſt nichts Rühmliches gethan hätten? Darauf wurde Meneklidas zu einer ſo groſſen Geldſtrafe verdammt, daß er ſie nicht bezahlen konnte, und deswegen in der Folge allerhand Verſuche machte, die Staatsverfaſſung zu verändern. — Dergleichen Dinge geben Stof zur Betrachtung über das menſchliche Leben. —

Um dieſe Zeit führte der Tyrann von Pherä, Alexander, theils mit verſchiedenen Theſſaliſchen Völkerſchaften öffentlich Krieg, theils ſuchte er mit Liſt die übrigen alle unter ſein Joch zu brin-

gen. Dieſe Theſſaliſchen Völkerſchaften ſchickten Geſandte nach Theben, und lieſſen um Hülfstruppen und einen Feldherrn bitten. Epaminondas hatte in Peloponnes Beſchäftigungen; und da, wo er ſich befand, kein andrer Feldherr neben ihn nöthig war, und Pelopidas ſeine Kriegswiſſenſchaft nicht müßig laſſen wollte, ſo erbot er ſich, den Feldzug in Theſſalien zu übernehmen. Er gieng mit einem Corps Truppen dahin ab, und nahm ſehr bald Lariſſa ein, worauf Alexander ſelbſt zu ihm kam, und um Friede bat. Pelopidas ſuchte aus dieſem Tyrannen einen guten und gerechten Beherrſcher Theſſaliens zu machen, allein die unerträgliche Wildheit dieſes Mannes und die vielen Beſchwerden über ſeine Grauſamkeit, Stolz und Geitz, erbitterten den Pelopidas, daß er den Alexander harte Vorwürfe machte, worüber dieſer mit ſeinen Trabanten die Flucht ergrif. Aber Pelopidas ſetzte die Theſſalier vor dem Tyrannen in Sicherheit, und ſtiftete unter ihnen ſelbſt Einigkeit, worauf er nach Macedonien abgieng, in welchem Lande Ptolemäus mit dem Könige Alexander Krieg führte. * Beyde Fürſten

* Dieſer Ptolemäus, mit dem Zunamen Alorites, war

Fürſten hatten ihn zu ihren Schiedsrichter unter ſich eingeladen. Er vertrug ſie auch beyde, rief die entwichnen Einwohner wieder zurück, und nahm den Philippus, den Bruder des Königs, nebſt dreyßig andern Jünglingen aus den vornehmſten Geſchlechtern als Geiſſel mit ſich nach Theben, zum augenſcheinlichen Beweiſe, wie hoch das Anſehen der Thebauer durch den Ruhm ihrer Kriegsmacht und das Zutrauen auf ihre Gerechtigkeit geſtiegen ſey. Dieß iſt eben der Philippus, der nachher mit den Griechen um ihre Freyheit Krieg führte. Er hielt ſich damals als ein junger Prinz bey dem Pammenes auf, und ſcheint ſich nach dem Beyſpiele des Epaminondas gebildet zu haben, von dem er auch vermuthlich die Kriegskunſt erlernt hat, die jedoch die geringſte Vortreflichkeit in dem Charakter des Epaminondas war: aber die Gerechtigkeit, Sanftmuth,

war ein natürlicher Bruder des Macedoniſchen Königs Alexander, ein Sohn des Amyntas, der auſſer dieſem unehelichen Sohne Ptolemäus, und den rechtmäßigen Prinzen Alexander, noch zwey rechte Prinzen, Perdikkas und Philippus, den Vater Alexanders des Groſſen, hinterließ.

und Großmuth, wodurch dieſer Feldherr ein wirklich groſſer Mann wurde, beſaß Philippus weder von Natur, noch erlangte er ſie durch Nachahmung.

Die Theſſalier brachten bald wieder neue Klagen über Alexandern, den Tyrann von Pherå an. Er hatte ihre Sådte aufs neue beunruhigt. Pelopidas gieng mit dem Iſmenias als Geſandter dahin ab, und nahm keine Truppen mit, weil er keinen Krieg vermuthete; er ſah ſich daher genöthigt, bey den vorfallenden Gelegenheiten die Theſſalier ſelbſt zu brauchen.

Indeſſen waren neue Unruhen in Macedonien entſtanden: Ptolemåus hatte den König Alexander umgebracht, und ſich des Reichs bemåchtigt. Die Freunde des ermordeten Königs riefen den Pelopidas zu Hülfe. Da er ſich der Sache annehmen wollte, und keine eigne Truppen hatte, ſo mußte er Miethsvölker anwerben, mit denen er auch eilends auf den Ptolemåus losgieng. Wie er aber ganz nahe bey ihm ſtand, ſo gewann Ptolemåus dieſe Miethsvölker mit Geld, daß ſie den Pelopidas verlieſſen, gleichwol begab er ſich, aus Ehrfurcht für deſſen Ruhm und Verdienſte, zu ihm, als einem, dem er Ergebenheit ſchuldig wåre,

er, umarmte ihn, bat ihn um Friede, und verſprach, das Königreich Macedonien den Brüdern des getödteten Königs aufzubewahren, und alle Freunde und Feinde der Thebaner auch für ſeine Freunde und Feinde zu halten. Er gab ſeinen Sohn Philoxenus und funfzig von ſeinen Freunden zu Geiſſeln, welche Pelopidas nach Theben ſchickte.

Inzwiſchen war dieſer Feldherr noch immer über die Verrätherey der Miethsvölker erbittert, und da er Nachricht erhielt, daß ſie ihr meiſtes Vermögen nebſt ihren Weibern und Kindern nach Pharſalus gebracht hätten, ſo nahm er ſich vor, ſich ihrer Weiber, Kinder, und ihres Vermögens zu bemächtigen, und dadurch Rache zu nehmen. Er gieng mit einigen Theſſaliern nach Pharſalus ab, war aber kaum angekommen, als der Tyrann Alexander mit einem Kriegsheere auch da erſchien. Pelopidas glaubte, er wäre gekommen, um ſich bey ihm zu rechtfertigen, und begab ſich mit dem Iſmenias zu ihm: er wußte zwar, daß er es mit einem Meuchelmörder und niederträchtigen Menſchen zu thun hatte, aber er glaubte, daß er wegen der Stadt Theben und ſein eignes Anſehen nichts zu befürchten hätte. Allein Ale-

xander ließ ihn und den Jsmenias, die ohne Begleitung und Waffen zu ihm gekommen waren, gefangen nehmen, und beſetzte Pharſalus. Dieſe That ſetzte ſelbſt alle ſeine Unterthanen in Furcht und Schrecken, man glaubte, er würde nach einer ſolchen Ungerechtigkeit und Verwegenheit keinen Menſchen mehr ſchonen, und ſich gegen alles, was ihm in die Hände fiele, wie ein verzweifelter Menſch betragen.

Die Thebaner ſchickten auf die davon erhaltene Nachricht ſogleich voller Unwillen eine Armee wider den Alexander, und ſetzten darüber nicht den Epaminondas, gegen den ſie damals eben widrig geſinnt waren, ſondern einige andre zu Feldherren. Der Tyrann ließ indeſſen den Pelopidas nach Pherä abführen, und anfänglich jedermann zu ihm ins Gefängniß gehen, weil er glaubte, daß er durch ſein gegenwärtiges Schickſal genug elend und gedemüthigt ſey. Aber Pelopidas ermunterte alle Pheräer, die über ihr Unglück klagten, getroſt zu ſeyn, weil der Tyrann nun bald ſeine Strafe bekommen würde: dem Alexander ſelbſt aber ließ er ſagen: „Es ſey thöricht von ihm, daß er ſeine arme und unſchuldige Unterthanen täglich ſo martre und tödte, und ihn, den Pelopidas, verſchone,

ſchone, da er doch ſich am allermeiſten rächen werde, wenn er wieder frey ſeyn würde.„ Der Tyrann verwunderte ſich über den Muth und die Unerſchrockenheit des Pelopidas. — Warum, ſagte er, eilt denn Pelopidas ſo zum Tode? — Dieſer erfuhr die Antwort wieder, und ließ dagegen ſagen: — „Damit der Tyrann deſto eher umkäme, und mehr als jetzt noch, von den Göttern gehaßt würde.„ Darauf gab Alexander Befehl, niemanden mehr zum Pelopidas zu laſſen.

Thebe, die Gemahlin Alexanders, eine Tochter des Jaſons, hatte ſelbſt von den Wächtern ſo viel von dem Muthe und der Unerſchrockenheit des Pelopidas gehört, daß ſie ein Verlangen bekam, den Mann ſelbſt zu ſehen und zu ſprechen. Sie wurde, als ein Frauenzimmer, nicht gleich beym erſten Beſuche die Erhabenheit ſeines Geiſtes gewahr, allein der Anblick des Mannes mit ſeinem geſchornen Haupte und in ſeiner elenden Kleidung und Wartung bewegte ſie zu Thränen, denn ſie empfand, welch ein trauriges unwürdiges Schickſal er erlitte. Pelopidas, der ſie das erſtemal nicht kannte, verwunderte ſich darüber. Als man ihm aber ſagte, wer dieſe Frau wäre, ſo redete er ſie mit dem Namen ihres Vaters Jaſon an, von

dem er ein genauer Freund geweſen war. Thebe ſagte: Ich bedaure deine Gemahlin. — Und ich bedaure dich, da du deine Freyheit haſſt, und doch beym Alexander aushältſt, — ſagte Pelopidas. Dieſe Worte rührten die Gemahlin des Tyrannen, da ſie ſchon längſt ſeine Grauſamkeit und Laſter verabſcheute, und er, auſſer andern Ausſchweifungen, auch ihren jüngſten Bruder zur Unzucht mißbrauchte. Sie beſuchte den Pelopidas öfters, ſprach von ihrem Schickſale frey mit ihm, und wurde mit Haß und Abſcheu gegen den Tyrannen erfüllt.

Die Thebaniſchen Feldherren, welche mit einem Heere in Theſſalien eingefallen waren, richteten, entweder aus Unerfahrenheit oder aus Mißgeſchick, nichts aus, und mußten ſich auf eine ſchimpfliche Art zurückziehn. Die Stadt Theben legte jeden von ihnen eine Strafe von tauſend Drachmen auf, und ſchickte den Epaminondas mit einem neuen Heere nach Theſſalien. Sogleich entſtand unter den Theſſaliern eine groſſe Bewegung, ſie machten ſich von dieſem ruhmvollen Feldherrn die beſten Hofnungen, und es fehlte ein einziger kleiner Schlag, um den Tyrannen gänzlich zu ſtürzen. Seine Officiers und Freunde

de waren voller Furcht, ſeine Unterthanen zum Abfalle geneigt, und man freute ſich, daß man nun bald den Tyrannen würde geſtraft ſehen.

Allein Epaminondas zog die Erhaltung des Pelopidas ſeinem eignen Ruhme vor. Aus Beſorgniß, daß Alexander, wenn ſeine Umſtände aufs äuſſerſte kämen, ſich in der Verzweiflung, wie ein wildes Thier, möchte an den Pelopidas vergreifen, führte er den Krieg nur langſam, und brachte es durch ſein Zaudern und Herumziehen und andre Anſtalten dahin, daß der Tyrann zwar nicht ſeine Frechheit fahren ließ, aber doch in ſeiner Wuth nicht noch erbitterter wurde. Man hatte von ſeiner Grauſamkeit und Ungerechtigkeit gegen die rechtſchaffenſten Männer die ſchrecklichſten Beyſpiele. Er hatte verſchiedene lebendig begraben, andre in die Häute von wilden Schweinen und Bären einnähen laſſen, und dann ſeine Jagdhunde auf ſie gehetzt, oder ſie ſelbſt zur Luſt todtgeſchoſſen. Er hatte die Einwohner von Meliböa und Skotuſa, zweyer Städte, die mit ihm in Bündniß ſtanden, verſammeln, von ſeinen Trabanten umringen, und ohne Unterſchied niederhauen laſſen. Die Lanze, mit welcher er ſeinen Vetter, den Polyphron, umgebracht hatte, be-

hieng

hieng er mit Kränzen, und widmete ſie unter dem Namen Tychon als ein Heiligthum den Göttern. Einſtmals wohnte er der Aufführung der Trojanerinnen des Euripides bey, und gieng ſchnell vom Theater weg, ließ aber den Schauſpielern ſagen, ſie ſollten nichts befürchten, und getroſt fort ſpielen, denn er wäre nicht aus Verachtung gegen ſie weggegangen, ſondern aus Schaam vor ſeinen Unterthanen, damit ſie ihn, der niemals mit ſeinen ermordeten Unterthanen Mitleiden gehabt hätte, nicht möchten über das Schickſal der Hekuba und Andromacha weinen ſehen.

Der Ruhm, das Anſehn, und das hohe Betragen des Epaminondas machten dieſen Wüterich ſo beſtürzt, daß er, wie ein überwundener Hahn, die Flügel ſinken ließ. Er ſchickte eilends zum Epaminondas, und ſuchte ſich zu rechtfertigen. Der Thebaniſche Held fand es nicht für gut, zwiſchen Theben und einem ſolchen Menſchen einen Frieden und ein Bündniß zu errichten; er ſetzte ihm nur den Termin eines Waffenſtillſtands von dreyßig Tagen, bekam den Pelopidas und Iſmenias ausgeliefert, und zog darauf aus Theſſalien wieder weg.

Die

Die Thebaner hatten erfahren, daß die Lacedämonier und Athenienſer Geſandten an den König von Perſien geſchickt hatten, um ein Bündniß mit ihm zu ſchlieſſen. Sie ſchickten alſo auch den Pelopidas nach Perſien, welcher, wegen ſeines groſſen Rufs, der tauglichſte Mann zu dieſem Geſchäfte war. In allen Perſiſchen Provinzen, durch welche er reiſete, war ſein Name berühmt; die Nachrichten von den glorreichen Schlachten gegen die Lacedämonier hatten ſich in Aſien nicht nach und nach verbreitet, ſondern die Leuktriſche Schlacht war ſogleich der Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs geworden, und darauf hatte immer ein Sieg der Thebaner nach dem andern ihren Ruhm vermehrt, und bis in die entfernteſten Provinzen verbreitet. Pelopidas zog auch bald bey ſeiner Ankunft am Perſiſchen Hofe die Bewundrung aller Satrapen, Generale und Hofleute auf ſich. Man ſagte: Dieß iſt der Mann, der den Lacedämoniern die Herrſchaft zu Waſſer und zu Lande entriſſen, und dieſe Nation, die kurz vorher noch mit dem groſſen Perſiſchen Könige um Suſa und Ekbatana ſtritt, hinter den Berg Taygetus und den Fluß Eurotas eingeſchränkt hat.

König Artaxerxes ſelbſt empfand über die Ankunft des Pelopidas ein Vergnügen. Er bewies ihm vorzügliche Ehre, denn er wünſchte immer von den größten Männern ſich bewundert und verehrt zu ſehen. Als er aber bey gegebener Audienz ihn auch reden hörte, und gewahr wurde, daß ſein Ausdruck ſtärker als der Athenienſiſche, und ungekünſtelter als der Lacedämoniſche war, ſo ſchätzte er ihn noch höher, und erzeigte ihm öffentlich ſo viele königliche Gnade, daß die andern Geſandten einen groſſen Vorzug vor ſich an ihn bemerkten mußten, obgleich unter allen Griechen der Lacedämonier Antalcides die allervorzüglichſte Ehre in Perſien genoſſen zu haben ſcheint, als welchem ſogar der König den Kranz, den er bey einem Gaſtmahle auf dem Kopfe gehabt hatte, in Salben eingetaucht, überſchickte. So groſſe Vertraulichkeit hatte der König gegen den Pelopidas zwar nicht, aber er beehrte ihn mit den herrlichſten und koſtbarſten Geſchenken, die nur jemals Geſandten pflegten gegeben zu werden, und geſtand ihm alles das zu, was er verlangte, **daß die Griechen ihre Freyheit erhalten, Meſſene wieder bewohnt, und die Thebaner beſtändige Freunde des Königs von Perſien ſeyn ſollten.**

Pelo=

Pelopidas reiſete nach dieſen erhaltenen Verſicherungen wieder ab, und nahm von den ihm angebotenen Geſchenken keine andre als ſolche an, die ein Zeichen der königlichen Gnade und Hochachtung waren, welches nachher den Geſandten der andern Griechiſchen Städte zu groſſen Vorwürfen gereichte. Die Athenienſer ſtraften ſogar den Timagoras wegen der ſo vielen genommenen Geſchenke mit Rechte am Leben: denn er hatte nicht allein viel Gold und Silber angenommen, ſondern auch ein prächtiges Bette mit einigen Bettedienern, als wenn die Griechen dergleichen nicht verſtünden; * auſſerdem achtzig Kühe mit Hirten, unter dem Vorwande, daß er wegen einer Unpäßlichkeit die Milchcur brauchen müſſe, und er hatte ſich auch mit einer Sänfte bis ans Meer tragen, und den König die Träger mit vier Talenten belohnen laſſen.

Dennoch

* Xylander führt bey dieſer Stelle aus dem Athenäus an, daß das koſtbare Bette des Timagoras ſilberne Fußgeſtelle gehabt, und der König Artaxerxes dem Timagoras einen Bettediener, das Bette zurechte zu machen, mit dieſen ausdrücklichen Worten dazu geſchenkt: weil die Griechen das nicht verſtünden.

Dennoch ſcheint es nicht, daß die Athenienſer bloß dieſer Geſchenke wegen auf den Timagoras ſo erbittert worden; denn als Epikrates, mit dem Zunamen **Langbart**, * öffentlich geſtand, daß er vom Perſiſchen Könige Geſchenke angenommen habe, und den Vorſchlag that, man ſollte, an ſtatt der neun Archonten, die man jährlich wählte, lieber alle Jahre neun Geſandten von den gemeinſten und ärmſten Bürgern zu dem Könige in Perſien ſchicken,

* In allen Editionen des Plutarchs ſteht Ἐπικράτους τοῦ σκευοφόρου, Palmerius ſchlägt aus dem Harpokration in voc. Ἐπικράτης vor, τοῦ σακεσφόρου, und Mauſſacus beſtätigt in ſeinen Anmerkungen über den Harpokration S. 162. dieſe Leſart weitläuftig. Dacier vertheidigt die gewöhnliche, aber nicht hinlänglich. Wenn man den Ariſtophanes nachlieſt in Concion. ſ. Ἐκκλησιαζούσαις Act. I. Scen. 2. und den Scholiaſten dabey, der dieſen Epikrates als einen von den damals häufigen Rednern in den Verſammlungen des Volks beſchreibt, ſo kann man wohl nicht zweifeln, daß σακεσφόρου die rechte Leſart ſey. Reiske hat auch über dieſe kritiſche Stelle, ſo wie über die meiſten, nichts geſagt.

ſchicken, damit die Leute in Athen reich würden, ſo lachten die Athenienſer bloß darüber. Aber in Abſicht des Timagoras waren ſie vornemlich darüber ſo unwillig, daß die Thebaner alles, was ſie geſucht, von dem Könige in Perſien erhalten hatten, wobey ſie nicht bedachten, daß bey einem Könige, der vorzügliche Kriegsmänner immer mit einer beſondern Hochachtung beehrte, der berühmte Held Pelopidas mehr gelten mußte, als ihre geſchwätzigen Redner. Die ſo glücklich vollendete Geſandtſchaft dieſes Mannes, durch welche er die Wiederaufbauung von Meſſene, und die Freyheit von ganz Griechenland ausgewirkt hatte, vermehrte das Wohlwollen ungemein, in welchem er ſchon ſtand.

Der Tyrann zu Pherä, Alexander, war indeſſen wieder zu ſeinen vorigen Grauſamkeiten zurückgekehrt. Er hatte verſchiedene Theſſaliſche Städte eingenommen, und in alle Phtiotiſche, Achajiſche und Magneſiſche Städte Beſatzung gelegt. Sobald dieſe Völkerſchaften von der Rückkunft des Pelopidas aus Perſien Nachricht bekommen hatten, baten ſie durch Abgeordnete zu Theben um Hülfstruppen und um dieſen Feldherrn. Die Thebaner erfüllten ganz bereitwillig

ihr Verlangen. Schon war alles fertig, und Pelopidas im Begriffe abzugehen, als eine ſo ſtarke Sonnenſinſterniß ſich ereignete, daß es am hellen Tage in Theben ganz dunkel wurde. Pelopidas, der gewahr wurde, daß jedermann über dieſe Erſcheinung in Schrecken gerieth, und den Muth verlor, wollte die ſiebentauſend Mann, die mit ihm ſollten, nicht zwingen, ſich in Gefahr zu begeben, ſondern überließ ſich ganz den Theſſaliern ſelbſt, und gieng nur mit dreyhundert freywilligen Reutern und Miethsvölkern ab. Die Wahrſager widerriethen ihm ſein Vorhaben, und auch die übrigen Bürger waren damit unzufrieden; man glaubte, dieſe Erſcheinung am Himmel ſey für einen ſo groſſen Mann ein unglückliches Zeichen. Er aber war theils wegen der vormaligen erlittenen Beleidigungen gegen den Alexander zu ſehr aufgebracht, theils hofte er auch in Rückſicht der mit der Thebe, der Gemahlin des Tyrannen, gepflogenen Unterredungen, in deſſen Hauſe ſchon alles in innerlicher Gährung zu finden, am meiſten reitzte ihn der Ruhm ſeiner Unternehmung, und der Ehrgeitz, der ihn antrieb, zu eben der Zeit, in welcher die Lacedämonier den Tyrannen in Sicilien, Dionyſius, Feldherren und

Staats

Staatsmänner zuſchickten, und die Athenienſer vom Alexander ſich Geld geben lieſſen, und ihm als einen Wohlthäter eine Statüe errichteten, allen Griechen zu zeigen, daß die Thebaner allein für die Unterdrückten die Waffen führten, und die unrechtmäßigen und gewaltthätigen Herrſchaften vertilgten.

Sobald er in Pharſalus ſeine Truppen verſammelt hatte, gieng er auf den Alexander los. Da dieſer erfuhr, daß Pelopidas ein ſo ſchwaches Heer hatte, und ſeine Infanterie mehr denn zweymal ſo ſtark war, als die Theſſaliſche, ſo rückte er ihm bis an den Tempel der Themis entgegen. Bey dieſer Gelegenheit ſagte jemand zum Pelopidas: „Der Tyrann habe ein ſehr groſſes Heer„ — „deſto beſſer, ſagte Pelopidas, ſo werden wir deſto mehrere überwinden.„

Beyde Partheyen ſuchten die um Kynoskephalä herumliegenden ſteilen und hohen Hügel mit ihren Fußvölkern zu beſetzen, zugleich ließ auch Pelopidas ſeine Reuterey, die zahlreich und gut war, die feindliche Reuterey angreifen: ſie ſchlug die feindliche Reuterey, und verfolgte ſie in der Ebene herum. Aber mit den Fußvölkern hatte Alexander die Hügel eher gewonnen, als die

Theſſalier ankommen konnten, welche er bey ihrem Andringen auf die Höhen mit Heftigkeit angrif, und die vorderſten niederhauen ließ, ſo daß die andern nichts ausrichten konnten. Sobald Pelopidas dieſes gewahr wurde, gab er der Reuterey Befehl, zurückzukommen, und in die feindliche Schlachtordnung einzuhauen. Er ſelbſt aber ergrif ſein Schild, eilte durch die hinterſten Glieder zu den vorderſten an den Platz hin, wo man um die Hügel fochte, und flößte ſeinen Truppen wiederum ſo viel Muth und Herz ein, daß die Feinde glaubten, es rückten ganz neue friſche Völker gegen ſie an. Sie ſchlugen dennoch zwey oder drey Angriffe ab, bis ſie durch die unüberwindliche Herzhaftigkeit der Theſſalier zum Weichen gebracht wurden, beſonders da ſie ſahen, daß die Reuterey des Pelopidas von der Verfolgung ihrer Reuterey zurück und auf ſie los kam.

Pelopidas, der von den Hügeln herab die feindliche Armee beobachtete, ſahe, daß ſie zwar noch nicht völlig in die Flucht gebracht, aber voller Verwirrung und Unordnung war. Er ſahe ſich um, wo Alexander ſeyn möchte, und wurde gewahr, daß er auf den rechten Flügel ſeine Miethstruppen ermunterte und in Ordnung zu bringen ſuchte.

te. Dieſer Anblick brachte ihn in eine Wuth, die ihn der Vernunft beraubte: er vergaß in der Hitze ſein Feldherrnamt, ſein Leben, und alles, ſprang vor allen ſeinen Truppen weit voraus, und foderte den Tyrannen mit Geſchrey zu einem Zweykampfe heraus. Dieſer aber nahm die Ausforderung nicht an, ſondern floh zurück, und verſteckte ſich hinter ſeinen Trabanten. Die vorderſten der Miethſoldaten, welche auf den Pelopidas einfielen, wurden von ihm theils getödtet, theils verwundet, aber die Menge der andern, welche von ferne mit ihren Spieſſen auf ihn einſtachen, verwundeten ihn tödtlich. Indeſſen kamen die Theſſalier in voller Eile und Beſtürzung von den Hügeln herab ihm zu Hülfe, aber er war ſchon todt niedergeſunken. Die Reuterey kam auch herangeſprengt, und brach in die feindliche Schlachtordnung ein. Die Feinde wurden geſchlagen, weit verfolgt, und das Schlachtfeld mit mehr als dreytauſend Todten bedeckt.

Daß die Thebaner, welche bey dieſer Schlacht gegenwärtig waren, über den Tod des Pelopidas ſich ſehr betrübten, und ihn als ihren Vater, Erretter, und theuerſten ruhmvollſten Lehrmeiſter betrauerten, iſt nicht zu verwundern. Aber die

Theſſalier und die andern Bundesgenoſſen übertrafen durch ihre zum Ruhme dieſes Helden öffentlich herausgegebenen Decrete alle der menſchlichen Tapferkeit gebührende Ehrenbezeigungen; und ihre Dankbarkeit äuſerte ſich durch ihre Betrübniß bey ſeinem Falle auf die lebhafteſte Art. Man erzehlt, daß alle diejenigen, welche bey der Schlacht zugegen geweſen, ſobald ſie ſeinen Tod erfahren, weder ihre Harniſche abgelegt, noch ihre Pferde abgeſattelt, noch ihre Wunden verbunden, ſondern mit ihren Waffen eilends zu ſeinen Körper gelaufen ſind, und, gleichſam als wenn er noch Empfindung hätte, die feindliche Beute rings um ihn herum gelegt haben. Sie beſchworen nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ihre Pferde: viele zündeten in ihren Zeltern kein Licht an, und nahmen keine Speiſe zu ſich. Im ganzen Lager herrſchte eine ſolche Stille und Traurigkeit, als wenn ſie nicht einen ſo groſſen und glorreichen Sieg erhalten hätten, ſondern von dem Tyrannen beſiegt, und in die Sklaverey geſtürzt worden wären.

Sobald die Nachricht von ſeinem Tode in die Städte kam, giengen die obrigkeitlichen Perſonen in Begleitung von Jünglingen, Kindern und Prie-

Prieſtern, mit Siegeszeichen, Kränzen und goldenen Rüſtungen ab, um ſeinen Köper abzuholen. Zugleich begaben ſich die älteſten von dieſen Theſſaliern nach Theben, und baten um die Erlaubniß, den Pelopidas bey ſich begraben zu dürfen. Der Redner dieſer Geſandtſchaft drückte ſich auf folgende Art aus: „Freunde und Bundesgenoſſen, wir bitten euch um eine Gnade, welche uns bey unſerm groſſen Unglücke Ehre und Troſt ſeyn wird. Wir können den Pelopidas nicht lebendig zu euch zurück begleiten, noch ſo, daß er es empfände, ihm die verdiente Ehre erzeigen, aber wenn ihr uns die Erlaubniß gebt, nur ſeinen todten Körper zu berühren, und ihn mit den verdienten Ehrenbezeigungen zu begraben, ſo werdet ihr ſehen, daß wir den Verluſt des Pelopidas für ein gröſſeres Unglück für die Theſſalier als für die Thebaner halten. Ihr habt blos einen groſſen General, wir aber unſern Feldherrn und die Freyheit dazu verloren. Denn wie dürfen wir es wagen, uns von euch wieder einen Feldherrn auszubitten, da wir euch den Pelopidas nicht wieder zurückgeben?„ Die Thebaner verſtatteten den Theſſaliern ihr Begehren.

Man kann ſagen, daß kein glänzenderes Leichenbegängniß als des Pelopidas ſeines je geweſen ſey, wenn man den Glanz nicht nach Elfenbein, Gold und Purpur ſchätzt, wie Philiſtus thut, der das Leichenbegängniß des Dionyſius ſo ſehr bewundert, und es als einen theatraliſchen Ausgang des Schauſpiels der deſpotiſchen Regierung darſtellt. Alexander der Groſſe ließ bey dem Tode des Hephäſtions nicht allein die Pferde und Mauleſel beſcheren, ſondern auch die Spitzen von den Stadtmauern abnehmen, damit auch die Städte zu trauern ſchienen, wenn ſie anſtatt ihrer vorigen erhabnern Geſtalt gleichſam geſchoren und gebeugt ſich darſtellten. Dieß waren Befehle von Deſpoten, die mit vielem Zwange ausgeführt wurden, mit Neid über diejenigen, die dadurch geehrt, und mit Haß derjenigen, die dazu genöthigt wurden: es waren keine Beweiſe einer allgemeinen Dankbarkeit und Hochachtung, ſondern einer barbariſchen Pracht und Verſchwendung, und eines Stolzes, welcher ſeine Schätze auf eitle und unbeneidenswerthe Dinge verwendete. Pelopidas hingegen, ein Mann ohne Rang, der in einem fremden Lande ſtarb, ohne Frau, Kinder, oder Anverwandte bey ſich zu haben, der,

ohne

ohne Zwang oder Bitte von irgend jemanden, von ſo vielen Völkerſchaften und Städten mit einem allgemeinen Wetteifer auf das ehrenvolleſte begraben wurde, ſcheint in der That den glückſeligſten Ausgang aus dieſem Leben gehabt zu haben. Denn der Tod iſt, wie Aeſopus ſagt, für Männer, die glücklich ſterben, kein Unglück, ſondern ein glücklicher Zufall, welcher ſie an einen ſichern Ort bringt, und für allem Wechſel des Schickſals in Ruhe ſetzt. Noch ſchöner ſagte ein Lacedämonier zum Diagoras, der ſelbſt in den Olympiſchen Spielen den Preis erhalten hatte, und es erlebte, daß ihn auch ſeine Söhne und ſeiner Söhne und Töchter Kinder erhielten: — Stirb, Diagoras, denn du wirſt doch nicht in die Wohnung der Götter ſteigen. — Und ich bin überzeugt, daß man alle Olympiſche und Pythiſche erhaltene Preiſe zuſammen genommen, nicht mit einem von den erhaltenen Siegen des Pelopidas in Vergleichung ſtellen könne, dergleichen er viele gewonnen, der den größten Theil ſeines Lebens in dem größten Ruhme und den wichtigſten Ehrenſtellen zugebracht, und zuletzt, als er zum dreyzehnten male Böotarch war, in dem herrlichſten

Kampfe wider einen Tyrannen, für Theſſaliens Freyheit ſtarb.

Sein Tod brachte den Bundesgenoſſen groſſe Betrübniß, aber noch gröſſre Vortheile. Denn die Thebaner verzögerten nicht, den Tod des Pelopidas zu rächen, und ſchickten ſogleich ein Heer von ſiebentauſend Mann Fußvolk und ſiebenhundert Reutern, unter Anführung des Malkitas und Diogiton wider den Alexander zu Felde. Dieſer Tyrann war ſchon ſo geſchwächt und gedrängt, daß er ſich genöthigt ſah, die den Theſſaliern weggenommene Städte ihnen wieder zu geben, den Magneſiern, Phtioten und Achäern ihre Freyheit zu laſſen, und endlich zu verſprechen, daß er allen Befehlen und Verordnungen der Thebaner Gehorſam leiſten wolle. Mit dieſer Rache waren die Thebaner zufrieden.

Ich will hier noch beyfügen, wie Alexander wegen des Pelopidas von den Göttern iſt geſtraft worden. Thebe, die Gemahlin des Tyrannen, hatte, wie ſchon geſagt worden, von dem Pelopidas gelernt, ſich nicht vor der äuſerlichen Macht und Hoheit zu fürchten, die mit bewafneten Flüchtlingen beſchützt war. Sie fürchtete die Untreue, und haßte die Grauſamkeit ihres Mannes.

nes. Sie entſchloß ſich alſo mit ihren drey Brüdern, Tiſiphonus, Pytholaus und Lykophron, eine Verſchwörung wider das Leben des Tyrannen zu machen, welche ſie auf folgende Art ausführte. Der ganze Pallaſt war mit Wächtern, auch die Nacht über, beſetzt: ſein Schlafzimmer war in der Höhe, und vor demſelben lag ein Hund, vor dem ſich auſſer dem Alexander und ſeiner Gemahlin, und dem, der ihn fütterte, jedermann fürchten mußte.

Als Thebe den Zeitpunkt zur Ermordung des Tyrannen ſich auserſehen hatte, ſo verſteckte ſie, bey Tage noch, ihre Brüder in einem nahen Hauſe. Abends gieng ſie, wie gewöhnlich, allein zum Alexander in ſein Schlafzimmer; ſie fand ihn ſchon ſchlafend: ſie gieng bald drauf wieder heraus, und befahl dem Knechte vor der Thüre, den Hund wegzuführen, weil Alexander recht ruhig ſchlafen wolle. Sie belegte auch die Treppen mit Wolle, damit, wenn ihre Brüder heraufſtiegen, kein Geräuſch entſtünde. Hierauf führte ſie ihre Brüder, die Degen bey ſich hatten, bis vor die Thüre des Schlafzimmers, gieng aber noch einmal herein, und nahm das Schwerdt weg, welches über den Kopf ihres Gemahls hieng, zum

Zeichen, daß er ruhig ſchliefe. Aber die Jünglinge geriethen auf einmal ins Schrecken, und zauderten, ſo, daß ſie voll Unwillen ihnen drohen mußte, ſie wolle den Alexander aufwecken, und ihm alles entdecken. Dadurch brachte ſie denn ihre Brüder in Schaam und Furcht, führte ſie in das Schlafzimmer, ſtellte ſie vors Bette, und holte ein Licht. Der eine ergrif nun den Tyrannen beym Kopfe, der andre bey den Füſſen, und der dritte ermordete ihn. Die Geſchwindigkeit ſeines Todes ſcheint eine zu gelinde Strafe für dieſen Tyrannen geweſen zu ſeyn: aber der Umſtand, daß er der erſte unter den Tyrannen geweſen iſt, der durch ſeine eigne Gemahlin umkam, und die Beſchimpfungen, welche ſeinem Körper nach ſeinem Tode widerfuhren, da ihn die Pheräer ſogar mit Füſſen traten, machten ſeine Beſtrafungen ſeinen Ungerechtigkeiten angemeſſener.

Mar=

Marcellus.

Marcus Claudius, des Marcus Sohn, welcher fünfmal Conſul zu Rom war, ſoll der erſte von ſeinem Geſchlechte geweſen ſeyn, der den Zunamen **Marcellus**, d. i. der martialiſche, oder kriegriſche, führte. * Er war ein Kriegsmann von Erfahrung, hatte einen ſtarken Körper, eine tapfre Fauſt, und eine natürliche Neigung zum Kriege. So ſehr er ſich aber im Felde wild und muthig bewies, ſo beſcheiden und menſchenfreundlich war er ſonſt, und liebte die griechiſchen Künſte und Wiſſenſchaften ſehr, ob er gleich nur diejenigen, die ſich darinnen hervorthaten, verehren und bewundern, ſelbſt aber wegen ſeiner vielen andern Beſchäftigungen ſeine Wißbegierde in dieſen Wiſſenſchaften nicht ſtillen konnte.

* Nach dem Livius hat nicht dieſer zuerſt, ſondern ein andrer ſchon vor ihm den Zunamen Marcellus, in der Familie der Claudier, geführt. S. Liv. Libr. VII. cap. 18.

konnte. Denn wenn, wie Homer ſagt, * Gott einige Menſchen dazu beſtimmt hat, daß ſie von Jugend auf bis ins Alter ſchwere Kriege führen ſollen, ſo war dieß gewiß die Beſtimmung der vornehmſten Römer der damaligen Zeiten. Diejenigen, welche in ihrer Jugend mit den Carthaginenſern um Sicilien gefochten, mußten in ihrem reifern Alter mit den Galliern um Italien, und in ihren ſpätern Jahren wieder mit den Carthaginenſern unter dem Annibal fechten, und ſie hatten nicht, wie gemeine Soldaten, wegen ihres Alters endlich Ruhe, ſondern mußten, wegen ihres vornehmen Standes und bewieſenen Tapferkeit, die Armeen wider die Feinde anführen.

Marcellus hatte in allen Arten von Gefechten viel Uebung und Geſchicklichkeit, aber in den Zweykämpfen übertraf er ſich ſelbſt. Er ſchlug keine Ausfoderung ab, und überwand alle, die ihn herausgefodert hatten. In Sicilien hatte er ſeinen Bruder Otacilius aus der äuſerſten Gefahr errettet, da er mit ſeinem Schilde ihn bedeckt, und die andringenden Feinde getödtet hatte, weswegen er auch noch in früher Jugend von den Feldherren mit Kränzen und Ehrenbelohnungen beſchenkt

* Iliad. Libr. XIV. verſ. 86. ſequ.

beſchenkt wurde. Er erwarb ſich in der Folge noch immer mehr Ruhm, und wurde zu einem Aedil von der erſten Ordnung, und von den Auguren, d. i. denjenigen Prieſtern, die die Aufſicht über die Wahrſagungen von der Beobachtung der Vögel her haben, zu einem Augur erwählt.

Als Aedil wurde er genöthigt eine rechtliche Klage zu führen. Sein Sohn, der einerley Namen mit ihm hatte, zog durch ſeine Schönheit, Keuſchheit, und wohlgeſittetes Weſen die Augen der Römer auf ſich. Capitolinus, der mit dem Marcellus zugleich Aedil war, ein wollüſtiger und kühner Mann, verliebte ſich in den jungen Marcellus, und ſprach mit ihm von ſeiner Leidenſchaft: der junge Menſch wieß zuerſt den Antrag für ſich allein ab, wie er aber von neuen deswegen beunruhigt wurde, entdeckte er die Sache ſeinem Vater, der darüber ſo aufgebracht wurde, daß er den Capitolinus beym Senate verklagte. Capitolinus wollte ſich durch allerhand Ausflüchte helfen, und ſuchte den Schutz der Tribunen, da dieſe ihm aber ihren Schutz verſagten, ſo leugnete er die ganze Sache. Weil kein Zeuge dabey zugegen geweſen war, ſo beſchloß der Senat, den jungen Marcellus ſelbſt kommen zu laſſen. Die

Schaam=

Schaamröthe dieſes Jünglings, ſeine Thränen, und ſein mit der Schaam vermiſchter heftiger Zorn bewogen den Senat, ohne weitere Beweiſe zu verlangen, den Capitolinus zu einer Geldſtrafe zu verdammen, von welcher Summe Marcellus ſilberne Opfergefäſſe machen ließ, und ſie den Göttern heiligte.

Nach geendigtem Carthaginenſiſchen Kriege, welcher über ein und zwanzig Jahr gedauert hatte, entſtand ſchon wieder ein neuer Krieg der Gallier gegen die Römer. Die Inſubrier, welche in Italien an den Alpen wohnten, ein celtiſches Volk, das vor ſich ſelbſt ſchon mächtig war, riefen noch fremde Völker zu Hülfe, und nahmen diejenigen Gallier, die Geſſaten* hieſſen, weil ſie für Geld in fremde Dienſte giengen, in ihren Sold. Es war ein bewundernswürdiges Glück für Rom, daß der celtiſche Krieg nicht mit dem Carthaginenſiſchen zugleich geführt wurde, und die Gallier dabey müßige und ruhige Zuſchauer abgaben, und dann

* *Γεσσάται.* So nennt ſie Plutarch hier und mehrmalen. Polybius nennt ſie *γαισάτας*, und dieſem folgt Xylander nebſt einigen andern Ueberſetzern, und nennt ſie Gaeſatas.

dann erſt die Römer, da ſie Sieger und ohne an-
dre kriegriſche Beſchäftigungen waren, angriffen.
Indeſſen erregte der Galliſche Krieg doch allent-
halben groſſe Furcht, theils wegen der nahen
Nachbarſchaft der Feinde, theils wegen des alten
Ruhms der Gallier, vor denen ſich die Römer
am allermeiſten zu fürchten ſchienen, weil ſie ſeit
der Zerſtörung ihrer Stadt durch die Gallier ein
Geſetz gemacht hatten, daß alle Prieſter von
Kriegsdienſten frey ſeyn ſollten, auſſer wenn wie-
der mit den Galliern Krieg geführt würde.

Die Römer gaben auch ihre Furcht bey dieſem
Kriege durch die groſſen Zurüſtungen, die ſie
machten, und durch neue Anſtalten bey ihren
Opfern zu erkennen. So viele tauſend Truppen,
wie damals, hatten ſie vorher niemals gehabt,
und ſollen ſie auch niemals nachher gehabt ha-
ben. Auch hatten ſie niemals bey ihren Opfern
die barbariſchen Gewohnheiten der andern wil-
den Völker angenommen, ſondern meiſtentheils
nach Art der Griechen einen mildern menſchlichen
Gottesdienſt eingeführt; aber beym Anfange die-
ſes Galliſchen Krieges hielten ſie ſich für genö-
thigt, gewiſſen Weiſſagungen der Sibylliniſchen
Bücher gemäß, einen griechiſchen Mann und ei-

ne griechiſche Frau, und ebenfalls einen galliſchen Mann und eine galliſche Frau auf dem ſo genannten Ochſenmarkte lebendig zu begraben, denen ſie noch bis jetzt, im Monate November, einige geheime und unbekannte Opfer bringen.

In den erſten Gefechten dieſes Krieges hatten die Römer bald Sieg, bald Verluſt, und es fiel nichts entſcheidendes vor. Die beyden Conſuln, Flaminius und Furius, giengen hierauf mit groſſen Heeren wider die Inſubrier zu Felde. Aber man wollte bald hernach geſehen haben, daß der Fluß, der durch das Piceniſche Gebiet fließt, mit Blute vermiſcht geweſen wäre; bey der Stadt Ariminium hatte man es drey Monden geſehen: die Prieſter, welche bey der Wahl der Conſuln die Vögel zu beobachten haben, verſicherten, daß die Wahl der Conſuln fehlerhaft, und mit unglücklichen Zeichen der Vögel geſchehen wäre. Der Senat ſchickte ſogleich Befehle an die Armee, daß die Conſuln ihr Amt niederlegen, nichts als Conſuln wider den Feind unternehmen, und nach Rom zurückeilen ſollten. Aber Flaminius eröfnete die erhaltenen Briefe nicht eher, bis er den Feinden eine Schlacht geliefert, ſie geſchlagen, und einen Einfall in ihr eigenes Land gethan hatte.

Er

Er kam mit vieler Beute nach Rom zurück, allein das Volk gieng ihm nicht, wie ſonſt gebräuchlich war, entgegen, weil er den Befehlen, die ihn zurückgerufen, nicht Gehorſam geleiſtet, ſondern ſie ſo frech verachtet hatte, und es fehlte nicht viel, daß man ihm auch den Triumph verſagt hätte. Sobald er aber den Triumph gehalten hatte, mußte er, nebſt ſeinem Collegen, das Conſulat und alle öffentliche Aemter niederlegen. So ſehr unterwarfen die Römer alles ihrer Religion, und überſahen auch nicht bey den glücklichſten Begebenheiten die Vernachläßigung ihrer Religionsgebräuche, denn ſie glaubten, daß es mehr zur Wohlfahrt ihrer Stadt gereiche, wenn ihre Obrigkeiten die Götter verehrten, als wenn ſie die Feinde ſchlügen.

So hatte einmal der Conſul Tiberius Sempronius, ein Mann, den die Römer wegen ſeiner Tapferkeit und Rechtſchaffenheit vorzüglich liebten, den Scipio Naſica, und Cajus Marcius zu ſeinen Nachfolgern ernannt. Die beyden Conſuln waren ſchon in ihre Provinzen mit ihren Truppen abgegangen, als er über gewiſſe heilige Bücher kam, und darinnen fand, daß er bey der Ernennung der Conſuln etwas verſehen hatte. Es

war nämlich in dieſen Büchern folgendes verordnet: „Wenn ein Conſul auſſerhalb der Stadt in einem gemietheten Hauſe oder Hütte auf die Wahrzeichen der Vögel Achtung giebt, und durch irgend eine Urſache genöthigt wird, in die Stadt zurückzukehren, ehe er ſichere Wahrzeichen bekommen hat, ſo ſoll er das vorher gemiethete Haus nicht mehr dazu brauchen, ſondern ein andres miethen, und darinnen von neuen die Auſpicien anſtellen.„ Dieß war dem Tiberius unbekannt geweſen, und er hatte ſich bey Ernennung der vorher genannten Conſuln zweymal eines Hauſes bedienet. Sobald er aber ſeinen Fehler gewahr wurde, trug er die Sache dem Senate vor, welcher auch ein ſo kleines Verſehen nicht gering ſchätzte, ſondern den Conſuln davon Nachricht gab, die ſogleich nach Rom zurück kamen, und ihr Amt niederlegten. — Und ſelbſt in den Zeiten des galliſchen Krieges trug es ſich zu, daß zwey angeſehene Prieſter ihres Amtes entſetzt wurden, Cornelius Cethegus, weil er die Eingeweide des Opferthiers wider die eingeführte Ordnung gezeigt hatte, und Quintus Sulpitius, weil ihm währendem Opferdienſte der Federbuſch von ſeinem Hute, den die ſo genannten Flamines tra-

gen,

gen, vom Kopfe gefallen war. So ſetzten auch die Römer den Dictator Minutius nebſt dem Cajus Flaminius, den jener zu ſeinen General über die Reuterey erwählt hatte, ab, weil eben während der Erwählung eine Spitzmaus geſchrien hatte. Und bey aller dieſer ſorgfältigen Beobachtung von Kleinigkeiten geriethen die Römer doch auf keinen Aberglauben, weil ſie die eingeführten Religionsgebräuche weder überſchritten noch auch im geringſten veränderten.

Nachdem Flaminius nebſt ſeinem Collegen vorgedachtermaſſen das Conſulat niedergelegt hatte, ſo wurde Marcellus durch die ſo genannten Interreges oder Zwiſchenkönige zum Conſul erwählt. Er ernannte den Cnejus Cornelius zu ſeinem Nebenconſul. Man erzehlt, daß die Gallier viele Friedensvorſchläge gethan, und der Senat zum Frieden geneigt geweſen ſey, aber Marcellus das Römiſche Volk zur Fortſetzung des Krieges aufgemuntert habe, es ſey dennoch ein Friede geſchloſſen worden, aber die Geſſaten hätten ihn gebrochen, und die Inſubrier mit zugleich aufgewiegelt. Die Geſſaten ſollen dreyßigtauſend Mann ſtark, mit einer noch weit gröſſern Anzahl Inſubrier, voller Kühnheit, Acerra, eine

Stadt zwiſchen dem Po und den Alpen, beſtürmt haben, und von da aus that Viridomar, * der König der Geſſaten, mit zehntauſend Mann einen Einfall in die Gegend am Po, und verwüſtete ſie gänzlich.

Marcellus ließ auf die davon erhaltene Nachricht ſeinen Nebenconſul mit den Fußvölkern, den ſchwerbewafneten, und dem dritten Theile der Reuterey bey Acerra ſtehen, er ſelbſt aber eilte mit der übrigen Reuterey und ſechshundert Mann von der leichten Infanterie, ohne Tag oder Nacht zu raſten, den Viridomar zu überfallen. Er traf ihn mit ſeinen zehntauſend Mann bey einem galliſchen Flecken, Claſtidium, welches kurze Zeit vorher unter Römiſche Bothmäßigkeit gekommen war. Er konnte ſeine Truppen nicht einmal raſten, oder ſich erholen laſſen. Die Feinde hatten von ſeiner Ankunft Nachricht bekommen, und verachteten die geringe Anzahl ſeiner Fußvölker, die

* Βριτόμαρτος iſt wohl ein Fehler der Abſchreiber des Plutarchs, und die Leſart des Anon. beym Bryan, Βιρδόμαρος, die wahre. Viridomarus wird dieſer König vom Livius, Florus, Eutropius, und andern Geſchichtſchreibern dieſes Krieges genennt.

die er bey ſich hatte: vor der Reuterey aber fürchteten ſich die Gallier überhaupt nicht, denn ſie waren die geſchickteſten Reuter, und übertraſen in dieſer Kunſt alle andre Truppen, und damals war noch dazu ihre Reuterey ſtärker, als des Marcellus ſeine. Sie ſprengten daher unter Anführung ihres Königs ſogleich mit ſtarker Gewalt und heftigen Drohungen auf den Marcellus ein, um ihn über den Haufen zu werfen. Dieſer Feldherr dehnte deswegen, um nicht von dem weit ſtärkern Feinde umringt zu werden, die Flügel ſeiner Reuterey weiter aus, und ſtellte ſie ganz dünne, bis er dem Feinde nahe gekommen war.

Hier trug es ſich zu, als er eben den Angrif anordnete, daß ſein Pferd durch das Geſchrey der Feinde ſchüchtern wurde, und ihn mit Gewalt zurückführte. Er befürchtete, die Römer möchten das für ein unglückliches Zeichen erklären, und darüber beſtürzt werden, zog alſo ſein Pferd geſchwind mit dem Zügel wieder linker Hand herum, und dem Feinde gerade entgegen, und betete dabey die Sonne an, als wenn dieſer Urſache wegen und nicht durch einen Zufall ſich ſein Pferd umgedreht hätte, denn die Römer ha-

ben die Gewohnheit, indem ſie beten, ſich umzu-drehen. Und da eben die Schlacht angieng, that er ein Gelübde, dem Jupiter Feretrius die ſchön-ſten feindlichen Waffen, die er erbeuten würde, zu weihen.

Indeſſen bemerkte der König der Gallier den Marcellus, und ſchloß aus den Ehrenzeichen, die er trug, daß er der Feldherr ſeyn müßte. So-gleich ſprengte er mit ſeinen Truppen voran, und foderte mit geſchwungener Lanze und groſſem Ge-ſchrey den Marcellus zum Zweykampfe heraus. Dieſer König der Gallier war gröſſer als alle ſei-ne Soldaten, und blitzte mit ſeiner Rüſtung von Gold und Silber und mancherley Farben herrlich hervor. Marcellus bemerkte, daß dieſes in der ganzen feindlichen Armee die ſchönſten Waffen waren, und daß alſo ſein voriges Gelübde auf dieſe Waffen gienge: er ſprengte auf den König an, und brachte ihn mit der Lanze durch den Har-niſch einen harten Stoß bey, der durch die Ge-walt des Pferdes im vollen Rennen ſo ſtark wur-de, daß der König vom Pferde fiel, und mit zwey oder drey Stichen vom Marcellus getödtet wur-de. Darauf ſprang Marcellus vom Pferde, faßte die Waffen des getödteten Königs mit beyden

Händen

Händen an, und betete folgendermaſſen gen Him= mel: — „O, der du auf die groſſen Thaten der Feldherren und Anführer in den Gefechten ſiehſt, Jupiter Feretrius, ich rufe dich zum Zeugen, daß ich der dritte Römer bin, der als Feldherr einen Feldherrn, und als Anführer einen König, mit eigener Hand getödtet hat, und daß ich dir die erſte und ſchönſte Beute, die Waffen dieſes er= ſchlagenen Mannes, widme. Gieb uns ein glei= ches Glück zum fernern Fortgange der Schlacht.„

Darauf wurde die Römiſche Reuterey mit der feindlichen, die ſich auch durch ihre Fußvölker verſtärkt hatte, handgemein. Die Römer gewan= nen einen ſonderbaren und in ſeiner Art ganz ei= genen Sieg: denn weder vorher, noch nachmals hatte ſo wenige Reuterey über eine ſo groſſe An= zahl Reuterey und Fußvolk zugleich geſiegt. Die meiſten Feinde wurden niedergehauen, und ihre Waffen und ganze Bagage erbeutet.

Marcellus gieng nach dieſem Siege wieder zu ſeinem Nebenconſul zurück, welcher vor Mayland mit den Galliern nicht ſo glücklich den Krieg führ= te. Denn Mayland, die größte und volkreichſte Stadt der Gallier diſſeits der Alpen, die ſie für ihre Hauptſtadt hielten, wurde von ihnen ſo ta=

pfer beſchützt, daß Cornelius von der Uebermacht der Feinde faſt ſelbſt wie belagert war. Als aber Marcellus mit ſeinen Truppen wieder zu ihm ſtieß, und die Geſſaten nach erhaltener Nachricht von ihrer Niederlage und dem Tode ihres Königs ſich hinwegbegaben, ſo wurde Mayland erobert. Die Gallier mußten auch ihre übrigen Städte in dieſer Gegend nebſt allen ihren Gütern der Herrſchaft der Römer übergeben. Und auf dieſe Bedingungen erhielten ſie einen erträglichen Frieden.

Der Senat zu Rom geſtand dem Marcellus allein einen Triumph zu, welcher ſich auch durch die Menge und Koſtbarkeit der Beute und durch die ungeheure Gröſſe der gefangenen Gallier vor vielen andern auszeichnete: das angenehmſte und neueſte Schauſpiel dabey aber war Marcellus ſelbſt, der die Rüſtung des feindlichen Königs dem Gotte Jupiter zum Opfer hinbrachte, und einen groſſen Eichenſtamm zu einem Siegeszeichen hatte zurecht machen, und an demſelben die Stücke der Beute einzeln und mit künſtlicher Ordnung anhängen laſſen. Sobald der feyerliche Zug ſeinen Anfang nahm, beſtieg Marcellus den vierſpännigen Triumphswagen, und zog im herrlichſten Pompe durch die Stadt. Die Truppen

pen folgten ihm mit den ſchönſten Waffen geſchmückt, und ſangen Siegeslieder und Lobgeſänge auf den Jupiter und den Feldherrn. So fuhr Marcellus nach dem Tempel des Jupiter Feretrius, und weihete da dem Gotte ſeine Beute.

Er war der dritte und bis auf unſre Zeit der letzte unter den Römern, der eine ſolche Königsbeute darbringen konnte. Der erſte war Romulus, der den König der Cäninenſer, der zweyte, Cornelius Coſſus, der den Volumnius, den Heerführer der Tyrrhenier, und der dritte nun Marcellus, der den galliſchen König, Viridomar, getödtet hatte. * Nach dem Marcellus hat keiner mehr dieſes Glück gehabt. Der Gott, dem eine ſolche Beute geopfert wird, heißt Jupiter Feretrius, und ſoll, nach einiger Meynung, ſeinen Namen von dem griechiſchen Worte φερετρου, dem Gerüſte, worauf man die Siegeszeichen trug, bekommen haben, denn damals war noch die lateiniſche Sprache mit vielen griechiſchen Wörtern vermiſcht. Nach andrer Meynung iſt Feretrius ein Zuname des donnernden Jupiters, denn ferire heißt ſchlagen. Und wieder andre behaupten, daß dieſer

* Vergl. den 1. Band dieſer Ueberſetzung der Biograph. des Plutarchs. S. 108 und 109.

dieſer Name von dem Schlagen im Kriege herkommt. Denn noch jetzt pflegen die Römer in Schlachten einander häufig zuzurufen feri, ſchlag zu. Die Beute überhaupt wird von den Römern ſpolia genannt, aber dergleichen Beute, von der wir eben jetzt geredet haben, hat den eigenen Namen ſpolia opima. Man erzehlt, daß Numa Pompilius in ſeinen Lehrbüchern dieſe ſpolia opima in die erſten, zweyten und dritten eingetheilt, und verordnet habe, daß die erſten dem Jupiter Feretrius, die zweyten dem Mars, die dritten dem Quirinus gewidmet werden ſollten, und daß derjenige, der die erſten gewönne, dreyhundert, der die zweyten gewönne, zweyhundert, und der die dritten, hundert As zur Belohnung haben ſollte. Darinnen ſtimmen alle Nachrichten überein, daß nur diejenige Beute ſpolia opima genennt wird, die bey einer ordentlichen Schlacht ein Römiſcher Feldherr dem feindlichen Feldherrn zuerſt abnimmt. So viel mag von dieſer Sache genug ſeyn.

Die Römer waren über dieſen Sieg und die Endigung des galliſchen Krieges ſo vergnügt, daß ſie dem Gotte Apollo zu Delphos von der Beute ein goldnes Trinkgeſchirr zur Bezeigung ihrer

Dank-

Dankbarkeit überſchickten, und ſowohl den Städten, die mit ihnen im Bunde ſtanden, als auch dem Könige Hiero zu Syrakus, ihrem Freunde und Bundesgenoſſen, einen groſſen Theil der Beute ſchenkten.

Bey dem nachherigen Einfalle Annibals in Italien * wurde Marcellus mit einer Flotte nach Sicilien geſandt. Da die groſſe Niederlage bey Cannä vorgefallen war, und ſo viele tauſend Römer in dieſer Schlacht umkamen, und die wenigen, die noch entkommen waren, ſich nach Canuſium gerettet hatten, ſo vermuthete jedermann, daß Annibal ſogleich auf Rom losgehen würde, weil er die gröſste Macht der Römer vertilgt hatte. Hier ſchickte Marcellus von ſeiner Flotte zuerſt wieder nach Rom eine Beſatzung von funfzehnhundert Mann, und dann gieng er auf erhaltenen Befehl vom Senate ſelbſt nach Canuſium, übernahm die da verſammelten Truppen, führte

* Vier Jahre nach Endigung des galliſchen Krieges. Zur Erläuterung der folgenden Geſchichte in dieſer Lebensbeſchreibung gehört das Leben des Fabius Maximus, welches im 2ten Theile dieſer Ueberſetzung S. 171. u. ff. beſchrieben ſteht.

führte ſie aus ihren Verſchanzungen heraus, und deckte die Gegend da herum vor der feindlichen Verwüſtung.

Die vornehmſten und erfahrenſten Römiſchen Feldherrn waren in den bisherigen Schlachten umgekommen. Fabius Maximus war der einzige, welcher noch allgemeines Zutrauen und Einſicht beſaß, aber ſeine allzugenaue vorſichtige Bedachtſamkeit, für allen Schaden ſich zu hüten, machte, daß man ihn für zu ſchläfrig und unthätig etwas zu unternehmen hielt. Man glaubte, daß man ihn zwar dazu brauchen könnte, ſich in Sicherheit zu ſtellen, allein nicht, um den feindlichen Feldherrn wegzutreiben. Man nahm daher die Zuflucht mit zum Marcellus. Die kühne Thätigkeit dieſes Generals wurde durch die Bedachtſamkeit und Vorſicht des Fabius gemildert, und auf eine glückliche Art wurden beyde Eigenſchaften vereinigt. Es wurden daher auch bald beyde Männer zugleich zu Conſuln erwählt, bald der eine als Conſul, der andre als Proconſul gegen den Feind geſchickt. Poſidonius erzehlt, daß die Römer den Fabius ihren **Schild**, und den Marcellus ihr **Schwerdt** genannt, und Annibal ſelbſt

ſelbſt ſagte: * „Er fürchte ſich vor dem Fabius wie vor ſeinem Lehrmeiſter, und vor dem Marcellus wie vor ſeinem Gegner, jener verhindere ihn, den Römern Schaden zu thun, und dieſer thäte ihm ſelbſt Schaden.

Die Soldaten des Annibals waren durch die erhaltenen Siege ſo keck und frech geworden, daß ſie auf dem Lande herum allerhand Streifereyen unternahmen. Marcellus bändigte zuerſt dieſen Muth, hieb viele von ihnen nieder, und ſchwächte die Macht der Feinde. Er gieng auch den Städten Neapolis und Nola zu Hülfe, und beſtärkte die Treue der Neapolitaner gegen die Römer, zu welcher ſie ſchon von ſelbſt geneigt waren. Zu Nola aber fand er eine Empörung, und der Rath konnte das Volk, das dem Annibal geneigt war, nicht bändigen. Es war daſelbſt ein Mann von vornehmer Geburt und einer ausgezeichneten Tapferkeit, mit Namen Bantius. Dieſer

* Hier iſt ein übler Druckfehler in der Reiskiſchen Ausgabe vorgefallen. Nach den Worten ὁ δε Ποσειδώνιος φησὶ fehlt der ganze Satz τὸν μὲν Φάβιον θυρεὸν καλεῖσθαι, τὸν δὲ Μάρκελλον ξίφος, αὐτὸς δὲ ὁ Ἀννίβας ἔλεγεν τ. μ. φ. κ. λ.

ſer hatte ſich in der Schlacht bey Cannä ganz vortreflich gehalten, und viele Cathaginenſer umgebracht, zuletzt war er ganz voller Wunden unter den Todten liegen geblieben. Annibal, der ihn da fand, bewunderte ſeine Tapferkeit, und ließ ihn nicht allein ohne Ranzion los, ſondern beſchenkte ihn noch dazu, und errichtete mit ihm Freundſchaft und Gaſtrecht. Bantius, um dieſe Güte zu erwiedern, war einer der eifrigſten Anhänger des Annibals, und bewegte durch ſein Anſehen das Volk zum Abfalle von den Römern.

Marcellus hielt es für ungerecht, einen Mann von ſo erhabner Denkungsart, und der an den größten Gefahren der Römer Theil genommen hatte, umzubringen. Da er von Natur menſchenfreundlich geſinnt und ſehr geſchickt war, im Umgange die Menſchen zu gewinnen, ſo fragte er den Bantius, als ihn dieſer einmal beſuchte, wer er wäre? ob er es gleich längſt wußte, um nur dadurch Gelegenheit zu weitern Geſpräche zu bekommen. Als ihm Bantius antwortete, er ſey **Lucius Bantius**, ſo bezeigte Marcellus darüber ſeine Verwunderung und Freude. **Du biſt alſo der Bantius,** ſagte er, **von dem man in Rom ſo**

viel

viel ſpricht, daß er ſich ſo ſehr tapfer zu Cannä gehalten, und der allein den Feldherrn Paulus Aemilius nicht verlaſſen, ſich vor ihm geſtellt, und die meiſten auf ihn geſchoſſenen Pfeile aufgefangen hat? Bantius verſicherte, daß er derjenige wäre, und zeigte einige ſeiner Wunden, worauf Marcellus fortfuhr: Und du biſt nicht ſogleich zu uns gekommen, da du ſolche Merkmale deiner Freundſchaft gegen uns haſt? Oder glaubſt du, daß wir ſo ungerecht ſind unſern Freunden nicht Dankbarkeit zu bezeugen da wir ſogar die Tapferkeit bey den Feinden hochſchätzen? Nach dieſem freundlichen Geſpräche umarmte er ihn, und beſchenkte ihn mit einem guten Pferde, und fünfhundert Drachmen Silbers.

Von dieſem Augenblicke an wurde Bantius der getreueſte Freund und Anhänger des Marcellus, und entdeckte ihm mit der eifrigſten Ergebenheit alle, die die Parthey des Annibals hielten. Es waren ihrer eine groſſe Menge, und ſie hatten den Anſchlag gemacht, das Gepäcke der Römer zu plündern, wenn dieſe gegen die Feinde ausmarſchiren würden. Marcellus, der dieſes erfahren hatte, ſtellte ſeine Truppen in der Stadt in Schlachtordnung, und ſein Ge-

päcke an die Thore, und ließ den Einwohnern von Nola öffentlich verbieten, ſich den Mauern zu nähern. Da alſo keine bewafnete Leute zu ſehen waren, ſo rückte Annibal ohne genaue Ordnung an, und hofte in der Stadt alles in innerlicher Verwirrung zu finden. Sogleich ließ Marcellus das nächſte Thor öfnen, gieng den Feinden mit ſeiner beſten Reuterey entgegen, und grif ſie an. Bald darauf rückte das Fußvolk aus einem andern Thore mit ſtarkem Feldgeſchrey gegen den Annibal an. Dieſer theilte ſeine Truppen gegen beyde Partheyen, aber in dem Augenblicke wurde das dritte Thor geöfnet, und die übrigen Römiſchen Truppen fielen von daher den Feind an, welcher durch dieſe unerwartete Angriffe von allen Seiten her in Beſtürzung gerieth, und ſich gegen diejenigen, mit denen er ſchon handgemein war, ſchlecht wehrte, indem die andern Römiſchen Partheyen andrangen.

Und hier wich denn nun Annibal zum erſtenmale den Römern, und wurde mit groſſem Verluſte in ſein Lager zurückgetrieben. Es ſollen dabey über fünftauſend Feinde, und nicht mehr als fünfhundert Römer geblieben ſeyn. Livius

vius * will zwar nicht glauben, daß die Niederlage ſo groß geweſen, und ſo viele Feinde geblieben ſeyn; aber er ſagt doch, daß Marcellus dadurch einen groſſen Ruhm, und die Römer nach ihren Niederlagen durch dieſen Sieg zuerſt wieder einen guten Muth erhalten, und geglaubt haben, der Feind ſey doch nun nicht ganz unüberwindlich, ſondern könne auch geſchlagen werden.

Das Römiſche Volk rief daher, da eben einer von den beyden Conſuln umgekommen war, den Marcellus nach Rom zurück, um die Stelle des getödteten Conſuls zu erhalten, und ſchob auch die Wahl wider den Willen des Senats auf, bis Marcellus aus dem Lager angekommen war, da er denn mit allgemeinen Stimmen zum Conſul erwählt wurde. Weil es aber währender Wahl gedonnert hatte, und die Prieſter dieſes für ein unglückliches Zeichen erklärten, ob ſie ſich gleich nicht getrauten, dem Volke öffentlich zu wider-

* Libr. XXIII. cap. 16. Livius ſagt in dieſer Stelle, er getraue ſich nicht zu behaupten, daß, wie einige erzehlten, 2300 Feinde und nur ein Römer geblieben wäre, aber der Vorfall ſey ſehr wichtig geweſen, weil er die Römer mit Muth belebt hätte.

ſtreiten, ſo legte Marcellus ſein Conſulat ſelbſt nieder. Doch entzog er ſich nicht den Kriegsdienſten, ſondern gieng als Proconſul, wozu man ihn erklärte, wieder ins Lager nach Nola ab, wo er die Anhänger des Annibals züchtigte.

Annibal eilte der Stadt Nola zu Hülfe, und bot dem Marcellus eine ordentliche Schlacht an, auf welche ſich aber Marcellus nicht einließ. Da aber bald darauf der größte Theil der Carthaginenſiſchen Armee aufs Fouragiren weggeſchickt war, und man keine Schlacht vermuthete, ſo überfiel Marcellus die zurückgebliebenen. Er hatte ſeinen Fußvölkern ſolche lange Spieſſe gegeben, dergleichen man nur in Seegefechten brauchte, und ſie unterrichtet, damit von weiten auf die Carthaginenſer loszuſtoſſen, welche überhaupt nicht gewohnt waren, mit Spieſſen zu fechten, ſondern ſich nur kurzer Degen bedienten. Und dieß war wohl die Urſache, daß das ganze Heer der Carthaginenſer, als es angegriffen wurde, ſich auf die Flucht begab, und fünftauſend Mann verlor. Die Römer tödteten bey dieſem Siege auch vier Elephanten, und bekamen zwey lebendig gefangen. Das wichtigſte war, daß am dritten Tage nach dieſer Schlacht über dreyhun-

dert

dert Spaniſche und Numidiſche Reuter zu den Römern übergiengen, welches dem Annibal noch niemals begegnet war, der die mehrſte Zeit hindurch ſeine aus ſo mannigfaltigen und vielerley barbariſchen Völkerſchaften beſtehende Armee bey guter Eintracht erhalten hatte. Jene Ueberläufer blieben dem Marcellus und den nachfolgenden Feldherren beſtändig getreu.

Marcellus wurde zum drittenmale Conſul, und gieng nach Sicilien. Die groſſen Siege des Annibals in dieſem Kriege hatten den Carthaginenſern aufs neue Muth gemacht, ſich dieſer Inſel wieder zu bemächtigen, beſonders da zu Syrakus, nach der Ermordung des Tyrannen Hieronymus, groſſe Verwirrung herrſchte. Die Römer hatten deswegen auch ſchon vorher Truppen nach Sicilien, unter dem Commando des Appius, geſchickt.

Sobald Marcellus das Commando der Armee übernommen hatte, fanden ſich eine Menge Römer bey ihm ein, und baten fußfällig, ſich ihrer anzunehmen. Ihr Schickſal war dieſes. In der Schlacht bey Cannä waren eine ſo groſſe Menge Römer theils geflohen, theils gefangen worden, daß es ſchien, als wenn nicht einmal Leute

genug da wären, die Mauern von Rom zu beſchützen. Gleichwol behaupteten die Römer noch ſo viel Standhaftigkeit und Stolz, daß ſie die ihnen vom Annibal für ein geringes Löſegeld angebotenen Kriegsgefangenen nicht auslöſen wollten, ſondern beſchloſſen, es geſchehen zu laſſen, daß ſie entweder umgebracht, oder auſſerhalb Italien verkauft würden. Von denen, die entflohen waren, ſchickten ſie eine groſſe Menge nach Sicilien, mit dem ausdrücklichen Befehle, ſo lange der Krieg mit dem Annibal dauern würde, nicht wieder nach Italien zu kommen. Dieſe verſammelten ſich nun, da Marcellus nach Sicilien gekommen war, haufenweiſe bey ihm, und baten ihn fußfällig, und mit Geſchrey und Thränen, daß er ſie wieder mit Ehren unter ſeine Kriegsvölker aufnehmen möchte, und verſprachen, werkthätig zu zeigen, daß ihre Flucht bey Cannä mehr einem unglücklichen Schickſale als ihrer Feigherzigkeit zuzuſchreiben ſey. Marcellus, durch ihr Schickſal gerührt, bat den Senat zu Rom um Erlaubniß, mit dieſen Leuten ſein Heer recrutiren zu dürfen. Der Senat zu Rom antwortete nach langer Ueberlegung: „Die Römer brauchten zur Beſchüzzung ihres Staats keine feige Menſchen, wenn aber

aber Marcellus ſie brauchen wollte, ſo könnte er es zwar thun, doch ſollte er keinem von dieſen Leuten Ehrenkränze oder andere Belohnungen, die nur für tapfre Soldaten gehörten, ertheilen.„ Marcellus war über dieſes Decret mißvergnügt, und beklagte ſich auch nach ſeiner Rückkunft aus Sicilien bey dem Senate darüber, daß man ihm für ſeine ſo vielen und wichtigen Dienſte nicht einmal die Erlaubniß zugeſtanden hätte, das unglückliche Schickſal ſo vieler Römer zu verbeſſern.

Das erſte Geſchäft des Marcellus in Sicilien war, daß er auf den Hippokrates, den Feldherrn der Syrakuſaner, losgieng, welcher, um den Carthagienſern einen Gefallen zu erzeigen, und ſich die Herrſchaft von Syrakus zu erwerben, die Römer bey Leontium angegriffen, und eine groſſe Niederlage unter ihnen angerichtet hatte. Marcellus nahm Leontium mit Sturm ein, und that den Einwohnern zwar keinen Schaden, aber alle Ueberläufer, die er in ſeine Gewalt bekam, ließ er zu Tode geiſſeln. Hippokrates ſchickte zuerſt eine Nachricht nach Syrakus, daß Marcellus alle Einwohner von Leontium umgebracht hätte, darauf überfiel er ſelbſt die Stadt in ihrer Ver-

wirrung, und machte ſich Meiſter davon. Marcellus gieng nun mit ſeiner ganzen Armee auf Syrakus los, und ſchickte, als er ſich vor der Stadt gelagert hatte, Abgeordnete herein, welche die wahren Umſtände von dem Betragen gegen die Leontiner erzehlen mußten, aber ſie richteten mit allen ihren Vorſtellungen nichts aus, weil Hippokrates ſich den ſtärkſten Anhang in der Stadt gemacht hatte. Marcellus fieng alſo an, Syrakus zu Waſſer und zu Lande zu belagern.

Appius führte die Landarmee an, und Marcellus ſelbſt ſechszig Kriegsſchiffe, die mit allen Arten von Waffen erfüllt waren. Er hatte auf acht an einander gebundenen Schiffen eine beſondere groſſe Kriegsmaſchine, womit er an die Mauer anrückte. Er verließ ſich auf ſeine zahlreiche Flotte, auf ſeine vielen Kriegszurüſtungen, und auf den im Kriege ſchon erlangten Ruhm. Alles dieß aber war nichts gegen den Archimedes und den Kriegsmaſchinen dieſes Mannes. Und Archimedes hatte ſie nicht einmal als etwas wichtiges, ſondern als ſpielende Nebenbeſchäftigungen in der Geometrie verfertiget. Der König Hiero hatte ihn vormals gebeten, und beredt, etwas von dem Abſtrakten in ſeiner Kunſt auf das

Kör=

Körperliche anzuwenden, und ſeine tiefen Betrachtungen zum Gebrauche gemeinnützíger zu machen.

Dieſe ſo beliebte und mechaniſche Kunſt hatten zuerſt Eudoxus und Archytas getrieben, ſie hatten bloß, um die Geometrie angenehmer zu machen, ihre Aufgaben, deren Beweiſe nicht ſogleich eingeſehn und begriffen werden konnten, durch ſinnliche und mechaniſche Beyſpiele aufgelöſet. So löſeten ſie die Aufgabe von zwey mittlern Proportionallinien, als den Grund zu vielen andern Auflöſungen, auf eine mechaniſche Art auf, und brauchten dazu gewiſſe von krummen Linien und Kegelſchnitten hergenommene Meſolabia. Aber Plato war damit unzufrieden, und machte ihnen Vorwürfe, daß ſie dadurch das Vorzügliche der Geometrie entehrten, wenn dieſe Wiſſenſchaft von unkörperlichen und abſtrakten Dingen zu ſinnlichen Dingen übergehen, und wiederum Körper brauchen ſollte, die nur für gemeine und grobe Handwerker gehörten. Durch dieſe Gedanken wurde die Mechanik wieder von der Geometrie abgeſondert, lange Zeit von der eigentlich ſo genannten Philoſophie verachtet, und bloß für eine Kunſt der Kriegsleute gehalten.

Einsmals ſchrieb Archimedes an den König Hiero, deſſen Verwandter und Freund er war, daß jede gegebene Laſt durch eine dagegen gegebene Kraft könnte bewegt werden, und beſtärkte, wie man ſagt, ſeinen Satz ſo ſehr, daß er auch behauptete, er könnte dieſe Erde, wenn er eine andre hätte, auf der er ſtehen könnte, in Bewegung ſetzen. Hiero verwunderte ſich darüber, und bat den Archimedes, ſein Vorgeben zu bewerkſtelligen, und zu zeigen, daß eine groſſe Laſt durch eine kleine Kraft bewegt werden konnte. Darauf kaufte Archimedes eines von den königlichen Laſtſchiffen, welches nur mit vieler Mühe und durch viele Menſchen ans Land gezogen werden konnte, ließ es mit einer Menge Menſchen und der gewöhnlichen Fracht beladen, ſetzte ſich in einer Entfernung davon nieder, und zog es, indem er, ohne Mühe, nur das eine Ende einer mit vielen Seilen und Kloben verſehenen Maſchine bewegte, ganz leicht und ſo gut heran, als wenn das Schif auf dem Meere ſegelte. Der König, der darüber erſtaunte, und die groſſe Wirkung dieſer Kunſt einſah, bat den Archimedes, daß er ihm verſchiedene Maſchinen zur Vertheidigung und zum Angriffe für alle Arten von Belagerungen

gen verfertigen möchte, der König ſelbſt brauchte ſie nicht, weil er den größten Theil ſeines Lebens in Ruhe und Frieden zubrachte, allein jetzt bey der Belagerung nutzten dieſe Kriegsmaſchinen, und ihr Erfinder, Archimedes, den Syrakuſanern ungemein.

Die Römer griffen Syrakus von zwey Seiten an, und die Syrakuſaner wurden ganz beſtärzt und muthlos, weil ſie einer ſo ſtarken Macht nicht widerſtehen zu können glaubten. Da ließ nun Archimedes mit ſeinen Maſchinen auf einmal den Römiſchen Landtruppen eine Menge von verſchiedenen Pfeilen und groſſen Steinen entgegen ſchieſſen, welche mit einem unglaublichen Geräuſche und ſolcher Schnelle auf die Römer herabflogen, daß ganze Haufen von dieſer unwiderſtehlichen Gewalt niedergeriſſen, und die geordneten Reihen in Verwirrung gebracht wurden. Auf die Schiffe wurden von den Mauern herab zugeſpitzte Balken mit eiſernen Haken geſchleudert, welche theils durch den heftigen Stoß die Schiffe verſenkten, theils mit ihren eiſernen Haken, die man Kranichsſchnäbel nannte, die Vordertheile der Schiffe ſo in die Höhe zogen, daß die Hintertheile ins Meer ſich ſenken mußten, oder, indem ſie

durch die Maſchinen herumgeſchwenkt wurden, die Schiffe an die Felſen und Klippen unter den Mauern trieben, wo ſie mit dem Verluſte der Mannſchaft ſcheiterten. Man ſah ſehr oft das ſchreckliche Schauſpiel, daß ein Schif über das Meer in die Höhe getrieben, in der Luft herumgeſchwenkt, die Leute darauf weggeſchleudert wurden, und alsdenn das leere Schif an die Mauer anfuhr oder verſenkt wurde.

Die groſſe Belagerungsmaſchine, welche Marcellus auf den an einander gebundenen Schiffen hatte, und welche, wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem muſikaliſchen Inſtrumente gleiches Namens, Sambuca genannt wurde, näherte ſich kaum der Mauer, als hinter einander drey groſſe Steine, deren jeder auf zehn Centner ſchwer war,* angeflogen

* Der griechiſche Centner, welcher τάλαντον hieß, war eben ſo verſchieden, als der Centner zu unſern Zeiten in den verſchiedenen Ländern. Man weiß nicht, was für Centner Plutarch hier meynt, ob attiſche, euböiſche, ſicilianiſche u. ſ. w. Der Sicilianiſche Centner ſoll nach einigen 25 Pfund, nach andern nur 10 Pfund geweſen ſeyn. Dacier meynt, der geringſte griechiſche Centner ſey von 125 Pfund geweſen.

flogen kamen, und mit einer ſolchen Gewalt und Krachen auf die Baſis der Maſchine fielen, daß ihre Fugen aus einander giengen, und die zuſammen gebundenen Schiffe ſich von einander trennten. Marcellus gerieth darüber ſo in Verlegenheit, daß er der Flotte befahl, eilends zurück zu ſegeln, und ſeine Landtruppen mußten ſich ebenfalls zurückziehn.

Man hielt einen Kriegsrath, und beſchloß, des Nachts noch einen Verſuch zu machen, ob man ſich nicht der Mauer nähern könnte, denn man glaubte, das Geſchütz des Archimedes würde wegen der Stärke ſeines Triebwerks nur in die Ferne, und wenn die Römer an der Mauer wären, über ſie hinweg gehen, in der Nähe aber ganz fruchtlos ſeyn. Aber Archimedes hatte ſich darauf längſt gefaßt gemacht, und Maſchinen für jede Entfernung verfertigt, ſo daß in dieſer Nähe kürzere Pfeile deſto häufiger abgeſchoſſen wurden: und hinter den vielen Schießlöchern * in der Mauer waren die ſo genannten Scorpionen angebracht, die in die Nähe ſchoſſen, und von den Feinden nicht geſehen werden konnten.

Wie

* τρημάτων. In allen Ausgaben ſteht τραυμάτων, ohne Sinn in dieſer Stelle.

Wie alſo die Römer ſich den Mauern näherten, und verborgen zu ſeyn glaubten, wurden ſie wieder mit einer Menge von Pfeilen und allerhand Geſchütz empfangen: es wurden groſſe Steine gerade auf ihre Köpfe herabgeworfen, und ein Hagel von Wurfſpieſſen flog von allen Orten der Mauer auf ſie los. Sie mußten zurückweichen. Als ſie ſich aber etwas entfernt hatten, ſo wurde wieder das groſſe Geſchütz gegen ſie abgeſchoſſen, und eine groſſe Niederlage unter ihnen angerichtet, auch viele Schiffe zertrümmert, ohne daß ſie den Feinden den geringſten Schaden thun konnten: denn Archimedes hatte ſeine meiſten Maſchinen hinter die Mauer geſtellt. Es ſchien, als wenn die Römer mit Göttern kämpften, ſie wurden von Oertern her, die ſie nicht ſehen konnten, mit unbeſchreiblichen Schaden überſchüttet.

Marcellus, der dieſen Gefahren noch entkommen war, ſpottete über ſeine Kriegsbaumeiſter. „Werden wir nun bald aufhören, ſagte er, gegen den Geometer dort in der Stadt, den Briareus, zu fechten, der mit unſern Schiffen, wie mit Bechern, aus der See ſchöpft, und unſre Sambuca mit ſchimpflichen Ohrfeigen aus der Geſell-

ſchaft

ſchaft ſtößt, * der die hunderthändigen Rieſen in der Mythologie noch übertrift, und ſo eine abſcheuliche Menge Geſchütz uns mit einem Wurfe entgegen wirft.„ Und in der That ſtellten die übrigen Syrakuſaner nur den Leib von den Kriegsrüſtungen des Archimedes vor. Er war die Seele, die alles in Bewegung ſetzte und ordnete; die andern Syrakuſaniſchen Kriegsrüſtungen blieben ungebraucht liegen, man hatte nichts als die ſeinigen bloß nöthig, um die Stadt zu vertheidigen und zu beſchützen.

Mar=

* Ich folge in dieſer verderbten Stelle der ohnſtreitig wahren Leſart, welche Bryan, einem Mſct. das ſchon Dacier anführt, und dem Polybius zufolge, aus welchem Plutarch dieſen Scherz des Marcellus genommen, in einer Note angegeben. *ὃς ταῖς μὲν ναυσὶν ἡμῶν κυαθίζει ἐκ τῆς θαλάττης, τὴν δὲ σαμβύκην ῥαπίζων μετ' αἰσχύνης ἐκβέβληκεν.* Uebrigens iſt der Scherz eine Anſpielung auf die Gaſtmale der Alten, bey denen man die Muſikanten, wenn ſie nicht gefielen, mit Prügeln wegjagte, und da Sambuca zugleich dieſe Kriegsmaſchine und ein muſikaliſches Inſtrument hieß, wird der Scherz paſſend.

Marcellus ſah, daß die Römer endlich ſo furcht-ſam wurden, daß ſie, wenn ſie nur ein Seil oder einen Balken auf der Mauer erblickten, ſogleich glaubten, daß Archimedes eine neue Kriegsma-ſchine auf ſie richtete, und ſchrien und flohen. Er beſchloß alſo, keine Angriffe weiter zu wagen, ſon-dern die Stadt nur einzuſchlieſſen, und das Glück der Belagerung der Zeit zu überlaſſen.

Archimedes hatte bey ſeinem Reichthume von Erfindungen einen ſo erhabnen Geiſt und ſo groſſe Geſinnungen, daß er von dieſen Künſten, die ihm den Ruhm eines übermenſchlichen und göttlichen Verſtandes erwarben, nichts ſchriftli-ches hinterlaſſen wollte. Er hielt die praktiſche Mechanik und überhaupt jede Kunſt, die man der Nothwendigkeit wegen triebe, für niedrig und handwerksmäßig: ſein Ehrgeitz gieng nur auf ſolche Wiſſenſchaften, in denen das Gute und Schöne einen innern Werth für ſich ſelbſt hat, oh-ne der Nothwendigkeit zu dienen, die mit keiner andern Wiſſenſchaft verglichen werden können, und bey welchen die behandelten Dinge mit den Beweiſen in Abſicht der Vortreflichkeit gleichſam wetteifern, weil die Sachen an ſich ſo erhaben und ſchön, und die Beweiſe ſo gründlich und

wichtig

wichtig ſind. Und man wird auch in der Geometrie keine der ſchweren Aufgaben ſo ſimpel und leicht erklärt finden, als Archimedes that; welches einige dem hellen Verſtande dieſes Mannes, andere ſeinem unermüdeten Fleiſſe zuſchreiben, wodurch ihm alles möglich und leicht geworden. Denn wenn man den Beweis zu einem geometriſchen Satze nicht von ſich ſelbſt herausbringen kann, und ihn beym Archimedes nachſieht, ſo iſt er ſo leicht, daß man glauben muß, man hätte ihn von ſich ſelbſt finden müſſen: auf eine ſo ſimple und kurze Art führt Archimedes ſeine Beweiſe.

Man darf daher wohl nicht ſchlechterdings alles verwerfen, was von ihm erzehlt wird, z. E. daß er, wie von einer vertrauten Sirene bezaubert, oft Eſſen und Trinken, und die Wartung ſeines Körpers vergeſſen, daß man ihn oft zum Salben und Baden zwingen müſſen, daß er dabey in der Aſche auf dem Heerde geometriſche Figuren gezeichnet, und beym Salben auf ſeinen Körper mathematiſche Linien gezogen, weil er wirklich von dem Vergnügen ſeiner Wiſſenſchaft ganz eingenommen, und wie von den Muſen begeiſtert geweſen. Es ſoll auch dieſer groſſe Er-

finder ſeine Freunde und Anverwandten gebeten haben, daß ſie nach ſeinem Tode auf ſein Grabmal eine Sphäre mit einem Cylinder, und darunter das Verhältniß der Fläche zu dem körperlichen Inhalte ſetzen ſollten. Und dieſer groſſe Mann war es, der ſich und die Stadt Syrakus, ſoweit es auf ihn ankam, unüberwindlich machte.

Indem ſich nun die Belagerung von Syrakus verzog, nahm Marcellus Megara ein, eine der älteſten Städte in Sicilien: er eroberte auch das Lager des Hippokrates bey Akrilla, überſiel die Feinde, da ſie eben mit der Verſchanzung des Lagers beſchäftigt waren, und tödtete über acht tauſend Mann. Er zog darauf durch einen groſſen Theil von Sicilien, machte viele Städte von dem Bündniſſe mit den Carthaginenſern abwendig, und ſchlug in allen Gefechten alles, was ſich ihm widerſetzte.

In der Folge der Zeit bekam er einen gewiſſen Spartaner, Damippus, der von Syrakus hatte abſegeln wollen, gefangen. Die Syrakuſaner wollten dieſen Mann wieder ranzioniren, und es wurden deswegen mit dem Marcellus, der wieder bey Syrakus angekommen war, verſchiedene Unterredungen gehalten. Bey dieſer Gelegenheit

genheit bemerkte Marcellus einen Thurm, der ſchlecht bewacht war, und eine gute Anzahl Soldaten einnehmen und verbergen konnte, und von welchem es möglich war, die Mauer zu erſteigen. Er beobachtete bey den öftern Unterredungen in der Nähe dieſes Thurms die Höhe deſſelben genau, darauf ließ er Sturmleitern machen, und wartete die Gelegenheit des Feſtes ab, welches die Syrakuſaner der Diana zu Ehren feyerten, wobey ſie ſich der Luſt und dem Weine ergaben. Er war ſo glücklich, nicht allein unbemerkt den Thurm einzunehmen, ſondern auch die Mauer ringsherum mit ſeinen Soldaten noch vor Tages Anbruch zu beſetzen, worauf er die Thore von Hexapylon aufhauen ließ.

Sobald die Syrakuſaner anfiengen in Bewegung zu kommen, ließ er auf einmal allenthalben mit Trompeten blaſen, wodurch die Feinde auf die Vermuthung kamen, daß ſchon alle Theile der Stadt eingenommen wären, und voller Beſtürzung flohen; aber der feſteſte, größte und ſchönſte Theil der Stadt, Achradine, war noch nicht in der Gewalt der Römer, weil ihn eine Mauer von der äuſern Stadt, davon ein Theil Neuſtadt hieß, der andre Tyche, abſonderte.

Marcellus rückte mit Anbruch des Tages durch Hexapylon in die Neuſtadt, und empfieng hier ſchon von ſeinen Officieren die Glückwünſche zu dieſer Eroberung. Er ſelbſt aber ſoll, indem er von der Höhe herab dieſe groſſe und ſchöne Stadt betrachtete, die nun im kurzen ihre Geſtalt ſo verändern und von den Soldaten verwüſtet werden ſollte, ihr Schickſal mit Thränen bedauert haben. Denn es wagte es kein Officier, ſich den Soldaten zu widerſetzen, die, um ſich durch den Raub zu bereichern, die Plünderung verlangten, viele wollten ſogar die Stadt in Brand ſtecken, und der Erde gleich machen. Dieß gab Marcellus nicht zu, und nur von den Umſtänden gezwungen erlaubte er die Plünderung der Häuſer, und die Wegnehmung der Sklaven, verbot aber, ſich an den freyen Bürgern zu vergreifen, und von den Syrakuſanern irgend jemanden zu tödten, oder zu ſchänden, oder zu Sklaven zu machen.

Bey aller dieſer Mäßigung mußte Syrakus doch ein trauriges Schickſal erfahren, und der Gedanke darüber erweckte bey dem Marcellus ein ſo groſſes Mitleiden, daß der Schmerz die lebhafte Freude der Eroberung verdrang; denn alle ſo mannichfaltige und prachtvolle Glückſeligkeit

dieſer

dieſer Stadt ſollte nun in wenigen Stunden verſchwinden. Man erzehlt, daß bey der Plünderung von Syrakus nicht weniger Reichthümer erbeutet worden ſind, als bey der nachmaligen Plünderung von Carthago: denn die Römer bekamen bald darauf auch den übrigen Theil der Stadt ein, und plünderten alles, den königlichen Schatz ausgenommen, welcher in die öffentliche Caſſe genommen wurde.

Am meiſten bedauerte Marcellus das Schickſal des Archimedes. Er war eben, als Syrakus erſtiegen wurde, mit mathematiſchen Zeichnungen in ſeinem Zimmer beſchäftigt, und darinnen mit ſeinen Gedanken ſo ſehr vertieft, daß er die ſtürmende Eroberung der Stadt durch die Römer gar nicht merkte. Auf einmal ſtand ein Römiſcher Soldat in ſeinem Zimmer, und befahl ihm, ſogleich mit ihm zum Marcellus zu gehen. Archimedes wollte es nicht eher thun, bis er ſeine Aufgabe aufgelöſet, und den Beweis dazu vollendet hätte. Darüber wurde der Soldat ſo böſe, daß er ſeinen Degen zog, und den Archimedes niederſtieß. Einige erzehlen, der Römiſche Soldat habe den Archimedes ſogleich mit ſeinem Degen umbringen wollen, dieſer aber habe ihn gebeten,

beten, nur noch eine kurze Zeit zu warten, daß er ſeinen Satz nicht unvollendet und unerwieſen hinterlaſſen müßte; der Soldat aber habe wenig darauf geachtet, und ihn umgebracht. Einer dritten Erzehlung zufolge, begegneten ihm, als er eben einige mathematiſche Inſtrumente, Sonnenuhren, Sphären und Triangel zur Beobachtung der Sonne zum Marcellus trug, einige Soldaten, welche glaubten, daß er in dem Kåſtchen Gold trüge, und ermordeten ihn. So viel iſt gewiß, daß Marcellus das Schickſal des Archimedes ſehr bedauerte, den Soldaten, der ihn ermordet hatte, als einen Böſewicht verabſcheute, und allen Anverwandten des Archimedes, die er aufſinden konnte, viele Ehre erwies.

Bis dahin ſtanden die Römer bey den auswärtigen Völkern nur in dem Rufe, daß ſie tapfre, erfahrne, und furchtbare Krieger wåren, aber von Sanftmuth, Menſchenliebe, und überhaupt den politiſchen Tugenden hatten ſie noch keine Beyſpiele gegeben; Marcellus wurde damals der erſte Römer, der da zeigte, daß die Römer auch in der Gerechtigkeit die Griechen überträfen. Er begegnete allen, die zu ihm kamen, und ſo vielen Städten und Menſchen in Sicilien ſo freundlich

und

und wohlthätig, daß das härtere Schickſal, welches den Städten Enna, Megara und Syrakus widerfuhr, mehr ihre eigene Schuld als der Römer ihre war. Ich will von vielen nur ein Beyſpiel anführen.

In Sicilien liegt eine Stadt, **Engyion** genannt, die nicht groß, aber ſehr alt, und wegen der Erſcheinung der Göttinnen, die den Namen **Mütter** führen, berühmt iſt. Den Tempel daſelbſt ſollen die Kretenſer erbaut haben, und man zeigt einige Lanzen und eherne Helme, die mit den Namen des Merions und des Ulyſſes, als welche ſie dem Tempel geweiht, bezeichnet ſind. Dieſe Stadt war der Parthey der Carthaginenſer eifrig ergeben, den Nicias ausgenommen, einen der erſten Männer in der Stadt. Dieſer ſuchte ſeine Mitbürger zu bewegen, daß ſie die Parthey der Römer ergreifen möchten, und ſprach in öffentlichen Verſammlungen darüber mit ſehr vieler Freyheit, ſo daß er auch die carthaginenſiſch Geſinnten mit den heftigſten Vorwürfen angrif, welche denn, weil ſie ſich vor ſeiner Gewalt und ſeinem Anſehn fürchteten, den Anſchlag machten, ihn zu fangen, und den Carthaginenſern auszuliefern. Nicias wurde gewahr, daß man auf ihn lauerte,

und fieng an, öffentlich allerhand ungebührliche Reden wider die Göttinnen und deren Verehrung und Erſcheinung, die er als unglaublich verlachte, zu führen, worüber ſich ſeine Feinde freueten, weil er dadurch die beſte Urſache ſelbſt gab, ihren Anſchlag auszuführen.

Es war ſchon alles dazu vorbereitet, ihn in der öffentlichen Verſammlung, die eben gehalten wurde, zu greifen. Nicias trat auf, und that verſchiedene Vorſchläge an das Volk, fiel aber mitten in ſeiner Rede plötzlich auf die Erde nieder, und nachdem er ein wenig ſo gelegen, und jedermann darüber in Beſtürzung und ſtille war, ſo erhob er ſich wieder, drehete ſich herum, und fieng an mit einer zitternden und ſchweren Stimme zu reden, die er allmählig mehr anſtrengte, und als er bemerkte, daß die ganze Verſammlung voll Schaudern und ganz ſtille war, ſo warf er ſeinen Mantel weg, zerriß ſein Unterkleid, lief halb nackend über den Schauplatz davon, und ſchrie, daß ihn die Göttinnen Mütter peinigten. Niemand wagte es, aus Aberglauben, ihn anzurühren, oder aufzuhalten. Er kam, da ihm jedermann auswich, zum Thore heraus, und hörte ſogleich auf, irgend ein Wort zu ſagen, oder eine

Bewe=

Bewegung zu machen, die einen Beſeſſenen oder Verrückten angezeigt hätte.

Seine Frau, welche an dieſer Liſt mit Antheil hatte, nahm ihre Kinder, und warf ſich anfänglich vor dem Tempel der Göttinnen fußfällig nieder, hierauf gab ſie vor, ihren Mann in der Irre aufzuſuchen, und kam, ohne daß es ihr jemand wehrte, ſicher zur Stadt heraus. So kamen beyde glücklich errettet beym Marcellus zu Syrakus an. Marcellus gieng nach Engyion, nahm die Stadt ein, und ließ die Einwohner, wegen ihrer groſſen Frechheit und Vergehungen an den Römern, alle in Ketten und Banden legen. Aber Nicias, der bey ihm war, ergrif weinend ſeine Hand, und that endlich fußfällig eine Fürbitte, zuerſt für ſeine Feinde, hernach für alle übrige Mitbürger, wodurch Marcellus ſo ſehr gerührt wurde, daß er alle wieder los gab, und der Stadt keinen Schaden zufügte, dem Nicias gab er viel Land und eine Menge Geſchenke. — Dieſe Umſtände erzehlt der Philoſoph Poſidonius.

Marcellus wurde nach Rom zurückberufen, um in dem Kriege, der in Italien ſelbſt geführt wurde, gebraucht zu werden. Er nahm die beſten und meiſten Koſtbarkeiten mit, die er zu Syra-

kus erbeutet hatte, um dadurch ſeinen Triumph glänzender zu machen, und der Stadt Rom einen neuen Schmuck zu verſchaffen. Denn bisher hatte Rom dergleichen herrliche und überflüßige Koſtbarkeiten weder gehabt noch gekannt, und es war noch nichts darinnen von den angenehmen zierlichen Dingen, die in der Folge ſo hoch geſchätzt wurden. Rom war mit feindlichen Waffen und andrer blutiger Beute erfüllt, und ſein Schmuck beſtand in Denkmälern von Triumphen und Siegeszeichen, welches kein heitrer und für weichliche Zuſchauer ein fürchterlicher Anblick war. Man konnte damals Rom, mit Pindars Worten, den Tempel des kriegliebenden Mars nennen, ſo wie Epaminondas die Felder von Böotien des Mars Orcheſter nannte, und Xenophon die Stadt Epheſus die Werkſtatt des Krieges. Daher erwarb ſich Marcellus durch dieſe in die Stadt gebrachten Koſtbarkeiten, die durch ihre griechiſche Grazie und geſchmackvolle Mannichfaltigkeiten den angenehmſten Anblick verſchaften, bey dem Römiſchen Volke groſſen Ruhm, Fabius Maximus aber, der nichts dergleichen aus dem eroberten Tarent mitbrachte, ſondern nur Geld und wirkliche Reichthümer, den Beyfall der ältern

Römer.

Römer. Fabius hatte mit jenen berühmten Worten befohlen, die Statüen zu Tarent zu laſſen: Wir wollen den Tarentinern ihre erzürnten Götter laſſen. Viele machten auch dem Marcellus Vorwürfe, und ſagten, er habe theils der Stadt Rom Neid und Haß dadurch zugezogen, weil es ſchiene, als wenn man in derſelben nicht nur Menſchen, ſondern auch Götter gefangen im Triumphe aufführte, theils eine Nation, die nur zum Kriege und Ackerbau gewöhnt geweſen, und von Ueppigkeit und Trägheit nichts gewußt, die, wie der Herkules beym Euripides, eitler Dinge unerfahren, nur zu groſſen Dingen geſchickt geweſen, zu einer müßigen Geſchwätzigkeit verführt, und Gelegenheit gegeben, daß die Römer von Kunſtſachen und Fehlern und Vollkommenheiten der Artiſten zu urtheilen, und einen groſſen Theil des Tages damit zuzubringen, angefangen hätten. Er aber rühmte ſich auch ſogar gegen die Griechen damit, daß er die Römer die ſchönen und bewundernswürdigen Kunſtwerke Griechenlands, die ſie gar nicht gekannt, ſchätzen und bewundern gelehrt hätte.

Die Feinde des Marcellus ſuchten ſeinen Triumph zu verhindern, weil der Krieg in Sicilien

noch

noch nicht geendigt wäre, und ſein erſter Triumph ſchon ſo viel Neid erweckt hätte. * Er gab in ſo fern nach, daß er den groſſen und vollkommenen Triumph auf dem Albaniſchen Berge, und nur den kleinern in der Stadt hielt, welchen die Griechen Evan, und die Römer Ovatio nennen.

Bey

* Im Texte ſteht ὁ τρίτος θρίαμβος; aber Marcellus hatte nur erſt einmal wegen des Sieges über die Gallier, und der Ueberwindung des Viridomars, ihres Königs, triumphirt. Xylander hat deswegen ſo überſetzt, als wenn im Texte der zweyte Triumph ſtünde. Dacier fand in einem Mſct. ὁ πρῶτος θρίαμβος, und überſetzte ſo. Bryan fand eben dieſe Leſart in einem andern cod. behielt aber doch, wie Reiske, die alte Leſart bey, weil Plutarch auch in der Vergleichung des Marcellus mit dem Pelopidas drey Triumphe erwähnt. Allein dieß iſt nicht hinreichend, hier dem Marcellus einen zweyten Triumph zuzueignen, von dem weder Plutarch ſelbſt in dieſer Lebensbeſchreibung, noch Livius, noch Polybius und andere Schriftſteller etwas erwähnen, und der auch der Geſchichte nach gar nicht wahrſcheinlich iſt.

Bey dieſem kleinern Triumphe fährt der Sieger nicht auf einem mit vier Pferden beſpannten Wagen, und hat weder einen Lorbeerkranz auf dem Kopfe, noch blaſende Trompeter zur Seite gehend, ſondern er geht zu Fuſſe, wird von vielen Flötenſpielern begleitet, und trägt nur einen Myrtenkranz, ſo, daß dieſes Schauſpiel mehr unkriegeriſch und angenehm als fürchterlich iſt. Und dieſes ſcheint mir der ſtärkſte Beweis zu ſeyn, daß in den alten Zeiten der Unterſchied des Triumphs nicht nach der Wichtigkeit des Krieges, ſondern nach der Art, wie er geendigt, beſtimmt worden ſey. Denn diejenigen, welche durch Waffen und Gefechte die Feinde beſiegten, ſcheinen nur den martialiſchen und fürchterlichen Triumph gehalten zu haben, bey welchen, wie bey den Muſterungen der Armee gewöhnlich war, die Waffen und Soldaten ſich mit Lorbeerzweigen ſchmückten: diejenigen hingegen, welche nicht durch Gewalt der Waffen, ſondern durch gütliche Unterhandlungen und die Kunſt ihrer Beredtſamkeit den Krieg rühmlich endigten, erhielten, nach den Geſetzen, die Ehre dieſes unkriegeriſchen und freudigen Aufzuges. Und die Flöte ſingt Friedenslieder: die Myrte aber iſt der Venus heilig,

lig, die unter allen Gottheiten Gewaltthätigkeit und Krieg am meiſten haßt.

Der kleinere Triumph, Ovatio, hat ſeinen Namen nicht von den Ausrufungen dabey, Evan, Evoe, wie die meiſten glauben, denn dergleichen Ausrufungen und Singen ſind auch bey dem gröſſern Triumphe gewöhnlich, ſondern die Griechen haben dieſe Benennung fälſchlich auf ihre Gebräuche gezogen, und geglaubt, daß ein Theil der Ehre des Triumphs auch dem Bacchus geheiligt wäre, welchen ſie Evios und Thriambos nennen. Der Grund der Benennung iſt eigentlich dieſer. Bey dem groſſen Triumphe pflegt der Feldherr einen Ochſen, bey dem kleinern aber nur ein Schaaf zu opfern. Ein Schaaf heißt bey den Römern Ovis, und davon kommt Ovatio, der Name des kleinern Triumphs, her. Es iſt hiebey wohl werth, zu bemerken, daß der Spartaniſche Geſetzgeber die Opfer in dergleichen Fällen auf eine den Sitten der Römer ganz entgegengeſetzte Art beſtimmt hat. In Sparta opfert der Feldherr, der ſein Amt niederlegt, wenn er den Krieg durch Liſt oder Ueberredung geendigt hat, einen Ochſen, und wenn er ihn durch Gewalt der Waffen geendigt hat, einen Hahn. So kriegriſch auch die

Spartaner waren, hielten ſie es doch für etwas gröſſeres und dem menſchlichen Geiſte anſtändigers, durch Klugheit und Beredtſamkeit, als mit Tapferkeit und Gewalt, zu ſiegen. Ich überlaſſe andern die Betrachtung darüber.

Marcellus war zum viertenmale Conſul, als ſeine Feinde die Syrakuſaner beredten, ihn beym Senate zu Rom anzuklagen, daß er mit ihnen zu hart und wider das mit den Römern errichtete Bündniß verfahren ſey. Es traf ſich, daß Marcellus eben auf dem Capitolium war, und ein Opfer verrichtete, als die Syrakuſaniſchen Abgeordnete dem verſammelten Römiſchen Senate ſich zu Füſſen warfen, und um Erlaubniß baten, ihre Beſchwerde vorbringen zu dürfen. Der andre Conſul war unwillig, daß man dieſe Klage in Abweſenheit des Marcellus vorbringen wollte, und wies die Kläger ab. Aber Marcellus, der davon Nachricht erhalten hatte, kam eilfertig wieder zurück, ſetzte ſich anfänglich auf den Sitz des Conſuls, und that einige andre Geſchäfte als Conſul ab, darauf verließ er dieſen Stuhl, trat, als ein Privatmann, an den Ort hin, wo die Beklagten zu ſtehen pflegten, und erwartete die Anklagen der Syrakuſaner.

Dieſe wurden über die Würde und die zuverſichtliche Mine des Marcellus gewaltig beſtürzt, ſein in den Waffen unwiderſtehliger und kaum zu ertragender Blick dünkte ihnen jetzt im Purpur noch fürchterlicher zu ſeyn. Aber die Neider des Marcellus ermunterten ſie wieder, ihre Klage anzubringen, welches ſie mit vielen Jammern und untermiſchten Entſchuldigungen thaten. Das hauptſächlichſte beſtand darinnen, „daß ſie als Freunde und Bundesgenoſſen der Römer mehr erlitten hätten, als viele andre Feinde der Römer von andern Feldherren.„ Marcellus antwortete darauf, „daß für den vielfachen Schaden, den ſie den Römern zugefügt hätten, ihnen nichts anders widerfahren ſey, als was gegen eine Stadt, die mit ſtürmender Hand erobert werden müßte, zu verhindern unmöglich wäre. Sie ſelbſt aber wären Urſache, daß ihre Stadt mit Sturm eingenommen wäre, denn ſie hätten ſo vielen Aufforderungen von ihm kein Gehör gegeben; und ſie wären nicht von Tyrannen gezwungen worden, wider die Römer Krieg zu führen, ſondern hätten ſich ſelbſt Tyrannen gewählt, um den Krieg zu führen.„

Nach

Nach geendigter Klage und Verantwortung, und nachdem die Syrakuſaniſchen Abgeordnete, wie gewöhnlich, ihren Abtritt genommen, gieng Marcellus mit ihnen heraus, und trug dem andern Conſul auf, die Stimmen zu ſammlen. Er blieb vor der Thüre der Rathsſtube ſtehen, und erwartete da mit einem gelaſſenen und geſetzten Weſen, ohne Furcht wegen der Anklage, und ohne Zorn gegen die Syrakuſaner, die Entſcheidung der Sache.

Das Urtheil des Senats ſprach den Marcellus frey. Die Syrakuſaniſchen Abgeordnete fielen ihm zu Füſſen, und baten mit Thränen, ſeinen Zorn nur an ihnen auszulaſſen, und den übrigen Einwohnern von Syrakus zu verzeihen, welche ſich ſeiner Wohlthaten mit Dankbarkeit erinnerten. Marcellus wurde dadurch ſo gerührt, daß er dieſen Abgeordneten Vergebung ertheilte, und den Einwohnern von Syrakus beſtändig Gutes zu erweiſen ſich bemühte: der Senat beſtätigte auch die Freyheit, und die Regierungsform, die ihnen Marcellus gegeben, und verſprach ihnen die Sicherheit der ihnen übrig gebliebenen Güter. *

Zur

* Man muß ſich wundern, daß Plutarch nicht noch eine

Zur Dankbarkeit gaben ſie unter andern dem Marcellus erwieſenen Ehrenbezeigungen eine Verordnung, daß, ſo oft Marcellus oder einer ſeiner Nachkommen nach Syrakus kommen würden, die Syrakuſaner mit Kränzen auf dem Kopfe den Göttern opfern ſollten. *

Nach

eine andre Großmuth des Marcellus gegen die Syrakuſaner angeführt hat. Das Loos hatte ihm als Conſul Sicilien zur Provinz gegeben, er überließ dieſe Provinz dem andern Conſul Lävinus, um die Syrakuſaner nicht in Furcht zu ſetzen. S. Liv. Libr. XXVI. cap. 29. Ueberhaupt muß man, wenn man die Geſchichte des Marcellus und ſeiner Zeiten umſtändlicher kennen lernen will, das VII. und VIII. Buch des Polybius, und das XXV. XXVI. XXVII. Buch des Livius nachleſen, obgleich Livius beſonders in vielen Umſtänden von der Plutarchiſchen Erzehlung abweicht, daher es unerträglich ſeltſam iſt, daß manche behauptet haben, Plutarch ſey in ſeinen Erzehlungen dem Livius gefolgt, von dem er, ob er ihn gleich zuweilen anführt, faſt immer abweicht, und anders erzehlt.

* S. Cic. Orat. in Verrem. II. cap. 21.

Nach Berichtigung dieſer Syrakuſaniſchen Sache gieng Marcellus gegen den Annibal zu Felde. Faſt alle bisherigen Conſuln und Feldherren hatten gegen dieſen Feind nach der Schlacht bey Cannä die einzige Kriegsliſt gebraucht, ſich in kein Treffen mit ihm einzulaſſen, weil es keiner gewagt hätte, ſich ihm entgegen zu ſtellen, und mit ihm zu fechten. Marcellus ſchlug einen andern Weg ein. Er glaubte, wenn man den Annibal durch die Länge der Zeit ſich ſelbſt aufreiben laſſen wollte, ſo würde man eher Italien von ihm entkräften laſſen, und Fabius Maximus, der nur immer auf Sicherheit ſähe, würde die Uebel des Vaterlandes ſchlecht heilen, der Krieg könnte länger dauern als Roms geſchwächte Kräfte, und Fabius ſey einer von den feigen furchtſamen Aerzten, welche glaubten, die Krankheit müſſe alsdenn von ſelbſt aufhören, wenn ſie ihre Kraft verloren hätte.

Er nahm zuerſt die groſſen Samnitiſchen Städte ein, welche die Parthey der Carthaginenſer ergriffen hatten, wobey er groſſe von dem Feinde errichtete Magazine, Geldvorrath, und die vom Annibal zurückgelaſſenen Beſatzungen, die in allen auf dreytauſend Mann betrugen, in ſeine Ge-

walt bekam. Als bald darauf der Proconſul Cne-jus Fulvius in Apulien nebſt elf Oberſten und dem größten Theile ſeiner Truppen vom Annibal erſchlagen worden war, ſo ſchrieb er Troſtbriefe nach Rom, und ermunterte ſeine Mitbürger, ge-troſten Muth zu faſſen, weil er ſelbſt nun auf den Annibal losgehen, und ihm die Freude über die-ſen Sieg ſchon verderben wolle. Aber dieſes Schreiben verringerte, als es im Senate verleſen wurde, wie Livius erzehlt, * gar nicht die Be-trübniß, ſondern vermehrte die Furcht, denn die Gefahr der Römer war nun um deſto gröſſer, je gröſſer Marcellus als Fulvius war.

Marcellus that, wie er geſchrieben, zog ſogleich dem Annibal nach, und brach in Lucanien ein. Er traf den Feind bey der Stadt Numiſtron, wo er ſich auf ſteilen Hügeln poſtirt hatte: Marcel-lus lagerte ſich in der Ebene. Den Tag nach ſeiner Ankunft bot er dem Annibal ein Treffen an, welcher auch von den Hügeln herab kam, und ſich mit ihm in eine Schlacht einließ, die zwar ſehr heftig und hart, aber nicht entſcheidend war, man hatte von drey Uhr bis es finſter wurde ge-fochten, die Nacht hatte die Armeen getrennt.

Mit

* Libr. XXVII. cap. 2.

Mit Anbruch des folgenden Tages führte Marcellus ſeine Armee dem Feinde wieder entgegen, ſtellte ſie auf dem Wahlplatze mitten unter den Todten in Schlachtordnung, und bot dem Annibal ein neues Treffen an, das den Sieg entſcheiden ſollte. Aber Annibal zog ſich zurück, da denn Marcellus die todten Feinde auf dem Schlachtfelde des vorigen Tages plündern, und die gebliebenen Römer begraben ließ. Darauf zog er dem Annibal weiter nach, entgieng allen Schlingen, die Annibal ihm legte, ſiegte in den vielen dabey vorfallenden Scharmützeln, erwarb ſich allgemeine Bewunderung. Daher beſchloß auch der Senat, da die Zeit zur Wahl neuer Conſuln erſchien, lieber den andern Conſul dazu aus Sicilien zurückzuberufen, als den Marcellus, der den Annibal immerfort ſo ſcharf zuſetzte. Der aus Sicilien angekommene Conſul bekam vom Senate den Auftrag, den Quintus Fulvius zum Dictator zu ernennen. Denn ein Dictator wurde weder vom Volke noch vom Senate erwählt, ſondern einer der beyden Conſuln oder ein General erklärte in einer öffentlichen Verſammlung des Volks wen er wollte zum Dictator. Und davon ſoll der Name Dictator ſeinen Urſprung haben, denn dicere

heißt bey den Römern ernennen. Andre behaupten, der Dictator führe deswegen dieſen Namen, weil er nicht nach den Stimmen des Senats und Volks, ſondern nach ſeiner eigenen Willkühr Befehle gäbe, denn die obrigkeitlichen Befehle und Verordnungen, welche die Griechen Diatagmata nennen, heiſſen bey den Römern Edicta.

Der Conſul Lävinus wollte bey ſeiner Ankunft aus Sicilien zu Rom nicht den, den ihm der Senat vorſchlug, ſondern einen andern zum Dictator ernennen, und ſegelte, weil er ſich nicht wollte zwingen laſſen, des Nachts wieder nach Sicilien zurück. Darauf ernannte das Volk den Quintus Fulvius zum Dictator, und der Senat ſchrieb an den Marcellus, die Wahl des Volks zu beſtätigen, welches dieſer auch that, und ſelbſt zum Proconſul auf das folgende Jahr ernannt wurde.

Er entwarf mit dem Fabius Maximus einen Plan, daß dieſer Tarent belagern, und er ſelbſt, Marcellus, den Annibal durch geſchickte Märſche verhindern ſollte, der belagerten Stadt zu Hülfe zu kommen. Er zog alſo nach Canuſium, und erſchien dem Annibal, der immer ſein Lager veränderte, und eine Schlacht vermied, beſtändig

zur Seite. Endlich kam es durch Scharmützel bey der Befeſtigung eines Lagers zu einer Action, die aber durch die einbrechende Nacht geendigt wurde. Den Tag darauf erſchien Marcellus wieder in völliger Schlachtordnung, ſo daß Annibal darüber ſelbſt beunruhigt wurde, ſeine Truppen verſammelte, und ſie bat, wegen der vorigen Siege doch auch noch in dieſer Schlacht auszuhalten. „Denn ihr ſehet, ſagte er, daß wir nach allen unſern Siegen nicht einmal Athem holen und ausruhen können, wenn wir uns dieſen Menſchen nicht vom Halſe ſchaffen.„ In dem darauf erfolgten Treffen wurde Marcellus geſchlagen, woran ein unzeitiges Manöver von ihm Schuld geweſen zu ſeyn ſcheint; denn er befahl, als der rechte Flügel etwas ins Gedränge kam, daß eine Legion voranrücken ſollte; dieſe Bewegung aber brachte ſeine Truppen in Unordnung, und verſchafte den Feinden den Sieg, der den Römern zweytauſend ſiebenhundert Mann koſtete.

Sobald Marcellus ins Lager zurückgekommen war, ließ er ſeine Truppen zuſammenkommen, und ſagte: Ich ſehe zwar Römiſche Waffen und Körper, aber keinen einzigen Römer. Die Soldaten baten ihn um Verzeihung. Ich werde,

antwortete er, den Ueberwundenen nicht eher verzeihen, bis ſie Ueberwinder ſind. Morgen wollen wir wieder ſchlagen, damit unſre Mitbürger eher unſern Sieg als unſre Flucht erfahren. Darauf gab er Befehl, daß diejenigen Compagnien, die die Flucht ergriffen hätten, anſtatt des Weitzen Gerſte bekommen ſollten. Alle wurden durch dieſes Betragen des Marcellus gegen ſie gerührt, und ſelbſt denjenigen, die in der Schlacht verwundet waren, ſchmerzten die Vorwürfe des Marcellus mehr als ihre Wunden.

Mit Anbruch des folgenden Tages wurde der Purpurrock, als das gewöhnliche Zeichen zur Schlacht, vor dem Zelte des Feldherrn ausgehangen. Die Compagnien, die beſchimpft worden waren, verlangten, daß ſie an die Spitze geſtellt würden. Als Annibal von dem Anmarſche des Marcellus benachrichtiget wurde, rief er aus: Beym Herkules, was ſoll man mit dieſem Manne anfangen, der weder Glück noch Unglück ertragen kann! Dieß iſt der einzige Mann, der ſiegend keine Ruhe läßt, und überwunden keine haben will. Gegen den werden wir unaufhörlich fechten müſſen, denn, wenn er

ſiegt,

ſiegt, ſo treibt ihn der Muth, und wenn er beſiegt wird, die Schaam zu neuen Kühnheiten.

Darauf lieferten die Heere einander wieder ein Treffen, worinnen das Glück auf beyden Seiten gleich war, bis Annibal die Elephanten vorführen, und den Römern entgegen treiben ließ. Dieß verurſachte anfänglich eine groſſe Beſtürzung und Unordnung, aber ein Oberſter, mit Namen Flavius, ergrif eine Fahne, gieng auf die Elephanten los, und ſtieß mit der Spitze der Fahne einen Elephanten in den Leib, der ſogleich umwandte, auf den hinter ihm ſtehenden ſtürzte, und dadurch dieſe Thiere alle in Unordnung brachte. Sobald dieſes Marcellus merkte, ließ er die Reuterey an dem Orte, wo die Verwirrung war, einhauen, um die Feinde über den Haufen zu werfen. Die Reuterey that auch ſo brav, daß die Feinde die Flucht ergriffen, und bis in ihr Lager hinein mit vielem Blutvergieſſen verfolgt wurden, wobey die getödteten und auf die Carthaginenſer fallenden Elephanten den mehrſten Verluſt verurſachten. Es ſollen in dieſem Treffen über acht tauſend Carthaginenſer geblieben ſeyn. Die Römer hatten dreytauſend Todte, aber es waren wenige Soldaten von ihnen ohne Wunden

davon gekommen. Annibal bekam dadurch Gelegenheit, des Nachts in der Stille ſein Lager abzubrechen, und weit vom Marcellus weg zu ziehen, welcher ihn wegen ſeiner vielen Verwundeten nicht verfolgen konnte, ſondern ſelbſt nach Campanien marſchirte, wo er den Sommer über zu Sinueſſa liegen blieb, um ſeine Truppen auszuruhen zu laſſen.

Annibal, der ſich nun vom Marcellus losgemacht hatte, ließ ſeine gleichſam wieder freye Armee alles rings um ſich herum in Italien in Feuer und Verwüſtung ſetzen. Dieß gab zu vielen Verläumdungen des Marcellus in Rom Anlaß. Seine Feinde bewogen den Tribun des Volks, Publicius Bibulus, einen beredten und geſchickten Mann, daß er öfters in den Verſammlungen des Volks über den Marcellus Klage führte, und den Vorſchlag that, ihm das Commando der Armee zu nehmen, und einem andern Feldherrn aufzutragen. Er ſagte unter andern einmal: **Marcellus hat ſich ein klein wenig im Kriege geübt, und hat ſich nun aus der Fechtſchule in die warmen Bäder begeben, um da ſeinen Körper zu pflegen.**

Sobald

Sobald Marcellus dieſe Bewegungen gegen ſich erfuhr, überließ er den älteſten Generalen das Commando der Armee, und begab ſich ſelbſt nach Rom, um ſich gegen die wider ihn vorgebrachten Beſchuldigungen zu rechtfertigen. Er fand ſchon eine durch jene Verläumdungen wider ihn völlig eingeleitete Klage. An dem dazu beſtimmten Termine verſammelte ſich das Volk auf dem Flaminiſchen Rennplatze, und Bibulus brachte ſeine Klage vor. Marcellus vertheidigte ſich ſelbſt auf eine ſehr kurze und ſimple Art. Aber die vornehmſten und angeſehenſten Römer ſprachen mit vieler Freymüthigkeit zum Vortheil und Lobe des Marcellus, und ermahnten die verſammelte Menge, ſich nicht durch ein Verdammungsurtheil des Marcellus und Beſchuldigung der Feigherzigkeit als ſchlechtere Richter, wie Annibal ſelbſt, gegen ihn zu zeigen, da Marcellus der einzige Feldherr wäre, vor dem Annibal flöhe, und mit dem er eben ſo ſehr eine Schlacht zu vermeiden ſuchte, als er ſie mit den andern Feldherrn zu halten wünſchte. Dieſe Vorſtellungen wirkten ſo viel, daß der Ankläger in ſeiner Hofnung gänzlich betrogen, und Marcellus nicht allein freygeſprochen, ſondern auch zum fünften male zum Conſul erwählt wurde.

Nach übernommenen Conſulate gieng er zuerſt nach Hetrurien, und ſtillte da die groſſe Bewegung, die man zum Abfalle von den Römern machte, und gewann wiederum die Neigung der Städte. Darauf wollte er den Tempel einweihen, den er von der Sicilianiſchen Beute der Ehre und Tugend erbaut hatte, wurde aber von den Prieſtern daran verhindert, welche behaupteten, daß in einem Tempel nicht zwey Götter ſeyn könnten. Er ließ noch einen zweyten Tempel an den erſten anbauen, mit vieler Mißmüthigkeit über die ihm gemachte Hinderniß, welche er für eine üble Vorbedeutung hielt. Es beunruhigten ihn auch andre Zeichen. In einige Tempel hatte der Blitz geſchlagen, an dem Golde im Tempel Jupiters hatten Mäuſe genagt, man erzehlte, daß ein Ochſe wie ein Menſch geredt hätte, daß ein Kind mit einem Elephantenkopfe geboren wäre, und die deswegen zur Abwendung des Zorns der Götter dargebrachten Opfer keine glückliche Zeichen gehabt hätten. Durch ſolche Dinge hielten die Wahrſager den Marcellus, der vor Eifer zum Kriege brannte, in Rom auf. Denn niemals hat wohl jemand eine ſo brennende Begierde nach etwas gehabt, als Marcellus nach einer Schlacht

mit dem Annibal. Davon träumte er des Nachts, davon ſprach er beſtändig mit ſeinen Generalen und Freunden, dieß war ſein einziges Gebet zu den Göttern. Ich glaube, er würde, wenn auch eine Mauer oder ein Wall beyde Armeen getrennt hätte, dem Annibal ein Treffen angeboten haben. Und wenn er nicht ſchon mit ſo vieler Ehre überhäuft geweſen wäre, und ſo viele Beweiſe gegeben hätte, daß er es an reifer Erfahrung und Klugheit jedem andern Feldherrn gleich thäte, ſo würde man vermuthen können, daß ſein Ehrgeitz in eine für ſein Alter zu jugendliche Leidenſchaft ausgeartet wäre; denn er war ſchon über ſechszig Jahr alt, da er zum fünftenmale Conſul wurde.

Endlich waren die Verſöhnungsopfer nach den Vorſchriften der Wahrſager geſchehen, und Marcellus gieng mit ſeinem Nebenconſul zu Felde. Er lagerte ſich zwiſchen den Städten Bantia und Venuſia, und reitzte den Annibal auf alle mögliche Art zu einer Schlacht, allein dieſer Feldherr ließ ſich darauf nicht ein. Wie er aber erfuhr, daß die Römiſchen Conſuln ein Corps gegen die epizephyriſchen Lokrier abſchicken würden, ſo überfiel er aus einem Hinterhalte dieſe Truppen bey dem

Berge

Berge Petelia, und tödtete zweytauſend fünfhundert Mann. Dieſer Zufall entflammte die Begierde des Marcellus nach einer Schlacht noch mehr, und er rückte dem Annibal näher entgegen.

Zwiſchen den beyderſeitigen Lagern ſtand ein Hügel, der ein ſichrer Poſten zu ſeyn ſchien: er war mit allerhand Gebüſche bewachſen, und hatte auf beyden Seiten viele Höhlen und herabflieſſende Bäche. Die Römer wunderten ſich, daß Annibal, der zuerſt bey dieſem bequemen Platze angelangt war, ihn nicht beſetzt, und ſeinen Feinden überlaſſen hatte. Aber Annibal hatte dieſen Ort zwar ganz bequem zu einem Lager, aber noch bequemer zu einer Falle für die Römer gefunden. Um ihn dazu zu nutzen hatte er das Gehölze und die Höhlen mit Schützen und Lanzen-bewafneten Soldaten angefüllt, und ſicher gehoft, daß dieſer ſo gut gelegene Platz die Römer an ſich locken würde. Seine Hofnung betrog ihn auch nicht. Denn man wurde kaum dieſen Hügel gewahr, als ſogleich alles in der Römiſchen Armee von Beſetzung dieſes Hügels ſprach, und behauptete, daß man einen groſſen Vortheil über die Feinde gewinnen würde, wenn man ſich da lagerte oder wenigſtens Verſchanzungen machte.

Marcellus entſchloß ſich, mit einiger Reuterey den Hügel zu recognoſciren. Er ließ aber doch vorher ein Opfer anſtellen. Der Wahrſager brachte ihm die Nachricht, daß die Leber in dem Opferviehe nicht ganz wäre. Es wurde ein zweytes Opfer geſchlachtet, bey welchem man eine übernatürlich groſſe Leber fand, und alle andre Anzeichen ganz ungewöhnlich gut waren, ſo daß die Furcht wegen des erſtern Opfers vertrieben zu ſeyn ſchien. Aber die Wahrſager meynten, daß man darüber nur deſto unruhiger ſeyn müſſe, denn wenn auf ſo ſehr ſchlechte Anzeichen gleich ſo auſſerordentlich glückliche folgten, ſo wäre dieſe wunderbare Abwechslung allemal verdächtig.

Allein das Schickſal kann, wie Pindar ſagt, durch kein Feuer und keine eherne Mauer aufgehalten werden. — Marcellus gieng mit ſeinem Nebenconſul, Criſpinus, und ſeinem Sohne, der Oberſter war, zur Beſichtigung des Hügels ab. Er nahm zu ſeiner Bedeckung nicht mehr als zweyhundert und zwanzig Reuter mit, unter denen kein Römer war, der meiſte Theil beſtand aus Hetruriern, und nur vierzig Fregellaner waren dabey, die dem Marcellus immer Proben von ihrer Tapferkeit und Treue gegeben hatten.

Annibal

Annibal hatte oben auf dem Hügel in dem dichten Gebüſche eine Schildwache geſtellt, die das ganze Römiſche Lager überſehen, und von den Römern nicht geſehen werden konnte. Dieſe gab ſogleich von der Annäherung der Römer Nachricht. Die in dem Hinterhalte geſtellten Carthaginenſer lieſſen den Marcellus erſt ganz nahe kommen, und brachen dann auf einmal von allen Seiten hervor, und umringten den Marcellus. Sie fochten mit Wurfſpieſſen, Pfeilen und Lanzen, jagten den Flüchtigen nach, und lieſſen ſich mit denen ins Handgemenge ein, die ſich widerſetzten, welches die einzigen Fregellaner waren, denn die Hetrurier waren gleich im Anfange des Gefechts geflohen. Die Fregellaner ſtellten ſich alſo allein um die Conſuln herum, und vertheidigten ſie ſo lange, bis der von zwey Wurfſpieſſen getroffene Conſul Criſpinus die Flucht ergrif, und Marcellus mit einer breiten Lanze durch die Seite geſtochen niederſank. Darauf flohen die noch übrig gebliebenen Fregellaner auch davon, und riſſen den Sohn des Marcellus, der auch verwundet war, noch mit ſich fort, nnd brachten ihn ins Lager. Es waren in dieſem Gefechte nicht über vierzig Mann geblieben, aber fünf Lictoren,

und

und achtzehn Ritter gefangen worden, und der Conſul Criſpinus ſtarb wenige Tage darauf an ſeinen Wunden. Noch niemals war den Römern ein ſolches Unglück begegnet, denn noch niemals waren in einem Gefechte alle beyde Conſuln geblieben.

Annibal bekümmerte ſich anfänglich um die gebliebenen gar nicht. Wie er aber erfuhr, daß Marcellus ſich unter den Todten befände, begab er ſich ſelbſt auf den Kampfplatz hin. Er betrachtete eine lange Weile den ſtarken Körper des Marcellus und ſeine Geſtalt, ohne ein einziges ſtolzes Wort hören zu laſſen, oder Freude zu bezeigen, wie wohl mancher zu thun pflegt, wenn er einen gefährlichen und furchtbaren Feind zu ſeinen Füßen liegen ſieht. Annibal verwunderte ſich nur über die ſonderbare Art, wie Marcellus umgekommen war, zog ihm den Ring vom Finger, und ließ ſeinen Körper mit anſtändigen Ehrenbezeigungen verbrennen: ſeine Aſche ließ er in einer ſilbernen mit einer goldnen Krone geſchmückten Urne ſammeln, und überſchickte ſie ſeinem Sohne. Diejenigen aber, die ſie überbringen ſollten, begegneten unterwegens einigen Numidiern, welche ihnen die Urne entreiſſen wollten; darüber kam

es zum Handgemenge, wobey die Aſche verſchüttet wurde. Annibal brach über die Nachricht davon in die Worte aus: **Wie unmöglich iſt es, etwas wider der Götter Willen zu thun!** Er beſtrafte die Numidier, bekümmerte ſich aber weiter nicht um die Sammlung und Ueberſendung der Aſche. Es ſchien ein beſondres Verhängniß zu ſeyn, daß Marcellus auf eine ſo ungewöhnliche Art umkommen, und unbegraben bleiben ſollte. So erzehlen Cornelius Nepos und Valerius Maximus die Sache; aber Livius und Cäſar Auguſtus erzehlen, daß die Urne dem Sohne des Marcellus überbracht, und mit vieler Pracht beygeſetzt worden ſey.

Marcellus hatte ſich, auſſer den Denkmälern zu Rom, noch andre in auswärtigen Ländern geſtiftet: er hatte zu Catana in Sicilien eine Fechtſchule erbauen laſſen, und verſchiedene zu Syrakus erbeutete Statüen und Gemählde in Samothrace den Göttern, welche Kabiren heiſſen, und zu Lindus dem Tempel der Minerva geſchenkt. Am letztern Orte ſtand, wie Poſidonius erzehlt, die Statüe des Marcellus ſelbſt mit folgender Inſchrift: „**Dieß iſt der groſſe Mann von Rom, der Stern ſeines Vaterlandes, Marcellus aus**

dem

dem erlauchten Geſchlechte der Claudier; er ver=
herrlichte ſiebenmal die Conſulatwürde durch
groſſe Thaten im Kriege, und beſiegte fechtend ei=
ne Menge Feinde.„ In dieſer Aufſchrift werden
die zwey Proconſulate, die er führte, zu ſeinen
fünf Conſulaten mit gerechnet.

Das Geſchlecht des Marcellus dauerte mit vie=
lem Glanze bis auf den Marcellus, dem Vetter
des Kaiſers Auguſtus, welcher der Octavia, der
Schweſter des Kaiſers, und des Cajus Marcellus
Sohn war, und als Aedil kurz nach der Vermäh=
lung mit der Tochter des Kaiſers ſtarb. Seine
Mutter Octavia errichtete zu ſeinem Andenken ei=
ne Bibliothek, und der Kaiſer ließ ein Theater
bauen, und gab demſelben den Namen des
Marcellus.

Vergleichung des Pelopidas mit dem Marcellus.

Dieß ſind die merkwürdigſten Lebensumſtände des Marcellus und Pelopidas, deren Geiſt und Charakter ſo viel Aehnlichkeit hat, daß man ſie mit einem Paare ganz gleicher Fechter vergleichen könnte, die beyde gleich tapfer, gleich thätig, hitzig, und von hoher Denkungsart waren, aber ſich dadurch von einander unterſchieden, daß Marcellus in vielen von ihm überwundenen Städten viel Blut vergoſſen, Epaminondas und Pelopidas hingegen keinen von ihnen beſiegten Feind umgebracht, und keine Städte in Sklaverey geſtürzt haben, und man glaubt ſogar, daß die Thebaner gegen die Ochomenier nicht würden ſo hart verfahren ſeyn, wenn dieſe beyden Feldherren zugegen geweſen wären.

Unter den groſſen Thaten des Marcellus verdient ſein Sieg über die Gallier, da er eine ſo groſſe Menge Reuterey und Fußvolk mit einer geringen

ringen Anzahl bloſſer Reuterey ſchlug, und den feindlichen König mit eigner Hand umbrachte, die größte Bewunderung, und man wird nicht leicht in der Geſchichte ein ähnliches Beyſpiel von einem Feldherrn aufzuweiſen haben. Pelopidas, der eben dieſen Ruhm ſuchte, wurde, anſtatt den Tyrannen zu tödten, ſelbſt umgebracht. Man kann hingegen jenem Siege des Marcellus die glänzenden und wichtigen Siege des Pelopidas bey Leuktra und Tegyra entgegen ſtellen. Und beym Marcellus finden wir kein ſolches mit geheimer Liſt ausgeführtes Unternehmen, wie die Rückkunft des Pelopidas aus ſeinem Exil und die Ermordung der Tyrannen zu Theben iſt, welche That gewiß unter allen, die je mit Verſchwiegenheit und Liſt ſind ausgeführt worden, den Vorzug verdient.

Annibal war ein gefährlicher, furchtbarer Feind vor die Römer: die Lacedämonier waren es vor die Thebaner. Daß dieſe vom Pelopidas bey Tegyra und Leuktra geſchlagen worden, iſt ſicher: aber dem Polybius zufolge iſt Annibal vom Marcellus nicht ein einziges mal geſchlagen worden, ſondern bis auf die Schlacht mit dem Scipio unüberwindlich geblieben, wiewohl wir dem Livius,

 Cäſar,

Cäſar, Nepos, und unter den griechiſchen Geſchichtſchreibern dem Könige Juba, mehr Glauben beymeſſen, welche alle erzehlen, daß Annibal einigemale vom Marcellus ſey geſchlagen worden, obgleich dieſe Siege von keinen wichtigen Folgen waren, und es ſchien, als ob der Carthaginenſer ſich nur ſo geſtellt hätte, als ſey er geſchlagen. Indeſſen verdient es wahre Bewunderung, daß die Römer durch den Marcellus, nach ſo vielen Niederlagen ihrer Armeen, und den Verluſt ſo vieler Feldherren, und einer gänzlichen Verwirrung ihres Staats, zuerſt wieder Muth erhalten haben, ſich dem Annibal entgegen zu ſtellen. Marcellus war der einzige Mann, der die ſeit langer Zeit furchtſamen und niedergeſchlagenen Römiſchen Truppen wiederum muthig machte, und ihnen einen ſolchen Eifer zu fechten einflößte, daß ſie den Feinden den Sieg entweder ſehr ſchwer, oder gar zweifelhaft machten; er lehrte dieſe Soldaten, die bisher ſich ſchon für glücklich geachtet hatten, wenn ſie ſich durch die Flucht vor dem Annibal retten konnten, ſich zu ſchämen, wenn ſie mit Verluſt geflohen waren, jeden Schritt dem Feinde ſtreitig zu machen, und unzufrieden zu ſeyn, wenn ſie nicht ſiegten.

Pelopidas verlor keine Schlacht, in der er ſelbſt Anführer war: Marcellus gewann die meiſten unter allen Römiſchen Feldherren ſeiner Zeit, und es ſcheint, daß der, der ſo ſchwer zu beſiegen war, mit dem, der niemals beſiegt wurde, wegen ſeiner andern groſſen Thaten gar wohl in Parallele ſtehen könne. Marcellus eroberte Syrakus; Pelopidas mußte von Sparta ſich zurückziehn: aber ich halte es für ein gröſſeres Werk, der erſte zu ſeyn, der mit einer ſiegenden Armee über den Eurotas geht, und ſich Sparta nähert, als Sicilien einzunehmen, wenn man nicht dagegen einwenden will, daß dieſer Marſch, ſo wie der Sieg bey Leuktra, mehr das Werk des Epaminondas als des Pelopidas geweſen, Marcellus aber die Ehre ſeiner Unternehmungen mit keinem theilen dürfen. Denn er eroberte als alleiniger Feldherr Syrakus, und ſchlug, ohne einen Nebengeneral zu haben, die Gallier. Und dem Annibal ſtellte er ſich, ohne Beyhülfe, indem alles ihm abrieth, entgegen, gab dem Kriege ein ander Anſehn, und wurde der erſte Anführer zum muthigen Widerſtande.

Die Art, wie beyde Feldherrn ſich den Tod zuzogen, kann ich nicht rühmen, ſondern muß viel-

mehr Bedaurung und Mißvergnügen über das Sonderbare bey ihrem Falle äuſern; dagegen bewundere ich, daß Annibal in ſo vielen Schlachten, bey deren Erzehlung man ſchon ermüdet, nicht ein einzigmal verwundet worden iſt. Ich lobe mir den Chryſantes, von dem Xenophon in der Cyropädie * erzehlt, daß er, als er eben mit ſeinem Schwerdte ausgeholt, einen Feind niederzuſäbeln, und zum Abzuge blaſen hört, von dem Streiche abläßt, und in ruhiger Ordnung ſich zurückbegiebt. Indeſſen entſchuldigen den Pelopidas die Umſtände der Schlacht, wodurch ſeine Hitze zur Rache auf keine unedle Art angeflammt wurde. Denn ſchön iſts, wie Euripides ſagt, ** wenn der Feldherr ſiegend ſein Leben erhält, aber gebeut es das Schickſal, ſo ſtirbt er, das Leben mit Tapferkeit endend. Auf dieſe Art wird der Tod kein Leiden, ſondern eine Handlung. Und da zu der Hitze des Pelopidas noch die Abſicht zu ſiegen, die ohne dem Tode des Tyrannen nicht erhalten werden konnte, hinzukam, ſo kann man nicht

* Libr. IV. init.

** In einem verlornen Stücke. Barneſius hat dieſe hier angeführte Stelle unter den Fragmenten des Euripides mit abdrucken laſſen.

nicht ſagen, daß er von einer unvernünftigen Heftigkeit ſich hat hinreiſſen laſſen, denn es findet ſich nicht ſo leicht eine ſo herrliche Gelegenheit, die Tapferkeit zu zeigen. Marcellus hingegen ſtürzte ſich, ohne dringende Nothwendigkeit, und ohne von jener Hitze getrieben zu werden, die in gefährlichen Umſtänden oft die Vernunft entreißt, in die Gefahr, und ſein Fall war nicht der Fall eines Feldherrn, ſondern eines Vorläufers oder Kundſchafters. Er gab fünf Conſulate, zwey Triumphe, die Ehre ſeiner Beute, und ſeiner wegen beſiegter Könige errichtete Trophäen, einigen Carthaginenſiſchen Miethsſoldaten, Spaniern und Numidiern Preis, welche ſelbſt mit ihrem Glücke müſſen unzufrieden geweſen ſeyn, da ſie den vornehmſten, tapferſten, und ruhmvollſten der Römer mitten unter einem zum Recognoſciren ausgeſandten Trupp Fregellaner umgebracht hatten.

Man glaube nicht, daß ich hier Beſchuldigungen dieſer beyden Feldherren vorbringen wollte: es ſind nur freymüthige Anmerkungen über ihre Tapferkeit, der ſie ihre andern groſſen Eigenſchaften aufgeopfert, und weswegen ſie ihr Leben ſo wenig geſchont haben, daß ſie mehr für ſich ſelbſt als für ihr Vaterland und ihre Freunde geſtorben ſind.

Pelopidas wurde von den Bundesgenoſſen, für die er ſein Leben aufgeopfert hatte, begraben: Marcellus wurde von den Feinden begraben, die ihn umgebracht hatten. Jenes iſt ein beneidenswürdiges Glück, aber wenn Feinde die Tapferkeit ehren, die ihnen geſchadet hat, ſo iſt es etwas Erhabners, als wenn Freunde das ihnen bewieſene Wohlwollen wieder vergelten, denn da wird bloß die Tapferkeit, und hier der Nutzen der Tapferkeit verehrt.

Ariſti-

Ariſtides.

Ariſtides, des Lyſimachus Sohn, war aus dem Stamme Antiochus, und aus der Gemeinde Alopeke gebürtig. Wegen ſeines Vermögens ſind die Nachrichten verſchieden: einigen zufolge lebte er in groſſer Armuth, und hinterließ zwey Töchter, die wegen ihrer Armuth lange Zeit unverheyrathet blieben. Aber dieſer von vielen behaupteten Nachricht widerſpricht Demetrius Phalereus in ſeinem Buche, das den Titel Sokrates führt. Er ſagt, er kenne ſelbſt ein Landgut im Phalereiſchen Diſtricte, das das Landgut des Ariſtides hieſſe, auf welchem auch Ariſtides begraben liege. Und er führt noch andre Beweiſe von ſeinem guten Vermögen an, nämlich die Würde eines Archons, von dem das Jahr benannt wurde, welche Würde Ariſtides durch das Loos bekam, zu welchem aber keine andre als die aus den vornehmſten Geſchlechtern waren, und Pentakoſiomedimni hieſſen, d. i. fünfhundert

Maas

Maas jährlicher Einkünfte hatten, * zugelaſſen wurden; ferner den Oſtrakismus, welche nicht beſchimpfende Verweiſung aus der Stadt auf zehn Jahr keinem armen Manne, ſondern nur denen aus den größten Häuſern, die ſich durch ihr Anſehen Neid zugezogen hatten, widerfuhr; endlich die Dreyfüſſe in dem Tempel des Bacchus, welche Ariſtides zum Denkmale des bey dem von ihm angeſtellten Schauſpiele erhaltnen Preiſes in den Tempel geſchenkt haben ſoll, und welche noch heutiges Tages gezeigt werden, und dieſe Inſchrift haben: **Der Stamm Antiochus erhielt den Preiß, Ariſtides gab die Koſten, und machte die Einrichtung, Archeſtratus hatte die Aufſicht.**

Inzwiſchen iſt dieſer letztere Beweis, der der ſtärkſte zu ſeyn ſcheint, grade der ſchwächſte. Denn auch Epaminondas, von dem jedermann weiß, daß er in Armuth geboren, und beſtändig in Armuth gelebt hat, und der Philoſoph Plato haben koſtbare Schauſpiele gegeben, jener mit einem Trupp Flötenſpielern, dieſer mit einem Chor tanzender

* Von dieſer der Römiſchen etwas ähnlichen Atheniensiſchen Rangordnung S. das Leben des Solons, (der dieſe Staatsordnung machte) im 1. Theile d. Ueberſ. S. 340. ff.

zender Knaben, aber Plato bekam vom Dio zu Syrakus, und Epaminondas vom Pelopidas das Geld dazu. Denn auch die rechtſchaffenſten Männer widerſtreiten nicht immer den Geſchenken ihrer Freunde: ſie halten es für unedel und niedrig, Geſchenke aus Geitz anzunehmen, um ſie hinzulegen, aber ſie verwerfen ſie nicht, wenn Ruhm und eine uneigennützige Ehre damit verbunden iſt.

In Abſicht des Dreyfuſſes zeigt Panätius, daß ſich Demetrius durch die Gleichheit des Namens hat verführen laſſen; denn vom Anfange des Perſiſchen Krieges bis zum Ende des Peloponneſiſchen findet man nur zwey Ariſtiden in den öffentlichen Verzeichniſſen, die bey den von ihnen angeſtellten Schauſpielen den Preiß erhalten hätten: davon aber ſey keiner dieſer Ariſtides, des Lyſimachus Sohn, ſondern einer des Xenophilus Sohn, und der andre habe viel ſpäter gelebt, wie man aus der veränderten Orthographie, die erſt nach dem Euklides aufkam, und aus dem Namen Archeſtratus ſehen könne, da die ganze Zeit des Perſiſchen Krieges hindurch kein einziger Auſſeher der Schauſpiele Archeſtratus, währendem Peloponneſiſchen Kriege aber viele Schauſpielauſſeher

her

her ſo geheiſſen haben. Aber des Panätius Einwürfe könnten vielleicht noch einer genauen Unterſuchung bedürfen.

Was aber den Oſtrakismus betrift, ſo war ein jeder demſelben ausgeſetzt, der ſich entweder durch ſein vornehmes Geſchlecht, oder durch ſeinen erlangten Ruhm, oder durch ſeine Beredtſamkeit über den gemeinen Stand erhoben hatte, daher wurde auch Damon, der Lehrmeiſter des Perikles, weil er an Verſtande die andern Bürger übertraf, aus Athen verbannt.

Idomeneus erzehlt, daß Ariſtides nicht durch das Loos, ſondern durch die Wahl des Athenienſiſchen Volks die Archontenſchaft erhalten. Wenn er, wie ſelbſt Demetrius Phalereus angiebt, dieſe Würde nach der Schlacht bey Platäa erhalten hat, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß man ihn wegen des bey dieſem Siege erlangten Ruhms und wegen ſeiner groſſen Verdienſte einer Ehre würdig geachtet hat, zu welcher ſonſt andre durch ihren Reichthum gelangten. Und Demetrius bemüht ſich nicht allein den Ariſtides, ſondern auch den Sokrates als gar nicht arme Leute darzuſtellen, als wenn die Armuth ein groſſes Uebel wäre. Vom Sokrates behauptet er, daß er nicht nur ein

eigen

eigen Haus, ſondern auch ein Capital von ſiebzig Minen * auf Intereſſen beym Krito ſtehen gehabt habe.

Ariſtides war ein Freund vom Kliſthenes, welcher nach Vertreibung der Tyrannen die vorige Regierungsform von Athen wieder hergeſtellt hatte; ** aber er bewunderte unter allen Staatsmännern den Lacedämoniſchen Geſetzgeber Lykurg am meiſten. Er war der ariſtokratiſchen Regierungsform ſehr ergeben, und hatte dabey den Themiſtokles, des Neokles Sohn, welcher es immer mit dem Volke hielt, zu ſeinem beſtändigen Gegner. Einige erzehlen, daß Ariſtides und Themiſtokles mit einander erzogen worden, und von ihrer frühſten Jugend an beſtändig in allen ernſthaften Beſchäftigungen und Luſtbarkeiten, auch bey

* 875 Rthlr. Die Athenienſiſchen Intereſſen, welche monatlich abgetragen werden mußten, betrugen 5 bis 8 pro Cent.

** Er hatte drey und zwanzig Jahr vor der Marathoniſchen Schlacht den Sohn des Piſiſtratus, Hippias, verjagt, und ſich auch gegen den Iſagoras behauptet, die Athenienſer in zehn Stämme abgetheilt, und die Freyheit ihres Staats von neuen gegründet.

bey Spielen, ſich nicht mit einander haben vertragen können. Man entdeckte dabey ſehr bald ihre verſchiedenen Charaktere. Der eine war behend, unternehmend, liſtig, und that alles mit einer ſchnellen Leichtigkeit: der andre war geſetzt, von ſtandhaftem Weſen, auf eine ſtrenge Art gerecht, und konnte Lügen, Leichtſinn und Liſt auch nicht einmal beym Spielen leiden.

Ariſto aus Chios erzehlt, daß die Feindſchaft dieſer beyden Männer ihren Urſprung in einer Liebesgeſchichte habe, und nachher ſo groß geworden ſey. Nämlich Steſileos, aus Keos gebürtig, ein Jüngling von ausnehmend vortreflicher Geſtalt und Schönheit, ſey von beyden ſehr ſtark geliebt worden, und ihre darüber entſtandene Eiferſucht habe ſich auch nicht verloren, da ſchon die Schönheit des Jünglings vorbey geweſen wäre, und ihre Feindſchaft habe fortgedauert, da ſchon beyde ſich gänzlich den Staatsgeſchäften gewidmet hätten.

Themiſtokles ſuchte ſich einen groſſen Anhang zu machen, und verſchafte ſich dadurch Schutz und kein geringes Anſehn, ſo daß er auch einem, der zu ihm ſagte, er würde den Athenienſiſchen Staat recht gut regieren, wenn er nur unpartheyiſcher,

und

und gegen alle gleich geſinnt ſeyn wollte, zur Antwort gab: Ich mag nicht auf einem ſolchen Richterſtuhle ſitzen, wo meine Freunde vor denen, die mich nichts angehen, nichts voraus haben ſollen. Ariſtides hingegen gieng in der Staatskunſt ſeinen Weg vor ſich allein. Er wollte eben ſo wenig wegen Freunde ungerecht ſeyn, als ihnen durch nicht erzeigte Gefälligkeiten unangenehm werden, zumal da er ſahe, daß der Einfluß der Freundſchaften ſo viele zu Ungerechtigkeiten verleitete. Er vermied dergleichen Anhang, und glaubte, ein rechtſchaffener Bürger des Staats brauche ſich auf nichts weiter als auf ſeine rechtſchaffenen Handlungen und Reden zu verlaſſen.

Allein, da Themiſtokles viel ſonderbare Dinge unternahm, und ihm ſchlechterdings alles, was er in Staatsgeſchäften vorbrachte, hintertrieb, ſo fand er ſich gewiſſermaſſen genöthigt, theils um ſich zu vertheidigen, theils um des Themiſtokles Anſehn, das täglich durch die Gunſt des Volks ſich vermehrte, zu dämpfen, auch allen Unternehmungen des Themiſtokles ſich zu widerſetzen. Er hielt nunmehr für beſſer, einige Vortheile des Athenienſiſchen Volks zu verabſäumen, als den Themiſtokles ſo weit kommen zu laſſen, daß er

alles, was er wollte, durchſetzte, und die Oberhand im Staate hätte. Endlich kam es ſo weit, daß er auch in den nützlichſten Vorſchlägen dem Themiſtokles Widerſtand that, daher er auch einſtmals, da er eine gute Sache von ihm hintertrieben, beym Weggehen aus der Verſammlung ſagte: Die Athenienſer werden nicht eher glücklich ſeyn, bis ſie den Themiſtokles und mich ins ewige Staatsgefängniß * geworfen haben.

Ein andermal that er einen Vorſchlag, und ſetzte ihn, ohnerachtet vieler Widerſprüche und Streitigkeiten darüber, durch; als aber der vorſitzende Senator das Volk darüber wollte die Stimmen ſammeln laſſen, ſtand er von ſeinem Vorſchlage ab, weil er aus den darwider gehaltenen Reden bemerkt hatte, daß die Sache nicht nützlich ſeyn würde. Oefters ließ er auch ſeine Vorſchläge durch andre vortragen, damit nicht Themiſtokles durch ſeine Eiferſucht gegen ihn das Beſte des Staats hindern möchte.

Am meiſten war die Gleichmuth zu bewundern, mit welcher er ſich bey den in Staatsgeſchäf-

* *βάραθρον*. So hieß das Criminelgefängniß der Athenienſer, in welchem die Verbrecher umgebracht wurden.

ſchäften ſo gewöhnlichen Veränderungen betrug. Ehrenbezeigungen machten ihn eben ſo wenig ſtolz als widrige Begegnungen niedergeſchlagen oder unruhig: er glaubte, man müſſe dem Vaterlande dienen, ohne Ehre und Belohnungen zu verlangen. Daher kam es, daß, als einſtmals auf dem Athenienſiſchen Theater das Schauſpiel des Aeſchylus, Sieben wieder Theben, aufgeführt wurde, bey dem folgenden Lobe auf dem Amphiaraus:

Gerecht zu ſeyn und nicht zu ſcheinen ſtrebt der Mann,
In tiefen Grunde liegt ſein edler Sinn,
Und theure Weisheit keimt daraus hervor:

alle Zuſchauer ihre Blicke auf den Ariſtides wandten, und ihn als denjenigen betrachteten, dem der Lobſpruch einer ſolcher Tugend allein zukäme.

7. Er war aber nicht allein fähig der Freundſchaft und Gunſt ſondern auch dem Zorne und der Feindſchaft zu widerſtehen, wenn es darauf ankam, gerecht zu ſeyn. Als er einſtmals einen ſeiner Feinde vor Gericht anklagte, und die Richter, nach geſchehener Anklage, den Beklagten nicht anhören, ſondern ſogleich zur Stimmenſammlung ſchreiten wollten, ſo ſprang er auf, und bat mit

dem Beklagten zugleich, daß ſie ihm Recht wi=derfahren laſſen und anhören möchten. Ein an=dermal richtete er über eine Klage zwiſchen zwey Bürgern, und der eine ſagte, ſein Gegner habe auch den Ariſtides ſtark beleidigt. Aber Ari=ſtides antwortete: Sage mir, lieber Freund, nur das, womit er dich beleidigt hat, denn jetzt bin ich dein, und nicht mein Richter. Wie er Auf=ſeher der öffentlichen Einkünfte des Staats wur=de, ſo zeigte er, wie viel Geld die andern Staats=Rentmeiſter untergeſchlagen hätten, und beſonders Themiſtokles:

Denn dieſer kluge Mann war ſeiner Hand nicht mächtig.

Aber Themiſtokles machte ſich, um Rache zu neh=men, einen groſſen Anhang wider den Ariſtides, und klagte ihn bey Ablegung der Rechnung an, daß er auch öffentliche Gelder entwandt hätte, und brachte es, wie Idomeneus erzehlt, dahin, daß das Urtheil wider den Ariſtides ausfiel. Al=lein die Vornehmſten und Rechtſchaffenſten in Athen mißbilligten dieſes ſo ſehr, daß ihm die zu=erkannte Strafe erlaſſen, und er ſogar wieder auf das folgende Jahr zum Staats=Rentmeiſter er=wählt wurde. Nunmehr ſtellte er ſich, als wenn ihm

ihm ſeine vorige Strenge gereuete, bewies ſich in allem viel nachſichtiger, und machte ſich dadurch bey denen gefällig, welche nun, ohne genaue und ſcharfe Unterſuchungen befürchten zu dürfen, ſich aus der öffentlichen Staatskammer bereichern konnten. Sie lobten den Ariſtides aufs höchſte, und bemühten ſich äuſerſt, das Volk zu bewegen, daß es ihn wieder aufs neue zum Rentmeiſter erwählen möchte. Als aber eben die Wahl vorgenommen werden ſollte, machte Ariſtides ſeinen Mitbürgern Vorwürfe. — „Da ich, ſagte er, eure Staatseinkünfte getreu und gut verwaltet hatte, wurde ich von euch beſchimpft, jetzt, da ich die öffentliche Kammer habe beſtehlen laſſen, werde ich als der beſte Bürger verehrt. Ich ſchäme mich über die Ehre, die ihr mir jetzt erweiſet, mehr als über das Urtheil, das ihr vordem über mich fälltet. Ich bedaure euch, daß es unter euch mehr Ehre bringt, Böſewichtern gefällig zu ſeyn, als das Beſte des Staats zu beſorgen.„ Darauf entdeckte er die Diebereyen, die an den öffentlichen Geldern waren begangen worden, machte diejenigen, die vorher ſo ſehr zu ſeinem Lobe geſchrien, und ihm das beſte Zeugniß gegeben hatten, ganz ſtille, und erwarb ſich bey den Recht-

ſchaffenen den Ruhm des gerechten redlichen Mannes.

Als der Perſiſche König Darius den Datis mit einer Flotte abgeſchickt hatte, unter dem Vorwande, die Athenienſer wegen der Verwüſtung der Stadt Sardis zu beſtrafen, der wahren Abſicht nach aber Griechenland unter die Perſiſche Bothmäßigkeit zu bringen, ſo wählten die Athenienſer zu dem bevorſtehenden Kriege, indem Datis bey Marathon gelandet hatte, und das ganze Land da herum verwüſtete, zehn Generale, unter denen Miltiades das größte Anſehn, Ariſtides aber nächſt ihm den größten Ruhm und das meiſte Anſehn hatte. Und er gab auch der Meynung des Miltiades, daß man eine Schlacht wagen müßte, durch ſeinen Beytritt das größte Gewicht.

Es war ausgemacht, daß der Oberbefehl unter den zehn Athenienſiſchen Generalen täglich abwechſeln ſollte. Als aber die Reihe an den Ariſtides kam, ſo überließ er dem Miltiades den Oberbefehl, und zeigte dadurch ſeinen Nebengeneralen, daß es keine Schande, ſondern Ehre, und den Vortheilen des Staats nützlich ſey, wenn man Männern von Verſtande Gehorſam leiſte,

und

und unter ihnen ſtehe. Er unterdrückte auf dieſe Art auch alle Eiferſucht, und bewog die andern Generale, nur immer der einzigen beſten Meynung ſich zu unterwerfen, und die Gewalt des Miltiades durch ein ununterbrochenes Commande zu beſtärken: ſie überlieſſen ihm alle den beſtändigen Oberbefehl, und hoben die tägliche Abwechslung darinnen auf.

In der Marathoniſchen Schlacht kam das Centrum des Athenienſiſchen Heeres am meiſten ins Gedränge, und die Feinde kämpften lange Zeit mit den beyden Stämmen Leos und Antiochus, wobey ſich beſonders Themiſtokles und Ariſtides, die neben einander ſtanden, weil jener aus dem Stamme Leo, und dieſer aus Antiochus war, vorzüglich tapfer verhielten. Als nach erhaltenem Siege die Feinde ſich wieder zu Schiffe begeben hatten, und man gewahr wurde, daß ſie nicht nach den Inſeln zurückſchiften, ſondern, von Wind und Waſſer getrieben, gerade nach Attica zufuhren, ſo befürchtete man, daß Athen ſelbſt, das jetzt nicht gehörige Beſatzung hatte, möchte von den Feinden eingenommen werden, und neun Stämme marſchirten daher wieder in aller Eile nach Athen zurück, wo ſie auch noch an demſelben Tage

ge eintrafen. Ariſtides aber blieb mit ſeinem Stamme zu Marathon, um die Gefangenen und die Beute zu bewachen.

Auch hier übertraf er die Hofnung, die man ſich von ihm gemacht hatte. Er berührte nicht das Gold und Silber, die koſtbaren Kleider, und alle die mannichfaltigen in den Zelten und auf den weggenommenen Schiffen vorhandenen Schätze, ließ auch andre nichts davon anrühren, und es geſchah ohne ſein Wiſſen, daß ſich einige bey dieſer Gelegenheit bereicherten. Unter dieſen war ein gewiſſer Kallias, der das Amt eines Fakkelträgers bey den heiligen Ceremonien beſaß. Ihm fiel ein Perſer in die Hände, den er wegen ſeines lang herunterhängenden Haares und ſeiner Kopfbinde für einen König hielt. Der Perſer ergrif ſeine Hand, fiel vor ihm nieder, und führte ihn zu einen Brunnen, wo eine Menge Gold verſteckt war. Kallias bezeigte ſich hier als den grauſamſten und ungerechteſten Mann von der Welt, nahm das Gold weg, und brachte den Perſer um, damit er die Sache nicht verrathen könnte. Daher ſoll es kommen, daß die alten komiſchen Dichter von Athen alle die zum Geſchlechte des Kallias gehören, in einem ſpöttiſchen Bezuge

auf

auf dieſe Geſchichte, Lakkopluten, Brunnenreiche, nennen.

Ariſtides erhielt bald nach dem Marathoniſchen Siege die Athenienſiſche Archontenſchaft, nach welcher das Jahr genannt wird. Demetrius Phalereus ſagt zwar, daß Ariſtides erſt kurz vor ſeinem Tode, nach der Schlacht bey Platåa, zu dieſer Würde gelangt ſey. Aber in allen Verzeichniſſen der Archonten findet ſich der Name Ariſtides nicht nach den Xanthippides, unter welchem Mardonius bey Platåa geſchlagen wurde, ſondern gleich nach dem Phanippus, unter deſſen Regierung die Marathoniſche Schlacht gewonnen wurde.

6 Unter allen Tugenden des Ariſtides wurde keine ſo ſehr bemerkt als die Gerechtigkeit, weil keine von ſo fortdauerndem allgemeinen Nutzen war. Daher bekam auch dieſer arme gemeine Bürger den königlichen und göttlichen Zunamen des Gerechten; einen Zunamen, um welchen ſich kein König und kein Tyrann beeiferte, welche ſich lieber Stådteeroberer, Blitze, Sieger, einige auch Adler und Habichte nennen lieſſen, und mehr den Ruhm der Gewalt und Macht als die Ehre der Tugend achteten. Obgleich unter den dreyen Ei-

genſchaften, durch welche die Götter, denen doch die Fürſten ſo gern ähnlich ſeyn wollen, ſich von den Menſchen unterſcheiden, nämlich der Unſterblichkeit, der Macht, und der Tugend, die Tugend das Erhabenſte und Göttlichſte iſt, denn auch der leere Raum und die Elemente ſind unverweslich, und Gewalt haben auch Erdbeben, Blitze, Sturmwinde, Waſſerfluthen, aber der Gerechtigkeit ſind die Götter bloß dadurch fähig, daß ſie den höchſten Verſtand haben. Und wegen dieſer drey Eigenſchaften der Götter haben auch die Menſchen gegen ſie eine dreyfache Empfindung, Bewundrung, Furcht, Verehrung. Wir bewundern die Götter und preiſen ſie glücklich wegen ihrer Unſterblichkeit, wir fürchten uns vor ihnen wegen ihrer Macht, und wir verehren und lieben ſie wegen ihrer Gerechtigkeit. Gleichwol wünſchen wir uns nur Unſterblichkeit, deren unſre Natur nicht fähig iſt, und Macht, die meiſtens vom Ungefähre abhängig iſt; aber die Tugend, die einzige göttliche Eigenſchaft, die wir zu erlangen fähig ſind, ſetzen wir hinten an, und bedenken dabey nicht, daß auch ein Leben mit groſſer Macht, Glück und Herrſchaft, nur durch Gerechtigkeit göttlich, durch Ungerechtigkeit hingegen viehiſch wird.

Ariſtides hatte das Schickſal, daß eben derje- nige Zuname, den ihm die Hochachtung gegeben hatte, in der Folge den Neid erweckte, weil beſon- ders Themiſtokles allenthalben ausbreiten ließ, Ariſtides habe dadurch, daß er der allgemeine Richter ſey, alle Gerichte aufgehoben, und unver- merkt ſich eine monarchiſche Herrſchaft, ohne dem äuſerlichen Anſehn davon, erworben. Das Athe- nienſiſche Volk war ohnehin ſchon durch ſeine Siege ſo hochmüthig geworden, daß es ſich in ſeinen Gedanken über die größten Männer hin- wegſetzte, und jeden haßte, der ſich durch Ruhm und Ehre auszeichnete. Mit ſolchen Geſinnun- gen liefen die Athenienſiſchen Bürger von allen Orten her in Athen zuſammen, und verwieſen durch eine Stimmenſammlung den Ariſtides auf zehn Jahr aus Athen. Zum Vorwande ihres Neides brauchten ſie das Vorgeben der Furcht vor einer monarchiſchen Herrſchaft.

Dieſe Art von Verweiſung, welche Oſtrakis- mus hieß, war keine Strafe eines Verbrechens, ſondern man gab ihr den gelinden Namen einer Demüthigung und Züchtigung eines zu ſehr er- hobenen dem Staate beſchwerlichen Anſehns. Sie war ein ſanfter Troſt des Neides, der ſein Miß-

Mißvergnügen zu keiner harten Rache, ſondern nur zu einer zehnjährigen Entfernung von der Stadt ausließ. Und dieſe Art von Verbannung hörte ganz auf, da man anfieng ſie gegen einige niedrige und ſchlechte Menſchen zu gebrauchen: der letzte, der durch den Oſtrakismus beſtraft wurde, hieß Hyperbolus, und die Urſache dazu war dieſe. Alcibiades und Nicias, die beyde das größte Anſehn zu Athen hatten, waren einander entgegen. Das Athenienſiſche Volk wollte endlich zum Oſtrakismus ſchreiten, und einen von beyden mußte dieſe Strafe treffen. Da verglichen ſie ſich geſchwind mit einander, vereinigten ihren Anhang zuſammen, und brachten es dadurch dahin, daß Hyperbolus verwieſen wurde. * Von der Zeit an hielt das Volk dieſe Art von Verbannung für beſchimpft und verunehrt, und hob ſie gänzlich auf.

Es pflegte bey dem Oſtrakismus ſo zuzugehn. Jeder Athenienſiſcher Bürger ſchrieb auf eine Scherbe (ὄστρακον) den Namen desjenigen, den er verwieſen haben wollte, und legte ihn auf einen dazu beſtimmten Ort auf dem Markte, der rings-herum

* S. den 2. Th. dieſer Biogr. des Plutarchs S. 247. u. ff.

herum mit Schranken umgeben war. Die Archonten zehlten zuerſt die Scherben, die da lagen: wenn ihrer weniger als ſechstauſend waren, ſo fand die Verweiſung nicht ſtatt. Darauf legten ſie die Scherben, die einerley Namen hatten, zuſammen, und derjenige, mit deſſen Namen die meiſten Scherben bezeichnet waren, wurde auf zehn Jahr aus Athen verwieſen, behielt aber den Genuß ſeines ganzen Vermögens.

Man erzehlt, als die Verweiſung des Ariſtides vor geweſen ſey, wäre ein Bauer, der weder leſen noch ſchreiben gekonnt, dem Ariſtides begegnet, den er nicht gekannt, und habe ihn gebeten, auf eine Scherbe, die er ihm dargereicht, den Namen Ariſtides zu ſchreiben. Ariſtides habe den Bauer gefragt, ob ihm denn Ariſtides was zu Leide gethan habe? — Nichts in der Welt, ſagte der Bauer, ich kenne auch den Mann gar nicht, aber ich kanns nicht leiden, daß ihn jedermann den Gerechten nennt. Ariſtides ſchrieb darauf, ohne ein Wort weiter zu ſagen, ſeinen Namen auf die Scherbe, und gab ſie dem Bauer. Als er die Stadt verließ, betete er mit gen Himmel gehobenen Händen, ganz anders als der beleidigte Achill in der Ilias — möchte doch niemals eine

Zeit

Zeit kommen, da ſich die Athenienſer des Ariſtides erinnern müßten.

Im dritten Jahre ſeiner Verbannung rückte Xerxes durch Theſſalien und Böotien ins Athenienſiſche Gebiet. Da wurde durch ein Edict allen Verwieſenen die Rückkehr in ihr Vaterland verſtattet. Man hatte ſich am meiſten gefürchtet, daß Ariſtides ſich zu den Feinden ſchlagen, und viele andre auf die Parthey des Perſiſchen Königs ziehen möchte, aber man hatte von dieſem Manne ſehr falſch geurtheilt, der ſchon, noch vor der Erſcheinung des Edicts, die Griechen zur Vertheidigung ihrer Freyheit ermuntert hatte. Als er nach Athen zurückgekommen war, bewies er ſich als den treuſten Rathgeber und Hülfsgenoſſen des Themiſtokles, welcher unumſchränkter Feldherr geworden war, und trug zur Vermehrung des Ruhms ſeines ärgſten Feindes, weil es die Wohlfahrt des Vaterlandes erforderte, ungemein viel bey.

Als Eurybiades die Inſel Salamis verlaſſen wollte, und die feindlichen Schiffe des Nachts den Weg verſperrt, und die Inſeln ringsherum eingeſchloſſen hatten, ſo wagte es Ariſtides, auch in der Nacht, von Aegina mit größter Gefahr

durch

durch die feindlichen Schiffe durchzuſchiffen, kam vor das Zelt des Themiſtokles, und rief ihn heraus, um ihn allein zu ſprechen: — „Laß uns, Themiſtokles, ſprach er, klug ſeyn, und unſre nichtige und kindiſche Feindſchaft jetzt bey Seite ſetzen, und vielmehr in einem edlen und nützlichen Wetteifer mit einander Griechenland zu erhalten ſuchen, du als oberſter Befehlshaber, und ich als dein Freund und Rathgeber. Ich halte deinen Vorſchlag, den ich erfahren habe, ſobald als möglich in dieſer Meerenge ein Seetreffen zu liefern, für den allerbeſten. Und es ſcheint, daß bey der Widerſetzung deiner Bundesgenoſſen dagegen, die Feinde ſelbſt dein Vorhaben bewerkſtelligen helfen: denn das Meer iſt ringsherum mit feindlichen Schiffen angefüllt, ſo daß auch diejenigen, die keine Luſt dazu haben, ſich durch die Nothwendigkeit gezwungen ſehen, brave Leute zu ſeyn, und zu fechten; denn alle Wege zur Flucht ſind abgeſchnitten.„

Themiſtokles antwortete dem Ariſtides: „Ich hoffe nicht, Ariſtides, daß du mich durch deine Großmuth übertreffen ſollſt; ich werde mich bemühen, da du den Anfang zu einem ſo edlen Wetteifer gemacht haſt, durch thätige Beweiſe der

Freund=

Freundſchaft dir zuvorzukommen.„ Darauf entdeckte er ihm den Entwurf, den er gemacht hatte, den Perſiſchen König in die Falle zu locken, und bat ihn, den Eurybiades, bey dem Ariſtides viel vermochte, zu einer Schlacht zu bereden, und ihm vorzuſtellen, daß es unmöglich ſey, ohne eine Seeſchlacht ſich zu retten. Als daher in dem gehaltenen Kriegsrathe Kleokritus aus Korinth gegen den Vorſchlag des Themiſtokles Einwendungen machte, und ſich auf den Ariſtides berief, der gewiß auch nicht der Meynung des Themiſtokles ſey, weil er ganz ſtille ſchwiege, ſo antwortete Ariſtides darauf, „er würde nicht ſtille geſchwiegen haben, wenn er die Meynung des Themiſtokles nicht billigte, und er ſchwiege nicht aus Liebe zu dem Manne, ſondern aus Beyfall für ſeinen Vorſchlag.„ Die Griechiſchen Generale beſchloſſen alſo eine Schlacht zu liefern.

Indeſſen hatte Ariſtides bemerkt, daß die kleine Inſel Pſyttalia, in der Meerenge vor Salamis, mit feindlichen Truppen ganz angefüllt war. Er ſetzte ſich mit den tapferſten und bereitwilligſten Soldaten in kleinen Schiffen nach der Inſel über, grif die feindlichen Truppen an, und tödtete alle bis auf einige der Vornehmſten, die er zu Ge=

fangenen

fangenen machte. Unter dieſen befanden ſich auch die drey Söhne der Schweſter des Perſiſchen Königs, Sandauce, welche ſogleich zum Themiſtokles geſchickt wurden, und einem Orakel zufolge, auf Anrathen des Wahrſagers Euphrantides, dem Bacchus Omeſtus ſollen ſeyn geopfert worden.

Ariſtides beſetzte dieſes Inſelchen allenthalben mit Soldaten, und traf ſolche Anſtalten, daß alle Feinde, die dahin verſchlagen wurden, nicht entkommen konnten, und alle griechiſchen Schiffe, die da ankamen, ſicher waren. Es ſcheint, daß ſich in dieſer Gegend die Schiffe am meiſten gedrängt haben, und daß auch in der nachherigen Schlacht dort das heftigſte Gefecht geweſen ſey; denn das Siegeszeichen wurde auf dieſer Inſel errichtet.

Nach der gewonnenen Schlacht entdeckte Themiſtokles dem Ariſtides ein neues Vorhaben, um ſeine Meynung darüber zu hören. „Unſer erhaltener Sieg, ſagte er, iſt ein ſchönes Werk, aber es iſt ein noch ſchöneres für uns übrig, wir müſſen in aller Eile nach den Helleſpont ſchiffen, dort die Brücken abwerfen, und Aſien in Europa gefangen nehmen.„ Ariſtides ſchrie dagegen, Themiſtokles möchte ja dieſen Anſchlag fahren laſſen, und ſich alle mögliche Mühe geben, den Perſi-

ſchen König ſobald als möglich aus Griechenland wegzuſchaffen, damit er nicht durch die Nothwendigkeit, wenn er nicht entfliehen könnte, mit ſeiner ſo groſſen Macht zu einer tapfern Gegenwehr getrieben würde. Dieſe Vorſtellung fand beym Themiſtokles ſo viel Eingang, daß er einen Verſchnittenen unter den Gefangenen, mit Namen Arnaces, zum Perſiſchen König ſchickte, und ihm insgeheim melden ließ, daß die Griechen mit aller Gewalt nach den Helleſpont ſchiffen, und dort die Brücken abreiſſen wollten, er habe aus Sorgfalt für das Leben des Königs ſie noch bisher zurückgehalten. Xerxes erſchrack über dieſe Nachricht ſo ſehr, daß er ſogleich nach dem Helleſpont zu marſchirte, ließ aber den Mardonius mit dreymalhundert tauſend Mann der beſten Truppen in Griechenland.

Mardonius war mit dieſer Macht noch ſehr furchtbar, und verließ ſich auch ſo ſehr darauf, daß er den Griechen drohte, und an ſie ſchrieb: „Ihr habt mit euren Schiffen Truppen überwunden, die nur zu Lande zu fechten verſtehen, aber die Ruder nicht führen können. Jetzt giebt uns Theſſalien und Böotien ein weites Feld, auf welchem tapfre Landtruppen mit einander fechten können.„

An

An die Athenienſer ſchickte er ein beſondres Schreiben, und trug ihnen im Namen des Königs an, daß der König ihre Stadt wieder aufbauen laſſen wollte, ihnen auch viele Reichthümer und die Oberherrſchaft von Griechenland verſchaffen wollte, wenn ſie von dem Kriege gegen ihn abſtünden.

Die Lacedämonier ſchickten, voll Furcht über die von dieſen Vorſchlägen erhaltene Nachricht, Geſandte zu den Athenienſern, und lieſſen ſie bitten, ihre Kinder und Weiber nach Sparta zu ſchicken, und den Unterhalt für ihre alten Leute auch nur von den Lacedämoniern zu nehmen, denn das Athenienſiſche Volk befand ſich in groſſer Dürftigkeit, weil die Perſer ihre Stadt und ihr Land gänzlich zerſtört hatten. Man gab, nachdem der Vortrag der Geſandten war angehört worden, den Lacedämoniern folgende, im Namen des ganzen Staats ausgefertigte ſchriftliche Antwort, welche Ariſtides aufgeſetzt hatte, und die Bewundrung verdient. — „Die Athenienſer verzeihen es den Perſern, wenn ſie glauben, daß ſie alles mit Geld kaufen können, weil ſie nichts koſtbarers kennen: aber den Lacedämoniern bezeugen ſie ihr Mißfallen, daß ſie bloß auf den gegen-

wärtigen Mangel und Dürftigkeit der Athenien-ſer ſehen, und ohne ihrer Tapferkeit und Ruhm-begierde ſich zu erinnern, ihnen zumuthen, für ih-re Ernährung Griechenlands Freyheit zu ver-fechten.„

Nachdem Ariſtides dieſe ſchriftliche Erklärung ausgefertigt hatte, ließ er die Geſandten in die öffentliche Verſammlung kommen, und ſagte ih-nen, ſie möchten den Lacedämoniern melden, daß weder auf der Erde noch unter der Erde ſo viel Gold zu finden ſey, daß dafür die Athenienſer die Freyheit Griechenlands verkaufen würden. Den Abgeordneten des Mardonius aber zeigte Ariſti-des die Sonne mit dieſen Worten: „So lange dieſe auf ihrem Wege fortlaufen wird, werden auch die Athenienſer mit den Perſern wegen ihres verwüſteten Landes und entheiligten und zerſtör-ten Tempel Krieg führen.„ Zugleich brachte er es dahin, daß beſchloſſen wurde, die Prieſter ſollten alle diejenigen verfluchen, welche ſich mit den Perſern in Unterhandlungen einlaſſen, oder den gemeinen Bund der Griechen verlaſſen würden.

Als Mardonius zum zweytenmale in Attica einbrach, ſo begaben ſich die Athenienſer wieder nach Salamis, und Ariſtides gieng als Geſand-

ter nach Lacedämon, um ſich über der Lacedämonier Zaudern und Nachläßigkeit zu beſchweren, mit welcher ſie nun Athen abermals den Perſern Preiß gegeben hätten, und zugleich dringende Vorſtellungen zu thun, daß ſie dem, was noch von Griechenland erhalten werden könnte, zu Hülfe kommen möchten. Die Ephoren zu Lacedämon ſchienen darauf ſo wenig zu achten, daß ſie den Tag, da ihnen dieſer Vortrag gemacht wurde, mit Spielen und Luſtbarkeiten zubrachten, denn es wurde eben das Feſt Hyacinthia gefeyert; aber in der Nacht darauf ſchickten ſie, ohne daß es die Athenienſer wußten, ein auserleſenes Heer Spartaner von fünftauſend Mann ab, davon jeder ſieben Heloten bey ſich hatte. Als Ariſtides am folgenden Tage ſeine Vorſtellungen wiederholte, ſo antworteten ſie ihm, er müſſe träumen, und nicht wiſſen was er rede, denn die Spartaniſchen Hülfstruppen wären ſchon bey Oreſteum angelangt, und im vollen Anmarſche gegen die Fremden (ſo nannten ſie die Perſer.) Ariſtides ſagte, jetzt wäre es nicht Zeit zu ſcherzen, und man müſſe jetzt nicht die Freunde, ſondern die Feinde hintergehn. Dieſe Umſtände erzehlt Idomeneus. Aber in dem Decrete, welches ſelbſt

Ariſtides ausgefertigt hat, ſteht er nicht als Geſandter genannt, ſondern Cimon, Xanthippus, und Myronides.

Ariſtides wurde zum unumſchränkten Befehlshaber der Athenienſiſchen Truppen ernannt, und gieng mit achttauſend Mann nach Platäa, wo Pauſanias, der das Obercommando der ganzen griechiſchen Armee hatte, mit ſeinen Spartanern zu ihm ſtieß, und die Truppen der übrigen griechiſchen Völker ſich auch insgeſammt einfanden. Die Feinde hatten ihr Lager an dem Ufer des Fluſſes Aſopus aufgeſchlagen, welches ſo groß war, daß man es nicht überſehen konnte; um den Platz, wo ihr Gepäcke und ihre Koſtbarkeiten ſtanden, war eine viereckigte Mauer gezogen, davon jede Seite zehn Stadien lang war.

Tiſamenes, aus Elea, weiſſagte dem Pauſanias und den Griechen überhaupt den Sieg unter der Bedingung, daß ſie ſich bloß wehrten, und nicht angriffen. Ariſtides ſchickte nach Delphos, und erhielt vom Apollo die Antwort: „Die Athenienſer werden die Feinde überwinden, wenn ſie dem Jupiter, der Juno auf Cithäron, dem Pan, und den ſphragitiſchen Nymphen Gelübde thun, den Heroen, Androkrates, Leukon, Piſander, Damokra=

mokrates, Hypſion, Aktäon und Polyidus Opfer bringen, und in ihrem eignen Lande, auf den eleuſiniſchen Feldern der Ceres und Proſerpina, mit dem Feinde ſchlagen.„ Dieſes Orakel beunruhigte den Ariſtides ſehr, denn die Heroen, denen er opfern ſollte, waren die alten Vorfahren der Platäer, und die Grotte der ſphragitiſchen Nymphen war auf einer Spitze des Berges Cithäron, dem Orte gegen über, wo die Sonne im Sommer untergieng, wo auch vormals ein Orakel geweſen war, von dem viele Einwohner der daſigen Gegend begeiſtert geworden ſeyn ſollen, die **Nympholepten, Nymphenbegeiſterte**, genannt wurden; aber die Felder der eleuſiniſchen Ceres, die in Attica lagen, und der Umſtand im Orakel, daß die Schlacht ſollte im eignen Gebiete der Athenienſer gewonnen werden, ſchienen anzudeuten, daß der Krieg ſich wieder nach Attica ziehen ſollte.

Indeſſen hatte der General der Platäer, Arimneſtus, einen Traum, in welchen ihm Jupiter der Erhalter erſchien, und ihn fragte: Was ſind die Griechen in Willens zu thun? — Wir werden, antwortete Arimneſtus, morgen mit der Armee nach Eleuſis aufbrechen, und dort, einem Orakel zufolge, den Feinden eine Schlacht liefern. Ju-

piter antwortete: Ihr irrt euch gänzlich, der vom Orakel beſtimmte Ort iſt in der Gegend von Platäa, und wenn ihr ihn ſuchet, ſo werdet ihr ihn finden. Da dieſe Erſcheinung dem Arimneſtus ſo deutlich vorgekommen war, ſo ließ er, ſobald er aufgeſtanden war, die erfahrenſten und älteſten Platäer zu ſich kommen, und erfuhr, da er ſich mit ihnen über den Traum unterredete, daß bey der Stadt Hyſia, am Berge Cithäron, ein alter Tempel ſtände, welcher der Tempel der eleuſiniſchen Ceres und der Proſerpina genannt würde.

Darauf gieng Arimneſtus ſogleich zum Ariſtides, und beyde beſahen den angezeigten Ort. Sie fanden den Platz ſehr bequem, das Fußvolk darauf zu ſtellen, um nicht von der überlegenen feindlichen Reuterey zu viel zu leiden, weil der untre Theil des Berges Cithäron, der ſich bis an den Tempel erſtreckte, die Bewegungen der Reuterey hindern würde, ſie fanden auch nahe dabey den Tempel des Androkrates, mit dichten ſchattigten Bäumen umgeben. Und damit kein Wort des Orakels die Hofnung zum Siege ungewiß machte, ſo hoben die Platäer, auf den Vorſchlag des Arimneſtus, die bisherigen Grenzen ihres Gebiets

biets gegen Attica auf, und ſchenkten dieſe Gegend den Athenienſern, weil die Athenienſer nach dem Orakel in ihrem eignen Lande die Freyheit Griechenlands gegen die Perſer verfechten ſollten. Dieſe Großmuth der Platäer wurde ſo berühmt, daß in den folgenden Zeiten Alexander, als er ſchon Herr von Aſien war, die Stadt Platäa mit einer Mauer umgeben, und bey den Olympiſchen Spielen durch einen Herold ausrufen ließ: „Der König Alexander vergilt den Platäern dadurch ihre ehemalige Entſchloſſenheit und Großmuth, mit welcher ſie in dem Perſiſchen Kriege den Athenienſern ein Stück von ihrem Lande geſchenkt, und ſich ſo herzhaft betragen haben.„

12. Es entſtand unter den Athenienſern und Tegeaten ein Streit in Abſicht der Schlachtordnung, indem dieſe verlangten, ſo wie die Lacedämonier immer auf den rechten Flügel ſtünden, auf den linken Flügel geſtellt zu werden, wobey ſie mit dem Lobe ihrer Vorfahren häufig prahlten. Die Athenienſer waren darüber ſehr unwillig, allein Ariſtides that deswegen Vorſtellungen: — „Die gegenwärtigen Umſtände, ſagte er, erlauben es nicht, daß wir uns mit den Tegeaten in einen Streit über den Vorzug des Anſehns und der Tapfer-

Tapferkeit einlaſſen, aber euch Spartanern und übrigen Griechen ſagen wir, daß der Platz, wo man ſteht, weder Tapferkeit giebt noch wegnimmt. Wir Athenienſer werden ſuchen, dem Platze, den ihr uns in der Schlachtordnung anweiſet, Ehre zu machen, und ihn behaupten, und unſern vorigen erhaltnen Siegen keinen Schimpf machen. Wir ſind nicht hieher gekommen, um uns mit unſern Bundesgenoſſen zu ſtreiten, ſondern mit den Feinden zu fechten. Wir wollen unſre Voreltern nicht rühmen, wir wollen uns ſelbſt vor den Augen von ganz Griechenland als tapfre Männer zeigen, und die bevorſtehende Schlacht ſoll jeder Stadt, jedem Officier, und jedem Soldaten ſeinen Rang unter den Griechen beſtimmen.„ Auf dieſe Rede entſchieden die verſammelten Generale zum Vortheile der Athenienſer, und geſtanden ihnen den Platz auf dem linken Flügel zu.

12. Indem Griechenland ſo über den Ausgang dieſes Krieges in Ungewißheit ſchwebte, und es beſonders um Athen ſehr mißlich ſtand, traten verſchiedene Männer aus den angeſehenſten und reichſten Häuſern zuſammen, die im Kriege arm geworden waren, und mit ihrem Reichthume zugleich ihre Gewalt und ihr Anſehn in Athen ver-

loren

loren hatten, und andre in dem Beſitze des Anſehns und der Ehre ſahen, und hielten heimlich in einem Hauſe zu Platäa Zuſammenkünfte, in denen ſie ſich verſchworen, die ganze Regierungsform zu Athen umzuſtürzen, und wenn ihnen dieſes nicht gelingen ſollte, das äuſerſte zu wagen, und Athen den Perſern zu verrathen. Dieſe Zuſammenverſchwörung, die ſich in der Armee ausbreitete, und immer gröſſer wurde, entdeckte Ariſtides, aber die damaligen Umſtände, und die Ungewißheit, ob ſich die Unterſuchung nicht auf eine gar zu groſſe Menge erſtrecken würde, bewogen ihn, die Gerechtigkeit dem allgemeinen Beſten hintanzuſetzen, und dieſe Sache weder gänzlich zu vernachläßigen, noch völlig zu entdecken. Er ließ von der ganzen Rotte nur acht Perſonen in Verhaft nehmen, von denen die beyden Rädelsführer, denen der Proceß zuerſt gemacht wurde, Aeſchines, ein Lamprenſer, und Ageſias, ein Acharnenſer, ſich durch die Flucht retteten, worauf er die andern auch los ließ, damit diejenigen, welche glauben konnten, daß ſie noch nicht angegeben wären, Gelegenheit bekämen, ihr Verbrechen zu bereuen, wobey er öffentlich ſagte: Das Schlachtfeld ſollte ihr Richtplatz ſeyn, und ſie

könnten

könnten ſich dort mit allen denen, die im Verdachte wären, durch Beobachtung ihrer Pflichten gegen das Vaterland rechtfertigen.

14. Darauf machte Mardonius mit ſeiner Reuterey, womit er den Griechen überlegen war, verſchiedene Verſuche, und ließ die griechiſche Armee beſtändig beunruhigen, welche jedoch am Fuſſe des Berges Cithäron in einer ſteinigten Gegend ſicher ſtand, auſſer den Megarenſern, die, dreytauſend Mann ſtark, von der Perſiſchen Reuterey an allen Seiten angegriffen wurden, und viel litten; ſie ließen deswegen auch den Pauſanias um eilfertige Hülfe bitten, weil ſie die groſſe Macht der feindlichen Reuterey nicht aushalten könnten. Indem Pauſanias dieſe Nachricht bekam, ſahe er auch ſchon das ganze Lager der Megarenſer mit der Menge der fliegenden Pfeile und Wurfſpieſſe ganz verdunkelt, und die Truppen ganz in die Enge getrieben: gleichwol war er nicht vermögend, mit ſeinen eignen Spartanern, die alle zu ſchwer gerüſtet waren, ſie wider die Reuterey zu beſchützen. Er mußte alſo die andern Generale und Officiers der Griechen, die bey ihm waren, zu einem Hülfseifer zu bewegen ſuchen, und fragte, ob welche unter ihnen Herz und Ehrbegierde

genug

genug hätten, freywillig den Megarenſern zu Hülfe zu eilen? Die andern machten Schwierigkeiten: Ariſtides aber übernahm es mit Athenienſern zu thun, und ſchickte den herzhafteſten ſeiner Officiere, Olympiodorus, mit dreyhundert auserleſenen Soldaten, und einigen Schützen, den Megarenſern zu Hülfe.

Dieſe Mannſchaft eilte ſo ſchnell als möglich an den beſtimmten Ort. Sobald Maſiſtius, der General der feindlichen Reuterey, ein Mann von auſſerordentlicher Stärke, Gröſſe und Schönheit, dieſes bemerkte, wandte er mit ſeiner Reuterey um, und ſprengte auf die anrückenden Athenienſer los, welche ihn herzhaft empfiengen. Es entſtand ein ſo heftiges Gefecht, als wenn das Glück der Heere darauf beruhte. Das Pferd des Maſiſtius wurde verwundet, und warf ihn ab, und er konnte wegen ſeiner ſchweren Rüſtung weder aufſtehn noch ſich bewegen; aber die Athenienſer konnten ihm auch nicht, ſo ſehr ſie über ihn herfielen, und auf ihn zu hieben, eine Wunde beybringen, weil nicht allein ſein Kopf und ſeine Bruſt, ſondern ſein ganzer Körper allenthalben mit Gold, Erzt und Eiſen bepanzert war, bis ihn endlich ein Soldat mit der Spitze ſeines Wurfſpieſſes

ſpieſſes durch die Oefnung des Helms über dem Auge durchſtieß, worauf die Perſer mit Hinterlaſſung des Körpers des Maſiſtins die Flucht ergriffen. Die Griechen merkten die Wichtigkeit ihres Sieges, den ſie wegen der geringen Anzahl der Gebliebenen für unbedeutend hielten, erſt aus der Trauer der Feinde; denn dieſe beſchoren, wegen des Verluſts des Maſiſtius, nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch die Pferde und Mauleſel, und erfüllten das ganze Lager mit Heulen und Klagen, weil ſie an den Maſiſtius den tapferſten und vornehmſten General nach dem Mardonius verloren hatten.

15. Nach dieſem Gefechte mit der Reuterey verhielten ſich beyde Heere eine lange Zeit ſtille: denn die Wahrſager hatten ſowohl den Perſern als den Griechen prophezeyt, daß ſie ſiegen würden, wenn ſie ſich nur wehrten, und geſchlagen werden würden, wenn ſie den Angrif thäten. Als aber endlich Mardonius nur noch auf wenige Tage mit Lebensmitteln verſehen war, und die Armee der Griechen täglich durch neuen Zulauf verſtärkt wurde, ſo beſchloß er, nicht länger zu warten, gieng mit Tages Anbruch über den Aſopus, und ſuchte die Griechen unvermuthet zu über-

überfallen, gab auch ſchon ſeinen Officiers den Abend vorher die gehörigen Ordres.

Gegen Mitternacht kam ein Mann in der Stille vors griechiſche Lager geritten, und ſagte zu den Schildwachen, ſie möchten den Ariſtides zu ihm herausrufen, weil er ihn ſprechen müßte. Als Ariſtides erſchien, ſagte der unbekannte Mann zu ihm: „Ich bin Alexander, der Macedoniſche König, und habe mich, aus Wohlwollen gegen euch, durch die größten Gefahren hieher begeben, damit ihr nicht durch einen Ueberfall der Feinde in Beſtürzung gerathen, und weniger tapfer kämpfen möchtet. Morgen wird euch Mardonius angreifen, nicht, weil er ſich eine zuverläßige Hofnung zum Siege macht, ſondern weil er Mangel an Lebensmitteln hat; ſeine Wahrſager rathen ihm auf alle Weiſe von einer Schlacht ab, und ſeine Truppen ſind muthlos und beſtürzt; aber die Noth zwingt ihn, lieber ſein Glück zu verſuchen, als durch längeres Harren den äuſerſten Mangel zu erwarten.„ Alexander bat darauf den Ariſtides, dieſe Entdeckung nicht aus der Acht zu laſſen, aber ſie niemanden mitzutheilen, allein Ariſtides wandte dagegen ein, daß es nicht gut dem Pauſanias, als dem oberſten Feldherrn,

könnte

könnte verborgen bleiben, doch ſolle es auſſer dieſem vor der Schlacht niemand weiter erfahren, wenn aber die Griechen den Sieg davon trügen, ſo ſolle dieſer Eifer und dieſes Wohlwollen des Königs keinem Menſchen unbekannt bleiben. Darauf begab ſich der Macedoniſche König wieder zurück, und Ariſtides in das Zelt des Pauſanias, dem er die Nachricht entdeckte. Pauſanias ließ ſogleich die andern Generale zuſammenkommen, und befahl ihnen, alle ihre Völker im fertigen Stande zu einer Schlacht zu halten.

10 Hiebey ſoll, wie Herodotus erzehlt, Pauſanias dem Ariſtides den Vorſchlag gethan haben, ſich mit ſeinen Athenienſern auf den rechten Flügel zu ſtellen, um die Perſer gegen ſich über zu haben, weil die Athenienſer gegen die Perſer am beſten fechten würden, da ſie ſchon dieſe Feinde gewohnt wären, und wegen ihrer vorigen Siege den größten Muth haben würden, er ſelbſt wolle ſich mit ſeinen Spartanern auf den linken Flügel ſtellen, wo die Griechen, die es mit den Perſern hielten, ſtehen würden. Die andern Athenienſiſchen Generale hielten dieſen Vorſchlag des Pauſanias für eine ſtolze Verwegenheit, da man die übrige Schlachtordnung ſo wie ſie wäre laſſen,

und

und nur ſie bald da bald dorthin ſtellen, und wie die Heloten, dem härteſten Streite ausſetzen wollte. Aber Ariſtides ſtellte ihnen vor, daß ſie einen groſſen Fehler begehen würden, wenn ſie, nach jenem Streite mit den Tegeaten wegen des linken Flügels, in welchem ſie den ehrenvollen Vorzug, auf dieſen Flügel geſtellt zu werden, erhalten hätten, nunmehr, da ihnen die Lacedämonier freywillig den rechten Flügel, und gleichſam die oberſte Stelle überlieſſen, dieſe Ehre nicht annehmen, und es auch für keinen Vortheil achten wollten, daß ſie nicht wider ihre Landesleute und Verwandte, ſondern wider die Perſer, ihre natürlichen Feinde, fechten ſollten.

Nach dieſer Vorſtellung verwechſelten die Athenienſer ſehr bereitwillig mit den Lacedämoniern den Flügel, und riefen durch das Heer hindurch einander zu, und ermunterten einander. Die Feinde, ſagten ſie, haben noch keine andre Waffen, und nicht mehr Herz als die bey Marathon. Sie haben noch eben die Bogen, eben ſo bunte Kleider, und ſo viel Gold über weiche Körper und feige Seelen. Und wir haben auch noch unſre vorigen Waffen, und ſtarke Körper, und wegen unſrer vorigen Siege noch mehr Muth. Wir fech-

ten auch jetzt nicht allein, wie vormals bey Marathon, für unſer Vaterland und Athen, ſondern auch für die Ehre unſrer Siege bey Marathon und Salamis, und müſſen zeigen, daß dieſe Siege kein Werk des Miltiades und des Glücks, ſondern der Athenienſer geweſen ſind. Unter ſolchen Ermunterungen verwechſelten die Athenienſer voll muthiger Eile den Flügel.

Die Thebaner hatten durch Ueberläufer dieſe Veränderung der Schlachtordnung erfahren, und gaben dem Mardonius davon Nachricht. Sogleich ließ dieſer Feldherr, entweder aus Furcht vor den Athenienſern, oder aus Eifer mit den Lacedämoniern zu fechten, auch ſeine Schlachtordnung verändern, und ſtellte die Perſer auf ſeinen rechten Flügel, und die griechiſchen Hülfstruppen mußten ſich auf den andern Flügel, den Athenienſern gegen über, ſtellen. Als Pauſanias die Veränderung gewahr wurde, zog er mit ſeinen Spartanern wieder auf den rechten Flügel, und Mardonius ſtellte darauf wiederum die Perſer, wie es anfänglich geweſen war, auf ſeinen linken Flügel, den Lacedämoniern gegen über. Mit dieſen Manövern brachte man den ganzen Tag hin, ohne ſonſt etwas zu unternehmen.

Die Griechen hielten einen Kriegsrath, und beſchloſſen, ſich etwas weiter zurückzuziehn, um einen Platz zu haben, wo gutes Waſſer wäre, weil die feindliche Reuterey die Bäche in der Nähe ihres Lagers verdorben und verunreinigt hatte. Als aber die Armee des Nachts aufbrach, um das abgeſteckte neue Lager zu beziehen, ſo wollten die Soldaten den Officiers nicht recht folgen, ſondern zertheilten ſich, ſobald ſie aus ihren alten Verſchanzungen heraus waren, viele liefen grade nach der Stadt Platäa zu, es entſtand eine groſſe Unordnung, einige ſchlugen da, die andern dort ihre Zelter auf; und die Lacedämonier wurden faſt ganz allein wider ihren Willen zurückgelaſſen, woran Amompharetus, ein kühner, herzhafter Mann, der ſchon längſt zu ſchlagen gewünſcht hatte, Schuld war. Er hatte ſich immer über das bisherige Zaudern beſchwert, und jetzt nannte er die Veränderung des Lagers eine vollkommene Flucht und Untreue, und ſagte: „Er wolle ſeinen Platz nicht verlaſſen, und da mit ſeinem Haufen den Angrif des Mardonius erwarten.„ Pauſanias ſuchte ihn dadurch zu beruhigen, daß er ihn vorſtellte, dieſe Veränderung des Lagers ſey auf Gutachten des verſammelten Kriegsraths

geſchehen, aber Amompharetus hob einen groſſen Stein auf, und warf ihn mit dieſen Worten vor den Füſſen des Pauſanias nieder: „Hiermit gebe ich meine Stimme zur Schlacht, und bekümmere mich nicht darum, was andre feige Leute beſchlieſſen.„ Pauſanias gerieth darüber in Verlegenheit, und ließ die Athenienſer, die ſchon fortmarſchirten, bitten, ſie möchten doch auf ihn warten, und führte ſeine Truppen nach Plataa zu, um den Amompharetus zur Nachfolge zu bewegen.

Indeſſen brach der Tag an, und Mardonius, dem die Verändrung des griechiſchen Lagers nicht unbekannt geblieben war, rückte in völliger Schlachtordnung auf die Lacedämonier an: ſeine Truppen machten ein groſſes Geſchrey und Lermen, und glaubten, ſie würden nicht ſowohl ein Gefecht halten, als vielmehr nur die flüchtigen Griechen niederhauen dürfen, welches auch beynahe geſchehen wäre. Denn Pauſanias, der, ſobald er den Anmarſch der Feinde ſahe, mit ſeinen Truppen ſtille ſtehen blieb, und Befehl gab, daß ſich die ganze Armee in Schlachtordnung ſtellen ſollte, vergaß, entweder noch aus Zorn über den Amompharetus, oder aus Beſtürzung über die

ſchnelle

ſchnelle Anrückung der Feinde, das Zeichen zur allgemeinen Schlacht zu geben. Daher die Griechen, als das Gefecht ſchon angieng, weder fertig genug, noch geſchloſſen, ſondern einzeln und zerſtreut ſich zur Gegenwehr ſetzten.

Das vor einer Schlacht gewöhnliche Opfer gab keine gute Anzeichen, daher befahl Pauſanias den Lacedämoniern, ihre Schilde vor ihre Füſſe zu ſtellen, und ſich gegen den Feind ruhig zu verhalten, bis er ihnen das Zeichen geben würde. Er ließ eben das zweyte Opfer ſchlachten, als die feindliche Reuterey ſchon den Angrif that, und auch ſchon die Pfeile einige Lacedämonier tödteten, unter welchen Kallikrates ſich befand, der ſchönſte und größte Mann in der ganzen griechiſchen Armee, der von einem Pfeile tödtlich verwundet wurde, und kurz vor ſeinem Tode ſagte: „Ich beklage mich nicht, daß ich ſterbe, denn ich kam hieher, um für Griechenland zu ſterben ſondern daß ich ſterben muß ohne meinen Degen gezogen zu haben.„

Der Stand der Lacedämonier war hart, und ihre Geduld bewunderswürdig, da ſie ſo, ohne ſich zu wehren, von dem Feinde angegriffen, und in ihren Reihen niedergeſchoſſen wurden, und

ruhig die Zeit erwarteten, wenn Gott und ihr Feldherr ihnen befehlen würden, ſich zur Gegenwehr zu ſtellen. Man erzehlt auch, daß Pauſanias, der etwas entfernt vom Lagèr opferte und betete, von einigen Lydiern angefallen worden ſey, die ſein Opfergeräthe hätten plündern wollen, er habe ſie aber nebſt denen, die bey ihm ſtanden, mit Prügeln und Geiſſeln, weil keine andre Waffen bey der Hand geweſen wären, fort gejagt; und zum Andenken dieſes Fortjagens ſoll der lydiſche Aufzug zu Sparta und das dabey gewöhnliche Herumjagen der Knaben um den Altar eingeführt worden ſeyn.

Pauſanias gerieth über die unglücklichen Anzeichen der Opfer, indem immer ein Opfer nach dem andern geſchlachtet wurdè, in groſſe Bekümmerniß, wandte ſich mit weinenden Augen gegen den Tempel der Juno, und betete mit gen Himmel gehobenen Händen zur Juno auf Cithäron, und den andern Schutzgöttern von Platäa: „Iſt es denn durchs Verhängniß beſtimmt, daß die Griechen nicht ſiegen ſollen, ſo verleihet, daß ſie ſich herzhaft wehren, und den Feinden zeigen, daß ſie mit tapfern Männern, die der Schlachten gewohnt ſind, fechten.„ Indem Pauſanias noch

alſo

alſo betete, erſchienen glückliche Zeichen der Opfer, und die Wahrſager prophezeyeten Sieg.

Darauf gab Pauſanias der ganzen Armee Befehl, ſich mit dem Feinde einzulaſſen; und das ganze griechiſche Heer zeigte ſich nun auf einmal, wie ein ergrimmtes Thier, das mit aller Gewalt angreift. Die Perſer wurden nun gewahr, daß ſie es mit Feinden zu thun hätten, die ſich bis aufs äuſſerſte wehren würden; ſie bedeckten ſich daher mit ihren Schilden, und ſchoſſen auf die Lacedämonier Pfeile ab. Dieſe hingegen rückten mit dicht an einander geſchloſſenen Schilden an die Feinde an, ſtieſſen mit einem ſtürmenden Anfalle die Schilde der Perſer weg, und ſtachen ſie mit ihren Lanzen ins Geſicht und in die Bruſt. Es kamen viele Perſer dabey um, aber ſie wehrten ſich auch muthig, viele ergriffen mit bloſſen Händen die Lanzen, und zerbrachen ſie, ſie griffen hierauf zu den Degen, gebrauchten dabey ihre Streitäxte und Säbel, ſtellten ſich mit ihren Schilden wieder zuſammen, und thaten einen muthigen langen Widerſtand.

Die Athenienſer, welche bisher ruhig auf den Angrif der Lacedämonier gewartet hatten, eilten, ſobald ſie das Schlachtgetümmel hörten, und vom

Pauſanias Nachricht bekamen, daß die Schlacht angegangen ſey, den Lacedämoniern zu Hülfe. Indem ſie aber durch die Ebene auf den beſtimmten Ort zu marſchirten, wurden ſie von den griechiſchen Bundesgenoſſen der Perſer angegriffen. Sogleich als Ariſtides dieſes ſahe, lief er ſeinen Soldaten voran, und ſchrie, und beſchwor dieſe Griechen bey allen griechiſchen Göttern, ſie nicht aufzuhalten, da ſie im Begriffe wären, denen zu Hülfe zu eilen, die für Griechenlands Wohl in Gefahr wären. Aber dieß war vergeblich: die Griechen fiengen eine ordentliche Schlacht an, und Ariſtides mußte von ſeinem Vorhaben, den Lacedämoniern zu Hülfe zu kommen, abſtehen, und ſich gegen dieſe Griechen wenden, die auf funfzigtauſend Mann ſtark waren. Der größte Theil von ihnen wich zwar bald zurück, weil indeſſen auch die Perſer ſich zurückzogen, aber das Gefecht dauerte doch noch gegen die Thebaner fort, welche den hartnäckigſten Widerſtand thaten, weil die vornehmſten und angeſehenſten unter ihnen der Perſiſchen Parthey ergeben waren, und das Volk nicht nach ſeiner Meynung, ſondern nach den Befehlen ſeiner Obern geleitet wurde.

Die

Die Schlacht war alſo gewiſſermaſſen doppelt, und die Lacedämonier ſchlugen zuerſt die Perſer in die Flucht, nachdem Mardonius von einem Spartaner Arimneſtus durch einen Stein, den er ihm an den Kopf geworfen hatte, war getödtet worden; ſo wie es das Orakel des Amphiaraus angedeutet hatte. Mardonius hatte nämlich einen Lydier zu dieſem Orakel, und einen Karier nach dem Orakel des Trophonius geſchickt. Der Karier hatte in ſeiner eignen Sprache von dem Propheten Antwort bekommen. Als der Lydier aber in dem Tempel des Amphiaraus eingeſchlummert war, hatte ihm geträumt, * daß der Prieſter dieſes Gottes ihn hieſſe weggehen, und da er nicht fort wollte, ihm einen groſſen Stein an den Kopf würfe, und er davon ſtürbe. So wird wenigſtens die Sache erzehlt.

Die Lacedämonier trieben die fliehenden Perſer in ihr Lager, und hinter die hölzerne Mauer,

* Das Orakel des Amphiaraus wurde nämlich auf ſolche Art ertheilt, daß die Fragenden auf der Haut ihres geopferten Widders in dem Tempel ſchlafen mußten, und was ihnen alsdenn träumte, war die Antwort und Weiſſagung des Gottes.

wo ihr Gepäcke ſtand. Und bald darauf ſchlugen auch die Athenienſer die Thebaner in die Flucht, von denen dreyhundert der Vornehmſten in dieſer Schlacht blieben. Ariſtides erhielt, eben als er den Sieg auf ſeiner Seite hate, Nachricht, daß das Perſiſche Heer hinter die Mauer getrieben, und da eingeſchloſſen wäre. Er verfolgte daher die geſchlagenen Griechen nicht weit, ſondern eilte auf das Perſiſche Lager zu, und half den Lacedämoniern, welche in Belagerungen und Stürmen nicht wohl erfahren waren, das feindliche Lager erobern. Es wurde hier unter den Perſern ein entſetzliches Blutbad angerichtet, denn von den dreymal hunderttauſend Mann ſollen nicht mehr als vierzigtauſend mit den Artabaz entkommen ſeyn. Von denen, die für Griechenlands Freyheit fochten, ſollen in allem tauſend dreyhundert und ſechszig geblieben ſeyn, und unter ihnen zwey und funfzig Athenienſer, alle, wie Klidemus erzehlt, aus dem Stamme Ajax, der ſich am tapferſten gehalten, und deswegen auch den ſphragitiſchen Nymphen das von dem Orakel befohlne Opfer, auf allgemeine Koſten, gebracht hat. Die Lacedämonier hatten nur ein und neunzig Mann, und die Tegeaten ſechszehn verloren.

ren. * Herodotus giebt auf eine ſeltſame Art vor, daß nur dieſe Völkerſchaften allein, und keine andre von den Griechen zum Treffen gekommen wären, denn nicht nur die Anzahl der gebliebenen, ſondern auch die errichteten Denkmäler zeigen an, daß an dieſem Siege alle griechiſchen Truppen Theil gehabt haben, und wenn nur jene drey Städte zum Gefechte gekommen wären, und die andern Truppen dabey gar nichts gethan hätten, ſo würde auf dem wegen dieſes Sieges errichteteten Altare nicht folgende Inſchrift geſetzt worden ſeyn: Dieſen Altar erbauten die Griechen, da ſie in harter Schlacht mit kühner Tapferkeit die Perſer beſiegten, und weiheten ihn, ein Denkmal aller freyen Griechen, Jupiter dem Befreyer. **

Dieſe

* Das wären denn nun 159 Mann, wo kommen die vielen übrigen zu der Zahl der 1360 Gebliebenen her? Ueberhaupt ſcheint dieſe Angabe des Plutarchs nicht die richtigſte zu ſeyn; und Diodor giebt im XI. B. die Anzahl der in dieſer groſſen Schlacht gebliebenen Griechen wahrſcheinlicher auf 10,000 Mann an.

** Plutarch oder ſeine Abſchreiber haben hier in die-

Dieſe Schlacht erfolgte, nach der Atheniensiſchen Rechnung, am vierten Tage des Monats Boedromion, welcher bey den Böotiern der vier und zwanzigſte Tag des Monats Panemus iſt,* an welchem Tage noch bis jetzt eine Zuſammenkunft der Griechen pflegt gehalten zu werden, und die Platäer wegen dieſes Sieges Jupiter dem Befreyer Opfer bringen. Ueber die Verſchiedenheit der Zeitrechnung darf man ſich deſtoweniger verwundern, da ſelbſt jetzt noch, bey der weit gröſſern Genauigkeit in der Aſtronomie, die verſchiedenen Völker ihre Monate auf verſchiedene Art anfangen und endigen.

20 Beynahe wären gleich nach dieſem Siege alle Vortheile Griechenlands verloren gegangen, und die Griechen gegen einander ſelbſt ins Gefecht gerathen, weil die Athenienſer den Spartanern durchaus nicht den Vorzug bey dieſem Siege, und die

dieſer Inſchrift einen Vers ausgelaſſen, der vom Plutarch ſelbſt an einem andern Orte, wo er auch dieſe Sache erzehlt, angeführt wird. Conf. Plut. Opp. Mor. de Herod. Malign. Tom. II. p. 1603. ed. Frcf.

* Am 19. September.

die Errichtung eines Trophäums geſtatten wollten, wenn nicht Ariſtides ſeine Nebengenerale, und beſonders den Leokrates und Myronides, durch viele Bitten und Vorſtellungen dahin vermocht hätte, daß man die Entſcheidung dieſes Streits den Griechen insgeſammt überlaſſen ſollte.

In der darüber angeſtellten Verſammlung gab Theogiton aus Megara den Rath, man müſſe, um nicht Gelegenheit zu einem bürgerlichen Kriege zu geben, weder Athen noch Lacedämon, ſondern einer andern Stadt den erſten Preis dieſes Sieges zuerkennen. Darauf ſtand Kleokritus aus Korinth auf: man glaubte, er würde den Preis für die Korinther verlangen, deren Stadt nächſt Sparta und Athen für die vornehmſte in Griechenland gehalten wurde. Aber er ſprach in einer Rede, die allgemeinen Beyfall und Bewundrung erhielt, zum Vortheil der Platäer, und gab den Rath, dieſer Völkerſchaft den erſten Preis zuzuerkennen, wodurch die Eiferſucht getilgt, und weder Athen noch Lacedämon unwillig werden könnte. Ariſtides gab zuerſt dieſem Vorſchlage für ſeine Athenienſer Beyfall, und darauf that Pauſanias für die Lacedämonier eben dieſes.

Dem-zufolge erhielten die Platäer achtzig Talente von der Beute zum voraus, wovon ſie der Minerva einen Tempel erbauten, ihre Statüe darinnen aufſetzten, und den Tempel mit vielen Gemähldén ausſchmückten, die noch bis jetzt in ihrer völligen Schönheit erhalten worden ſind. Die Lacedämonier und die Athenienſer errichteten, jede vor ſich beſonders, Trophäen. Wegen des zu haltenden Opferfeſtes ließ man den Gott Apollo zu Delphos befragen, welcher zur Antwort gab: Es ſollte Jupiter dem Befreyer ein Tempel erbaut, aber nicht eher geopfert werden, bis alles Feuer in den Tempeln der daſigen Gegend, welches von den Perſern entheiligt worden, ausgelöſcht, und wieder reines heiliges Feuer von dem gemeinen Heerde Griechenlands zu Delphos angezündet worden wäre.

Darauf giengen die griechiſchen Generale herum, und lieſſen alles Feuer auslöſchen. Ein Platäer, mit Namen Euchidas, übernahm es, das heilige Feuer von Delphos am allergeſchwindeſten zu holen. Er eilte nach Delphos, reinigte und beſprengte ſich nach gewöhnlicher Weiſe, bekränzte ſich mit einem Lorbeerzweige, nahm das heilige Feuer vom Altare, und rennte nach

Platäa

Platäa zurück, wo er vor Untergang der Sonnen wieder ankam: er war tauſend Stadien * in einem Tage gelaufen. Sobald er angekommen, ſeine Mitbürger gegrüßt, und das Feuer überreicht hatte, fiel er nieder, und ſtarb bald darauf. Die Platäer begruben ihn in den Tempel der Diana Euklea, und ſetzten ihm dieſe Grabſchrift: **Euchidas, der nach Delphos in einem Tage hin und zurück lief.** Dieſe Göttin Euklea wird von den meiſten für die Diana gehalten, und ſo genannt, einige aber ſagen, ſie ſey eine Tochter des Herkules und der Myrto, welche eine Tochter des Menötius, und eine Schweſter des Patroklus geweſen, ſie ſey als Jungfer geſtorben, und von den Böotiern und Lokrenſern göttlich verehrt worden; man findet ihre Altäre und Statüen auf allen Marktplätzen, und die jungen Eheleute bringen ihr vor der Hochzeit Opfer.

21. Es wurde in der Folge der Zeit eine allgemeine Verſammlung der Griechen gehalten, in welcher Ariſtides den Vorſchlag that, daß alle Jahr Abgeordnete von Griechenland nach Platäa kommen, Opfer anſtellen, und alle fünf Jahre zum Andenken der Befreyung Griechenlands öffentliche

* Ungefähr 20 teutſche Meilen.

che Spiele daſelbſt gehalten werden ſollten: ingleichen ſollten zum beſtändigen Schutze und Kriege wider die Perſer ſtets von Griechenland zehntauſend Mann Fußvolk, tauſend Mann Reuterey, und hundert Schiffe unterhalten werden, die Platäer aber davon frey, und zum Gottesdienſt und Opfer für ganz Griechenland eingeweiht ſeyn. Dieſer Vorſchlag wurde allgemein beſtätigt.

Die Platäer übernahmen darauf, den bey Platäa gebliebenen und begrabenen Griechen jährlich ein Leichenbegängniß zu feyern, welches ſie noch heutiges Tages auf folgende Art halten. Am ſechszehnten Tage des Monats Mämakterion, welcher bey den Böotiern der Monat Alalkomenius iſt, * halten ſie einen feyerlichen Aufzug, bey welchem mit Anbruch des Tages ein Trompeter vorausgeht, und wie zur Schlacht bläſt. Ihm folgen Wagen, die mit Myrtenzweigen und Kränzen beladen ſind, und dahinter wird ein ſchwarzer Ochſe geführt. Darauf kommen Jünglinge, die in groſſen Gefäſſen Wein und Milch zum Trankopfer, und Oel und Salben in Schalen tragen. Die Jünglinge müſſen alle Söhne freyer

Bürger

* Am 1. December.

Bürger ſeyn, und kein Bedienter oder Sklav darf das geringſte bey dieſem Opferfeſte verrichten, weil es zum Andenken derjenigen gefeyert wird, die für Griechenlands Freyheit ſtarben. Dann pflegt derjenige, der die Regierung von Platäa führt, und der ſonſt niemals weder Eiſen anrühren, noch ein andres als weiſſes Kleid tragen darf, in einem rothen Rocke und mit dem Degen an der Seite, von dem Orte, wo die öffentlichen Schriften der Stadt verwahrt werden, einen Waſſerkrug zu holen, mit welchem er durch die ganze Stadt bis an die Gräber geht, wo er aus einem Brunnen Waſſer ſchöpft, die Grabſäulen damit abwäſcht, und darauf ſalbt. Nach dieſer Ceremonie opfert er den ſchwarzen Ochſen auf einem Scheiterhaufen dem Jupiter und dem unterirrdiſchen Mercurius, und ladet die für Griechenland geſtorbenen zu dieſem Gaſtmale und Opfer ein: darauf gießt er einen Becher voll Wein auf die Erde aus, und ſagt dazu: „Dieß Trankopfer bring ich den Männern dar, die für die Freyheit Griechenlands geſtorben ſind.„ Alle dieſe Gebräuche werden noch bis jetzt von den Platäern beobachtet.

22 Als die Athenienſer wieder nach Athen gekommen waren, ſo ſtrebte das Volk nach einem vollkommnem Antheile an der Regierung. Ariſtides, welcher der Meynung war, daß man theils das Volk wegen der bewieſenen Tapferkeit achten müſſe, theils es mit Gewalt nicht würde zwingen können, weil es die Waffen in Händen hatte, und auf ſeine Siege ſtolz war, brächte es dahin, daß durch ein öffentliches Decret allen Bürgern von Athen erlaubt wurde, an der Regierung und deren Aemtern Antheil zu nehmen, und daß künftig auch die Archonten aus dem ganzen Athenienſiſchen Volke, ohne auf die patriciſchen Geſchlechter zu ſehen, ſollten gewählt werden.

Themiſtokles trug einſtmals in einer Verſammlung des Volks vor, daß er etwas ausfündig gemacht habe, welches, wenn es ausgeführt würde, der Stadt Athen ſehr vortheilhaft ſeyn würde, aber es müßte geheim gehalten werden. Die Verſammlung befahl ihm, ſeinen Vorſchlag dem Ariſtides zu entdecken, und deſſen Meynung darüber zu vernehmen. Er entdeckte dem Ariſtides, ſein Anſchlag ſey, die vereinigte griechiſche Flotte in Brand zu ſtecken; dadurch würden die Athenienſer die Oberhand zur See über alle, und die

Ober=

Oberherrſchaft über ganz Griechenland erhalten können. Ariſtides gieng wieder in die Verſammlung zurück, und ſagte: **Der Vorſchlag des Themiſtokles iſt ſo beſchaffen, daß nichts vortheilhafter aber auch nichts ungerechter ſeyn kann.** Wie die Athenienſer dieß hörten, ſo befohlen ſie dem Themiſtokles, ſeinen Anſchlag fahren zu laſſen. So ſehr liebte das Athenienſiſche Volk die Gerechtigkeit, und ein ſo rechtſchafner zuverläßiger Rathgeber war Ariſtides.

2. Er wurde mit dem Cimon zur Fortſetzung des Krieges gegen die Perſer abgeſchickt. Wie er hier das harte und ſtolze Betragen des Pauſanias und der andern Spartaniſchen Generale gegen die übrigen griechiſchen Bundesgenoſſen bemerkte, ſo bezeigte er ſich um deſto gelinder und menſchenfreundlicher, und bewog auch den Cimon, daß dieſer ſich im Felde herablaſſender und populairer bezeigte, wodurch er unvermerkt den Lacedämoniern das Uebergewicht in den griechiſchen Angelegenheiten, ohne Waffen, Soldaten und Schiffe, bloß durch politiſche Gütigkeit, entzog: denn die griechiſchen Völkerſchaften wurden durch die Gerechtigkeit des Ariſtides, und die Freundlichkeit des Cimons den Athenienſern weit

mehr ergeben, als durch den Geiz und die Härte des Pauſanias den Spartanern. Pauſanias ſprach mit den Anführern der verſchiedenen griechiſchen Bundesgenoſſen immer in einem gebieteriſchen rauhen Tone, und die gemeinen Soldaten ſtrafte er mit Prügeln ab, oder ließ ſie auch wohl mit einem eiſernen Anker auf ihren Schultern den ganzen Tag ſtehen. Sie durften auch nicht eher die Streu zu ihrem Nachtlager, oder Waſſer aus den Bächen holen, bis die Spartaner ſich damit ſchon verſehen hatten, und die Knechte der Spartaner trieben ſie, wenn ſie es thun wollten, mit Peitſchen weg. Ariſtides verſuchte es, dem Pauſanias darüber Vorſtellungen zu thun, aber dieſer runzelte dabey die Stirne, und ſagte, „er hätte jetzt nicht Zeit, dergleichen Beſchwerden anzuhören.„

Die dadurch aufgebrachten Schifscapitaine und andre Officiers der griechiſchen Bundesgenoſſen, beſonders die Chier, Samier und Lesbier, baten den Ariſtides, daß er den Oberbefehl annehmen, und die andern Bundesgenoſſen auf ſeine Seite zu bringen ſuchen möchte, welche längſt ſchon gewünſcht hätten, ſich von den Spartanern ganz zu trennen, und unter die Aufſicht der Athenienſer

nienſer zu treten. Aber Ariſtides antwortete ihnen, „er ſähe gar wohl ein, daß ſie zu dieſem Antrage gezwungen wären, und daß er gerecht ſey, aber wenn man ihnen trauen ſollte, ſo müßten ſie etwas unternehmen, wodurch ihre untergebenen Truppen gehindert würden, wiederum von der Atheniensiſchen Parthey abzufallen.„

Darauf verſchworen ſich Uliades aus Samos, und Antagoras aus Chios, und überfielen bey Byzanz das Schif des Pauſanias, der vorausgeſegelt war. Pauſanias ſprang anfänglich auf, und drohte ihnen im Zorne, er wolle ihnen bald zeigen, daß ſie nicht ſein Schif, ſondern ihr Vaterland ſelbſt überfallen hätten. Aber ſie antworteten ihm, er möchte gehn, und damit zufrieden ſeyn, daß das Glück vor ihm bey Plataä gefochten hätte, denn dieß ſey noch die einzige Urſache, weswegen ſich die Griechen ſcheueten, gerechte Rache an ihm zu nehmen. Endlich trennten ſich die griechiſchen Bundesgenoſſen gänzlich von den Spartanern, und gaben ſich unter das Commando der Athenienſer. Dabey aber war das Betragen der Spartaner zu bewundern. Wie ſie ſahen, daß ihre Generale ihre Oberherrſchaft mißbrauchten, ſo entſagten ſie der Oberherrſchaft

freywillig, und riefen ihre Feldherren zurück: ſie wollten lieber, daß ihre Mitbürger ſich beſcheiden, und den griechiſchen Gewohnheiten gemäß betrügen, als daß ſie ſich der Oberherrſchaft über ganz Griechenland anmaßten.

24 Die Griechen waren gewohnt geweſen, nach der Einrichtung der Lacedämonier, deren Oberbefehl ſie anerkannt hatten, gewiſſe Beyträge zum Perſiſchen Kriege zu liefern. Jetzt, da ſie wünſchten, daß jeder Stadt ihr Beytrag nach Billigkeit möchte beſtimmt werden, baten ſie ſich von den Athenienſern den Ariſtides zur Beſorgung dieſes Geſchäfts aus, und trugen ihm auf, die Einkünfte der Städte nachzuſehen, und nach deren Zuſtand und dem Vermögen der Städte die verſchiedenen Beyſteuer zu beſtimmen. Ariſtides, der nun eine ſo groſſe Gewalt hatte, und gewiſſermaſſen ganz allein die Oberaufſicht über alle Staaten Griechenlands führte, gieng als ein armer Mann zu dieſem Geſchäfte in ſo viele reiche griechiſche Städte, und kam noch ärmer zurück. Er hatte die Beyſteuer nicht allein uneigennützig und gerecht, ſondern auch freundſchaftlich und gefällig eingerichtet. Die Athenienſiſchen Bundesgenoſſen rühmten die Periode der Kriegsſteuer un=

ter

ter dem Ariſtides, ſo wie die Alten ungefähr die goldenen Zeiten des Saturns rühmten, und nannten ſie die glückliche Zeit Griechenlands, beſonders da ſie in der Folge zweymal und endlich gar dreymal ſo viel geben mußten. Die Summe der Kriegsſteuer, welche Ariſtides beſtimmte, war in allen vierhundert und ſechszig Talente. * Perikles erhöhete ſie faſt um den dritten Theil. Thucydides ſagt, daß die Athenienſer im Anfange des Peloponneſiſchen Krieges ſechshundert Talente von den Bundesgenoſſen empfangen haben. ** Nach dem Tode des Perikles erhöheten die Demagogen des Athenienſiſchen Volks dieſe Summe nach und nach bis auf tauſend dreyhundert Talente, *** nicht ſowohl weil der Krieg wegen ſeiner langen Dauer und Glücksabwechslungen ſo groſſe Koſten erforderte, ſondern weil das Volk

* 460,000 Rthlr.

** 600,000 Rthlr.

*** 1 Million 300,000 Rthlr. Man kann daher auf den Reichthum der kleinen griechiſchen Republiken ſchlieſſen, wenn man erwägt, daß dieſe Summe nach jetziger Zeit gegen 4 Millionen beträgt.

durch ſie dahin gebracht wurde, daß es einen Theil von dieſer Summe unter ſich vertheilte, oder auf Schauſpiele, Statüen und Erbauung der Tempel verwandte.

Ariſtides erwarb ſich durch ſeine Sparſamkeit bey der Einrichtung der gemeinen Kriegsſteuer Bewundrung und Lob, aber Themiſtokles ſpottete darüber und ſagte: Das wäre kein Lob für einen Menſchen, ſondern für einen Geldkaſten und Sparbüchſe. Er wollte ſich vermuthlich dadurch wegen eines ehemaligen freymüthigen Scherzes des Ariſtides rächen, welcher auf den Ausdruck des Themiſtokles, die größte Eigenſchaft eines Feldherrn ſey dieſe, daß er das Vorhaben der Feinde vorher merke, zur Antwort gegeben hatte: Das iſt eine nothwendige Eigenſchaft, Themiſtokles, aber eine ſehr ſchöne Eigenſchaft eines Feldherrn iſts, wenn er ſeiner Hände mächtig iſt.

Ariſtides ließ die griechiſchen Völkerſchaften das Bündniß beſchwören, und beſchwor es ſelbſt im Namen der Athenienſer, wobey er, indem er die Verwünſchungen herſagte, glühende Stücke Eiſen ins Meer warf. In der Folge ſahen ſich die Athenienſer genöthigt, ihre Oberherrſchaft etwas

was ſtrenger zu gebrauchen, und Ariſtides erbot ſich, den Meineyd über ſich zu nehmen, wenn das allgemeine Beſte dergleichen erforderte. Ueberhaupt ſoll er, wie Theophraſt ſagt, in ſeinen eigenen Angelegenheiten und gegen ſeine Mitbürger auf eine ſtrenge Art gerecht geweſen ſeyn, in den öffentlichen Staatsangelegenheiten aber vieles nach dem Bedürfniſſe und den Umſtänden des Vaterlandes gethan, und geglaubt haben, daß dieſe Angelegenheiten oft Ungerechtigkeiten nothwendig machten. So ſoll er, als man den gemeinen griechiſchen Schatz von Delos hat nach Athen bringen wollen, und die Samier ſich dawider geſetzt haben, weil es wider die Artikel des errichteten Bündniſſes ſey, geſagt haben: es ſey zwar nicht recht, aber dem gemeinen Beſten nützlich.

Dieſer Mann, der ſein Vaterland zu einer ſo groſſen Herrſchaft erhob, blieb gleichwol immer arm, und glaubte, daß ihm ſeine Armuth eben ſo viel Ehre brächte, als ſeine erhaltnen Siege; wie auch folgender Vorfall beweiſet. Kallias, der Fackelträger bey den heiligen Gebräuchen, ein Vetter des Ariſtides, wurde aufs Leben angeklagt. Nachdem ſeine Gegner ihre Klage gehö-

rig angebracht hatten, ſo wandten ſie ſich in einer Digreßion an die Richter, und ſagten: „Ihr kennt den Ariſtides, des Lyſimachus Sohn, den ganz Griechenland verehrt. Wie glaubt ihr wohl, daß es mit ſeinen häußlichen Angelegenheiten ſtehen mag, da er in einem ſo alten abgetragenen Mantel an öffentlichen Orten erſcheint? Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß derjenige, der öffentlich friert, auch zu Hauſe Hunger und Mangel leidet? Und Kallias, ſein Vetter, der reichſte Mann in dieſer Stadt, läßt ihn mit Frau und Kindern in ſeiner Dürftigkeit ſitzen, da er doch das Anſehn dieſes Mannes und ſeine Dienſtleiſtungen oft genug genutzt hat.„ Weil Kallias gewahr wurde, daß die Richter durch dieſe Vorſtellung beſonders aufgebracht wurden, ſo rief er den Ariſtides, und bat ihn, vor den Richtern das Zeugniß abzulegen, daß er ihm öfters viel angeboten, und gebeten hätte, es anzunehmen. Aber Ariſtides wollte dieſes nicht thun, ſondern ſagte: „Es ſchicke ſich für ihn mehr, auf ſeine Armuth, als für den Kallias, auf ſeinen Reichthum, ſtolz zu ſeyn. Es gäbe viele Menſchen, die Reichthümer gut oder ſchlecht gebrauchten; aber man fände nicht leicht einen, der Armuth großmüthig ertrüge, denn wer

ungern

ungern arm wäre, ſchäme ſich, es zu ſeyn. Keiner von den Zuhörern war da, der nicht bey dieſer Erklärung des Ariſtides lieber mit ihm arm, als mit dem Kallias hätte reich ſeyn wollen. Dieſe Anekdote erzehlt Aeſchines, der Schüler des Sokrates.

Plato hält unter den vielen groſſen und berühmten Athenienſern den Ariſtides für den merkwürdigſten; denn Themiſtokles, ſagt er, Cimon, und Perikles haben Athen mit ſchönen Spaziergängen, Reichthümern und eitlem Prunke angefüllt, Ariſtides aber hatte bey den Staatsangelegenheiten die Tugend zum Endzwecke. — Auch gegen den Themiſtokles gab Ariſtides groſſe Beweiſe der edelmüthigſten Denkungsart. Er hatte dieſen Mann in allen ſeinen Geſchäften zum Feinde gehabt, und war durch ſeine Veranſtaltung verwieſen worden; gleichwol ergrif er die nachherige gute Gelegenheit ſich zu rächen nicht, da Themiſtokles öffentlich angeklagt wurde, ſondern war der einzige, der bey den Anklagen und Verfolgungen des Alkmäons, Cimons, und vieler andern, nichts wider den Themiſtokles unternahm, oder redte, und er freute ſich über deſſen Unglück eben ſo wenig, als er vorher ſein Glück beneidet hatte.

26 Verſchiedene Schriftſteller melden, daß Ariſtides in Pontus, wohin er ſich öffentlicher Geſchäfte wegen begeben hatte, geſtorben ſey, andre aber behaupten, er habe zu Athen in einem guten Alter, und von allen Athenienſern geliebt und verehrt, ſein Leben beſchloſſen. Kraterus, aus Macedonien, erzehlt folgende beſondre Umſtände von dem Ende dieſes Mannes. Nach der Verweiſung des Themiſtokles, ſagt er, wurde das Atheniehſiſche Volk ganz übermüthig, und es fanden ſich eine Menge Chikaneurs, welche die beſten und angeſehnſten Männer verfolgten, und bey dem wegen ſeines Glücks und ſeiner Gewalt fremdem Volke verhaßt machten. Dieß Schickſal traf unter andern auch den Ariſtides, welchen Diophantes aus Amphitrope anklagte, daß er bey der Einrichtung der gemeinen Kriegsſteuer ſich habe beſtechen laſſen, und von den Ioniern Geld angenommen habe. Er wurde zu einer Geldſtrafe von funfzig Minen * verurtheilt, und da er nicht vermögend war, dieſe Summe zu bezahlen, ſchifte er nach Ionien, wo er hernach ſtarb. Aber Kraterus führt bey dieſer Erzehlung kein Zeugniß eines Schriftſtellers an, noch die eigentliche

* 625 Rthlr.

liche Anklage, noch das Verdammungsurtheil, dergleichen er ſonſt immer pflegt anzuführen. Und kein einziger von allen Geſchichtſchreibern erwähnt dieſes Urtheil wider den Ariſtides, da ſie doch die Vergehungen des Athenienſiſchen Volks gegen ihre Feldherren und groſſe Männer, und die Verweiſung des Themiſtokles, die Gefangenſchaft des Miltiades, die dem Perikles zuerkannte Geldſtrafe, und den Tod des Paches, der ſich ſelbſt vor dem Richterſtuhl umbrachte, als er verdammt wurde, und alle dergleichen Dinge, auch ſelbſt die Verweiſung des Ariſtides, mit weitläuftiger Beſchreibung der Umſtände erzehlen.

Es wird ſogar das Grabmal des Ariſtides in Phalereus gezeigt, welches ihm die Stadt Athen errichten laſſen, weil ſein hinterlaſſenes Vermögen nicht ſo viel betrug, als die Koſten ſeines Begräbniſſes erfoderten. Und ſeine Töchter ſollen, wie einige Schriftſteller erzehlen, auf öffentliche Koſten ausgeſtattet, und jeder dreyhundert Drachmen zur Ausſteuer beſtimmt worden ſeyn. Auch ſeinem Sohne Lyſimachus ſoll das Athenienſiſche Volk hundert Minen Silber, und Aecker, die eben ſo viel werth geweſen, geſchenkt, und überdieß

noch auf jeden Tag vier Drachmen ausgeſetzt haben, welche Wohlthaten Alcibiades den Kindern des Ariſtides ſoll verſchaft haben. Kalliſthenes erzehlt, daß auch der hinterlaſſenen Tochter des Lyſimachus, Polykrite, ſo viel als den Siegern in den olympiſchen Spielen, zum Unterhalte beſtimmt worden ſey. Demetrius Phalereus, Hieronymus aus Rhodus, Ariſtoxenus der Muſikus, und Ariſtoteles erzehlen, (wenn anders die Abhandlung vom Adel den Ariſtoteles wirklich zum Verfaſſer hat) daß der weiſe Sokrates die Enkelin des Ariſtides, Myrto, die Wittwe geweſen und in den dürftigſten Umſtänden ſich befunden, geheyrathet habe, ob er gleich ſchon mit einer andern Frau vermählt geweſen ſey. Allein dieſe alle werden vom Panätius in ſeinem Leben des Sokrates hinlänglich widerlegt.

Demetrius Phalereus ſagt in ſeinem Buche, welches den Titel Sokrates führt: er erinnere ſich eines Enkels des Ariſtides, mit Namen Lyſimachus, welcher wegen äuſerſter Dürftigkeit bey dem Orte Jaccheum aus einer Tafel den Leuten Träume ausgelegt, und ſich ſo ernährt habe. Er, Demetrius, habe der Mutter und Schweſter dieſes Menſchen bey dem Atheniensiſchen Volke ein tägli=

tägliches Allmoſen von drey Obolen * ausgewirkt, und da er ſelbſt nachher Aufſeher der öffentlichen Verordnungen geweſen, habe er jeder von dieſen beyden Frauenzimmern täglich eine Drachme ** ausgeſetzt. Man darf ſich nicht wundern, daß die Athenienſer für ihre Bürger ſo geſorgt haben, da ſie auch auf erhaltne Nachricht, daß eine Enkelin des Ariſtogitons auf der Inſel Lemnos in ſchlechten Umſtänden lebte, und wegen ihrer Armuth keinen Mann bekommen konnte, ſie nach Athen kommen lieſſen, mit einem Manne von vornehmen Stande verheyratheten, und ihr ein Landgut in Potamus zur Ausſteuer gaben. Und noch bis jetzt giebt dieſe Stadt viele Proben von einer ſolchen großmüthigen Freygebigkeit, welche Bewundrung und Nacheiferung verdient.

* 2 ggr.

** 3 ggr.

Mar⸗

Marcus Cato.

Marcus Cato ſoll von Tuſculum gebürtig geweſen ſeyn, und vorher, ehe er ſich den Kriegsdienſten und Staatsgeſchäften widmete, auf ſeinen Gütern, im Lande der Sabiner gelebt haben. Ob man gleich ſeine Vorfahren für ganz unbekannte Leute hielt, ſo rühmte er doch ſelbſt ſeinen Vater als einen braven Mann und guten Soldaten, und von ſeinem Urgroßvater ſagte er, daß derſelbe öfters Preiſe der Tapferkeit erhalten, und fünf Pferde in Gefechten verloren hätte, die ihm wegen ſeiner Tapferkeit aus der öffentlichen Rentekammer wären bezahlt worden.

Die Römer pflegten diejenigen, deren Vorfahren keine obrigkeitliche Aemter verwaltet hatten, und die ſich ſelbſt erſt anfiengen bekannt zu machen, neue Leute (novos homines) zu nennen. So wurde auch Cato genannt: er aber ſagte, er ſey zwar in Abſicht der öffentlichen Ehrenſtellen von einer neuen Familie, aber in Abſicht ruhmwür-

diger Thaten und Eigenſchaften von einem alten Geſchlechte.

Anfänglich hieß ſein dritter Name * nicht Cato, ſondern Priſcus; er bekam den Namen Cato wegen ſeiner Klugheit, denn catus heißt bey den Römern klug. Er hatte einen rothen Kopf, und grünlichte Augen, daher jemand in einem beiſſenden Epigramm von ihm ſagte: „Den grünaugichten bißigen Rothkopf wird nicht einmal Proſerpina nach ſeinem Tode ins Höllenreich aufnehmen wollen.„ Er hatte einen dauerhaften geſunden Körper, welchen ſeine Arbeitſamkeit, mäſſige Lebensart, und der Kriegsdienſt, in welchem er ſich von Jugend auf befunden, hart und ſtark gemacht hatte. Aber er übte ſich auch in der Beredtſamkeit als einer nicht nur angenehmen Eigenſchaft, ſondern auch einem nothwendigen Werkzeuge für einen Mann, der ſich hervorthun und thätig leben will: daher gieng er in die Flekken, und Städtchen, und ſtand allen denen, die es verlangten, vor Gerichte bey, wodurch er anfänglich

* Er hieß eigentlich Marcus Porcius Priſcus, und in der Folge verwechſelte er den Namen Priſcus mit dem Namen Cato.

fänglich ein guter Advocat, in der Folge aber ein geſchickter Redner wurde.

Von dieſer Zeit an entdeckten diejenigen, welche mit ihm umgiengen, immer mehr eine gewiſſe ſtrenge Denkungsart in ſeinem Charakter, und einen Geiſt, der zu wichtigen Geſchäften und zur Regierung des Staats geſchaffen zu ſeyn ſchien. Er enthielt ſich alles Gewinnſtes bey den Rechtshändeln, und ließ auch deutlich merken, daß er den dabey erlangten Ruhm für nicht groß genug für ſich hielt: er ſuchte vielmehr im Kriege, in Schlachten gegen die Feinde, ſeinen Ruhm, und hatte auch ſchon in ſeiner Jugend den Leib voller Wunden. Er ſagt ſelbſt, daß er in ſeinem ſiebzehnten Jahre den erſten Feldzug gethan, als Annibal mitten unter Siegen Italien verwüſtete. Er zeigte im Kriege eine tapfre Fauſt, Füſſe, die nicht von der Stelle wichen, und einen Blick, der Furcht erweckte: auch gebrauchte er öfters eine ſchreckliche Stimme mit Drohungen gegen den Feind, und behauptete, daß dieſe Dinge ſehr oft mehr als der Degen die Feinde erſchreckten. Auf den Märſchen trug er ſeine Waffen immer ſelbſt, und ein Knecht, der ihm nachfolgte, trug bloß ſeine Lebensmittel. Er ſoll gegen ſeinen Knecht

nie=

niemals unwillig geworden ſeyn, was er ihm auch vor Speiſen vorgeſetzt hat, und ihm auch öfters bey ſeinen Verrichtungen und der Zubereitung der Koſt geholfen haben. Im Felde trank er beſtändig Waſſer, bey einem heftigen Durſte Eßig, und nur, wenn er eine Schwächlichkeit bemerkte, wenig Wein.

Nahe an ſeinem Landgute lag das Haus, das vordem der berühmte Manius Curius, der drey Triumphe gehalten, bewohnt hatte. Da gieng Cato oft hin, betrachtete das kleine Gütchen, das ſchlechte Haus, und erfüllte ſeine Seele mit Gedanken an dieſen groſſen Römer, der die furchtbarſten Feinde überwunden, den König Pyrrhus aus Italien getrieben, und nach drey gehaltnen Triumphen dieſe Aecker ſelbſt gebaut, und dieſe Hütte bewohnt hatte. „Hier ſaß der groſſe Mann, dachte er bey ſich ſelbſt, und kochte hier am Heerde Rüben, als die Geſandten der Samniter zu ihm kamen, und ihm eine groſſe Menge Geld anboten. Er aber nahms nicht an, und ſagte: „Wer mit ſolcher Koſt zufrieden iſt, braucht kein Gold; es iſt beſſer, Leute zu überwinden, die Gold haben, als ſelbſt Gold haben.„ Mit ſolchen Gedanken gieng er wieder nach ſeinem Hauſe

 zurück,

zurück, beſahe ſein Gut, ſeine Knechte, ſein Hausweſen, ſtrengte ſich noch mehr zur Arbeitſamkeit an, und führte eine genaue Wirthſchaft ein.

Er war noch ſehr jung, als er unter dem Fabius Maximus dem Feldzuge beywohnte, in welchem dieſer Tarent einnahm. Hier hatte er einen Pythagoräer zum Wirthe, mit Namen Nearchus, von dem er ſich bemühte die Pythagoriſche Philoſophie zu erlernen. Er hörte hier die Lehren, die auch Plato giebt, „daß die Wolluſt die größte Verführung zum Böſen, und der Körper das erſte Uebel der Seele ſey, daß man ſie aber durch die Vernunft davon immer freyer und reiner machen, und von den körperlichen Leidenſchaften abziehen und entfernen könne,„ wodurch er noch mehr Neigung zur Sparſamkeit und Mäßigung bekam. Uebrigens ſoll er die griechiſchen Wiſſenſchaften erſt ſpät gelernt, und im hohen Alter erſt griechiſche Bücher geleſen haben, wobey er ſeine Beredtſamkeit zum Theil aus dem Thucydides, größtentheils aber aus dem Demoſthenes vervollkommnete. Seine Schriften ſind mit griechiſchen Grundſätzen und Geſchichten angefüllt, und in ſeinen Einfällen und Sentenzen findet man vieles wörtlich aus griechiſchen Schriftſtellern überſetzt.

Es

Es lebte damals zu Rom ein Mann von einem der vornehmſten Römiſchen Geſchlechter und von groſſem Anſehn, Valerius Flaccus, welcher eben ſo viel Einſicht hatte, aufkeimende Genien zu entdecken, als Güte des Herzens ſie zu nähren, und auf die Laufbahn des Ruhms zu führen. Dieſer hatte ein Landgut in der Nachbarſchaft von des Cato ſeinem. Er erfuhr von dem Geſinde des Cato die Arbeitſamkeit und Lebensart dieſes Mannes: er hörte mit Bewundrung, daß Cato des Morgens auf den Markt gienge, und den Partheyen vor Gericht, wenn ſie es verlangten, beyſtünde, hernach ſich auf ſeine Aecker begäbe, und im Winter in einer Jacke wie die Sklaven trügen, im Sommer aber ohne Rock mit ſeinen Knechten arbeitete, ſich mit ihnen nach der Arbeit an einen Tiſch ſetzte, und einerley Koſt und Wein mit ihnen eſſe und trinke: man erzehlte ihm auch viel von ſeiner Billigkeit und Mäſſigkeit, und führte einige von ſeinen moraliſchen Sentenzen an. Valerius Flaccus ließ den Cato zu Gaſte bitten, und bemerkte von der Zeit an, im weitern Umgange, immer mehr ſeinen guten feinen Charakter. Er glaubte, er ſey eine Pflanze, die mehr Cultur und einen beſſern Bo-

den verdiente: er ermunterte ihn, ſich nach Rom zu begeben, und Antheil an den öffentlichen Staatsgeſchäften zu nehmen.

Cato erwarb ſich zu Rom ſehr bald theils ſelbſt durch ſeine Reden bey Rechtshändeln Bewundrer und Freunde, theils vermehrte ihm Valerius ſeine Ehre und ſein Anſehn. Er wurde zuerſt Oberſter bey der Armee, und hernach Quäſtor. In der Folge brachte er ſich ſo ſehr empor, daß er ſelbſt mit dem Valerius zugleich um die wichtigſten Aemter ſich bewarb, und mit demſelben zugleich Conſul, hernach Cenſor wurde.

Unter den ältern Römern ergab ſich Cato beſonders dem Fabius Maximus, der damals im höchſten Ruhm und Anſehn ſtand, und nahm deſſelben Geſinnungen und Lebensart zu ſeinem Muſter. Deswegen trug er auch kein Bedenken, dem groſſen Scipio, der damals noch jung war, aber dem Anſehn des Fabius als ſeines geheimen Neiders ſich entgegen zu ſetzen ſtrebte, Widerſtand zu leiſten. Er wurde mit dem Scipio als Quäſtor zu dem Feldzuge nach Africa geſchickt, und widerſetzte ſich dem Scipio, als dieſer nach ſeiner Gewohnheit viel Aufwand machte, und den Soldaten häufig Geld austheilen ließ, mit vieler

Frey=

Freymüthigkeit. „Es ſind, ſagte er zu ihm, dabey nicht bloß die Koſten zu bedenken, ſondern daß dadurch die alte Mäßigkeit der Soldaten, wenn ſie ſo durch Ueberfluß zur Wolluſt und Uepigkeit geleitet werden, ganz verdorben wird.„ Aber Scipio antwortete: „Ich habe einen ſo genauen Quäſtor nicht nöthig, ich will den Krieg mit aufgeſpannten vollen Segeln führen, und ich bin mehr von meinen Thaten als von den Unkoſten der Republik Rechenſchaft zu geben ſchuldig.„

Darauf begab ſich Cato aus Sicilien nach Rom, und ſchrie mit dem Fabius im Senate wider den Scipio, daß er ungeheure Summen Geldes verſchwendete, kindiſche Ergötzlichkeiten in den Fechtſchulen und auf den Schauplätzen anſtellte, und ſich mehr wie einen Aufſeher der Luſtbarkeiten, als wie einen Feldherrn betrüge. Er brachte es auch ſo weit, daß Tribunen nach Sicilien zu dem Scipio geſchickt wurden, welche ihn, wenn die Beſchwerden gegründet wären, nach Rom abholen ſollten. Aber ſie ſahen, daß Scipio vortrefliche Kriegsanſtalten gemacht hatte, welche den Sieg zu verſprechen ſchienen, und daß die gefällige Freygebigkeit, mit welcher er ſich nebſt ſeinen Freunden, wenn er Muße hatte, ergötzte, ihn

nicht von der Sorgfalt für ſeine groſſen Angelegenheiten abhielten. Scipio ſegelte zum Kriege nach Africa.

Cato vermehrte zu Rom ſein Anſehn durch ſeine Beredtſamkeit ungemein: man nannte ihn den römiſchen Demoſthenes. Aber ſeine Lebensart erwarb ihm noch mehr Ruhm. Denn die Stärke in der Beredtſamkeit war damals ein allgemeiner Gegenſtand des Eifers der römiſchen Jugend: aber es war eine Seltenheit, einen Mann zu ſehen, der ſich noch nach alter Art der Arbeit ſelbſt unterzog, ſimple Mahlzeiten nur mit kalten Speiſen hielt, mit einem ſchlechten Kleide und gemeinem Hauſe zufrieden war, und es für beſſer hielt, überflüßige Dinge nicht nöthig zu haben, als ſie zu beſitzen. Der Römiſche Staat konnte wegen ſeiner Gröſſe ſeine Reinigkeit der Sitten nicht erhalten, ſondern nahm mit der Herrſchaft über ſo viele Länder und Menſchen die verſchiednen Sitten und Lebensarten an, mit denen er in Verhältniſſe kam, und die zu Beyſpielen gereichten. Man bewunderte daher den Cato mit Recht, da man ſahe, daß andre durch Wollüſte geſchwächt, und durch Arbeit gleich ermattet wurden, er aber durch keines von beyden ſeine Kräfte verlor, und

nicht nur in ſeiner Jugend, da ihn der Ehrgeitz trieb, ſondern auch im hohen Alter, da er ſchon Conſul geweſen war, und einen Triumph gehalten hatte, wie ein Fechter, der ſchon den Preis errungen hat, immerfort bey ſeiner ſtrengen Lebensart, und ſich ganz gleich blieb. Er ſagt ſelbſt in ſeinen Schriften, daß er niemals ein Kleid getragen, welches ihm mehr als hundert Drachmen * gekoſtet, daß er auch als Prätor und Conſul mit ſeinen Knechten einerley Wein getrunken, und daß er zum Eſſen niemals mehr als für dreyſſig Seſtertien ** vom Markte einkaufen laſſen, und dieſes bloß des Vaterlandes wegen, damit ſein Körper Kräfte zum Kriege behielte. Er habe eine geſtickte Babyloniſche Madraze geerbt, und ſie gleich wieder verkauft, er habe keinen von ſeinen Meyerhöfen weiſſen oder übermahlen laſſen, er habe niemals einen Sklaven gekauft, der mehr als tauſend und fünfhundert Drachmen *** geko-

* 12 Rthlr. 12 ggr.

** 23 ggr.

*** 187 Rthlr. 4 ggr. Die Sklaven waren alſo damals viel theurer als jetzt, da man zu Angola und überhaupt in Africa einen Sklaven für 80, bis höchſtens 100 Rthlr. zu kaufen pflegt.

gekoſtet, weil er keine zärtliche und ſchöne, ſondern arbeitſame und ſtarke Leute zur Beſorgung ſeiner Pferde und ſeiner Viehzucht nöthig gehabt hätte; und wenn dieſe Leute alt geworden wären, ſo hätte er für gut gehalten, ſie zu verkaufen, um ſie nicht unnützer weiſe zu ernähren. Ueberhaupt hielt er nichts für wohlfeil, was überflüßig war, und hätte es für zu theuer gehalten, wenn er es auch hätte für einen Pfennig bekommen können. Er ſchätzte auch Aecker und Wieſen viel höher als ſchöne geputzte Gärten.

Verſchiedne hielten dieſes für eine niedrige Kargheit, andre glaubten, er ſchränkte ſich deswegen ſo ſehr ein, um durch ſein Beyſpiel einen Eindruck auf andre zu machen, und ſie zur weiſen Sparſamkeit zu reitzen. Was aber ſeine Gewohnheit in Abſicht der Sklaven betrift, ſie nämlich als Laſtthiere zu gebrauchen, und wenn ſie alt wurden, zu verſtoſſen und zu verkaufen, ſo kann ich das nicht anders als für eine unedle Geſinnung eines Menſchen halten, der da glaubt, daß er mit andern Menſchen bloß ſeines eigenen Nutzens wegen im Verhältniſſe ſteht. Und die Gütigkeit iſt noch von einem weitern Umfange als die Gerechtigkeit. Pflicht und Gerechtigkeit kön=

können wir nur gegen andre Menſchen beweiſen: aber Güte und Wohlthätigkeit kann ſich auch bis auf unvernünftige Thiere erſtrecken; milde, ſanfte Geſinnung iſt ein reicher, überflieſſender Quell. Ein gutgeſinnter Mann ernährt auch alte, unbrauchbare Pferde und Hunde. Die Athenienſer lieſſen die Mauleſel, die ſie zum Baue des Tempels Hekatompedon gebraucht hatten, frey und ledig auf die Weide laufen, und einen von dieſen Mauleſeln auf gemeine Koſten bis an ſeinen Tod füttern, welcher von ſelbſt wieder zur Arbeit zurückgekehrt war, und den andern Thieren, die beladene Wagen auf das Schloß zogen, vorangelaufen war, und ſie gleichſam ermuntert hatte. Die Pferde des Cimons, mit welchen er in den Olympiſchen Spielen dreymal den Preis erhalten hatte, wurden neben ſeiner Grabſtätte begraben, ſo wie viele andre ihre Hunde, die ſie immer um ſich gehabt hatten, begraben lieſſen, z. B. jener Xanthippus, der ſeinen Hund, welcher, als er mit dem Athenienſiſchen Volke, das die Stadt beym Einbruche der Perſer verließ, nach Salamis überſchifte, neben ſeinem Schiffe herſchwamm, auf dem Vorgebürge an dem Orte begraben ließ, der noch jetzt Kynosſema, Hundsgrab,

grab, heißt. Man muß mit den lebendigen Geſchöpfen nicht wie mit Schuhen und andern Hausgeräthe umgehen, welches man wegwirft, wenn es unbrauchbar geworden iſt, ſondern ſich zur Güte und Milde gegen ſie gewöhnen, wenn es auch aus keiner andern Urſache geſchähe, als ſich in menſchenfreundlichen Geſinnungen zu üben. Ich für meine Perſon würde nicht einmal einen Ochſen, der mir gearbeitet hätte, wegen des Alters verkaufen, vielweniger einen Menſchen, der in meinem Dienſte alt geworden wäre, von ſeiner Nahrung und aus dem ihm gewohnten Hauſe, wie aus ſeinem Vaterlande, um eines kleinen Gewinnſtes willen verjagen, zumal da er dem Käufer eben ſo wenig nützen würde als dem Verkäufer.

Cato ſuchte eine Art von Ruhm im Gegentheile, und ſagt ſelbſt, er habe das Pferd, deſſen er ſich in ſeinen Feldzügen in Spanien als Conſul bedient, dort zurückgelaſſen, um nicht dem Staate das Fahrgeld dafür anrechnen zu dürfen. Man mag ſelbſt urtheilen, ob dieſes von einer hohen Denkungsart oder von einem niedrigen Geitze zeige.

In

In Abſicht ſeiner übrigen Mäßigung verdiente Cato allerdings Bewundrung. Er nahm als Feldherr für ſich und ſein Gefolge nicht mehr als monatlich drey attiſche Scheffel Waitzen, und täglich für ſein Zugvieh nicht völlig drey halbe Scheffel Gerſte. Als Stadthalter von Sardinien zeigte er eine Sparſamkeit, die gegen die vorigen Stadthalter einen unglaublichen Unterſchied machte. Dieſe waren gewohnt geweſen, auf öffentliche Koſten viele Zelter, Betten, und Kleidungsſtücke, und ein zahlreiches Gefolge, und koſtbare Tafeln und andern Aufwand zu unterhalten, wodurch die Einwohner ſehr bedrückt wurden. Cato verurſachte nicht die geringſten öffentlichen Unkoſten. Er reiſete in den Städten zu Fuſſe herum, und hatte einen einzigen Diener zur Begleitung, welcher ihm ſein Kleid und ein Gefäß zum Opfern nachtrug. So ſimpel und gütig er ſich aber hierinnen gegen ſeine Untergebenen bewies, ſo viel Ernſt und Gravität zeigte er in ſeinen Amtsgeſchäften. In der Verwaltung der Gerechtigkeit war er unerbittlich, und in ſeinen Verordnungen ſtreng: niemals war den Sardiniern die Herrſchaft der Römer ſo liebreich und zugleich ſo furchtbar vorgekommen.

Eben

Eben ſo war auch ſeine Art ſich auszudrücken beſchaffen: zugleich gefällig und ernſthaft, angenehm und erſchreckend, ſcherzhaft und finſter, witzig und gründlich. Er war ſo, wie Sokrates vom Plato geſchildert wird, welcher erzehlt, daß Sokrates dem äuſerlichen Anſehn nach ein uncultivirter ſpöttiſcher Mann zu ſeyn geſchienen habe, und dennoch voller ernſthafter Weisheit geweſen ſey, wodurch er ſeine Zuhörer bis zum Weinen rühren, und ihre ganze Denkungsart ändern können. Daher weiß ich nicht, wie einige den Ausdruck des Cato mit des Lyſias ſeinem haben in Vergleichung ſtellen können, obgleich das Urtheil darüber denen zukommt, die mehr von der Römiſchen Schreibart als ich verſtehen. Ich will dafür hier einige von ſeinen denkwürdigen Reden anführen, denn meiner Meynung nach kann man den Charakter eines Menſchen beſſer aus ſeinen Reden und aus ſeiner Schreibart als aus ſeiner Phyſiognomie (wie einige behaupten) erkennen.

Als er einſtmals das Römiſche Volk von ſeiner zur Unzeit vorgebrachten Foderung, daß eine Menge Korn ausgetheilt werden ſollte, abbringen wollte, ſo fieng er ſeine Rede mit dieſen Worten an: „Ich

„Ich halte es, meine lieben Mitbürger, für ſchwer, an den Bauch, der keine Ohren hat, eine Rede zu halten.„ Als er ſich über die Ueppigkeit der Römer beſchwerte, ſagte er: Eine Stadt, in welcher ein Fiſch theurer bezahlt wird als ein Ochſe, kann ſchwerlich ihren Wohlſtand erhalten. Ein andermal ſagte er: Ihr Römer machts wie die Schaafe: ſo wie kein Schaaf für ſich allein folgt, aber alle in einer Heerde zuſammen ihrem Führer folgen, ſo folgt ihr in euren Verſammlungen ſolchen Leuten, die ihr in euren Privatangelegenheiten nicht möchtet zu Rathgebern haben.

Als er einſtmals von der Herrſchaft der Weiber ſprach, ſagte er: Alle Männer herrſchen über ihre Frauen, wir herrſchen über alle Männer, und unſre Frauen über uns. Aber dieſer Witz iſt dem Themiſtokles abgeborgt, welcher ſeiner Frau, die viele Anſchläge ihres Sohnes bey ihm durchzuſetzen ſuchte, die Antwort gab: Frau, die Athenienſer herrſchen über die Griechen, ich über die Athenienſer, du über mich, und unſer Sohn über dich. Der unverſtändige junge Menſch mag alſo ſeine Gewalt ja mäßigen, durch welche er mehr als alle Griechen vermag.

In

Er pflegte auch zu ſagen, das Römiſche Volk beſtimme nicht nur den Preis des Purpurs, ſondern auch der Künſte und Wiſſenſchaften: denn wie die Färber denjenigen Purpur am meiſten färbten, der die mehrſten Liebhaber fände, ſo lernten die jungen Leute diejenigen Wiſſenſchaften und Künſte mit dem gröſten Eifer, denen das Volk das mehrſte Lob ertheilte.

In ſeinen Ermahnungen an die Römer drückte er ſich öfters ſo aus: Wenn ihr durch Tugend und Mäßigung ſo groß geworden ſeyd, ſo verändert euch nicht zu eurem Nachtheile: wenn ihr aber durch Bosheit und Unmäßigkeit eine ſo groſſe Macht erlangt habt, ſo verändert euch zu eurem Vortheile, denn ihr ſeyd alsdenn durch ſolche Künſte ſchon groß genug geworden.

Von denen, die ſich oft ſo eifrig um das Conſulat bewarben, ſagte er, ſie wären gleichſam Leute, die den Weg nicht wüßten, und ſich beſtrebten, die Gerichtsdiener zu Führern zu bekommen, damit ſie ſich nicht verirrten. Er war auch mit ſeinen Mitbürgern nicht zufrieden, wenn ſie einerley Perſon öfters zum Conſulate erwählten. Es ſcheint, ſagte er, daß ihr entweder das

Con=

Conſulat nicht für wichtig haltet, oder wenige Perſonen für wichtig genug zum Conſulate.

Von einem ſeiner Feinde, der ſchlecht lebte, ſagte er: Seine Mutter hält es mehr für einen Fluch als für einen Wunſch, wenn man ihr wünſchet, daß ſie ihren Sohn dem Staate hinterlaſſen mögte.

Er zeigte einſtmals auf einen Menſchen, der ſeine vom Vater hinterlaſſenen Güter, welche am Meere lagen, hatte verkaufen müſſen, und ſtellte ſich, als wenn er ihn bewunderte. Der Mann, ſagte er, vermag mehr als das Meer, was dieſes kaum hätte verſchlingen können, hat er ſehr leicht verſchluckt.

Als der König Eumenes nach Rom kam, und der Senat ihn mit vieler Pracht empfieng, und die vornehmſten Römer in Ehrenbezeigungen gegen dieſen Fürſten wetteiferten, ſo bezeigte Cato offenbar eine Abneigung gegen ihn, und hütete ſich vor ſeiner Geſellſchaft. Man ſtellte ihm vor, daß dieſer König ſehr gütig, und ein Freund der Römer wäre. — Mags ſeyn, ſagte er, aber ein König iſt von Natur ein Thier, das gerne Menſchenfleiſch frißt. Und keiner der allerberühmteſten Könige verdient mit dem Epaminondas,

dem Perikles, dem Themiſtokles, dem Manius Curius, dem Amilcar, mit dem Zunamen Barcas, in Vergleichung geſtellt zu werden.

Er ſagte zuweilen: Meine Feinde haſſen mich, weil ich noch in der Nacht aufſtehe, und mit Verabſäumung meiner eignen Angelegenheiten mich dem Beſten des Staats widme. Ich will aber lieber Gutes thun, ohne Dank dafür zu haben, als Böſes, ohne Strafe zu bekommen. Und ich verzeihe den Fehlern der andern weit mehr als den meinigen.

Als die Römer einſtmals drey Geſandten nach Bithynien ſchickten, davon der eine ein Podagriſt war, der andre vom Trepaniren einen hohlen Kopf hatte, und der dritte für einen Narren gehalten wurde, ſpottete Cato darüber mit dieſen Worten: Die Römer haben eine Geſandtſchaft abgeſchickt, die weder Füſſe, noch Kopf, noch Herz hat.

Als Scipio, aus Liebe für den Polybius, den Cato gebeten hatte, ſich vor die vertriebenen Achäer zu verwenden, und darüber im Senate ein weitläuftiger Wortwechſel entſtand, da einige dieſen Männern die Rückkehr wieder zugeſtanden wiſſen wollten, andre ſich dagegen ſetzten, ſo ſtand

Cato

Cato auf, und ſagte: Wir ſitzen hier den ganzen Tag, und zanken uns darüber, ob einige alte Griechen von den Todtengräbern in Achaja oder von unſern hier ſollen begraben werden. Es wurde darauf dieſen Männern die Rückkehr verſtattet. Wenige Tage darauf ſuchte Polybius es auch vom Senate zu erlangen, daß dieſe Vertriebenen ihre vorigen Ehrenſtellen in Achaja wieder erhalten möchten. Er fragte aber vorher den Cato um ſeine Meynung darüber, welcher ihm lächelnd zur Antwort gab: Du machſt es nicht wie Ulyſſes, und willſt wieder in die Höhle der Cyklopen gehn, um deinen dort vergeſſenen Gürtel und Hut zu holen.

Cato pflegte zu ſagen: Kluge Leute hätten von Narren immer mehr Vortheil, als die Narren von klugen Leuten, denn kluge Leute hüteten ſich vor den Fehlern der Narren, aber die Narren ahmten den Geſchicklichkeiten der Klugen nicht nach. Er ſagte, er möchte lieber junge Leute leiden, die roth würden, als ſolche, die blaß würden, und, — er brauche keine ſolche Soldaten, die auf dem Marſche die Hände, und in den Schlachten die Füſſe bewegten, und die ſtärker ſchnarchen als ſchreyen könnten.

Einſtmals ſpottete er über einen dicken Mann. Wie kann ein ſolcher Körper, ſagte er, dem Staate nützlich ſeyn, der von der Gurgel bis zum Beine ganz vom Bauche eingenommen iſt? Als ein Mann, der dem Vergnügen ſehr ergeben war, ſeine Freundſchaft ſuchte, drückte er ſich darüber ſo aus: Ich kann mit einem Menſchen nicht Umgang haben, deſſen Gaumen mehr Empfindung hat als ſein Herz.

Die Seele eines Verliebten, ſagte er, pflegt in einem andern Körper zu wohnen. — Nur drey Dinge gereueten ihm in ſeinem ganzen Leben, erſtlich, daß er ſeiner Frau ein Geheimniß anvertrauet, zweytens, daß er an einige Orte zur See gereiſet wäre, wohin er hätte zu Lande kommen können, und drittens, daß er einen Tag unbeſchäftigt zugebracht hätte.

Zu einem alten böſen Manne ſagte er: Füge doch zu den vielen Uebeln, die das Alter ohnehin an ſich hat, nicht noch das Uebel der Bosheit hinzu. Zu einem Tribun des Volks, der für einen Giftmiſcher gehalten wurde, und ein nachtheiliges Geſetz in Vorſchlag brachte, und es mit Gewalt durchſetzen wollte, ſagte er: Jüngling, ich weiß nicht, ob es gefährlicher iſt, deinen Trank

zu trinken, oder deinen Vorſchlag zu genehmigen. Einſtmals wies er einen frechen und laſterhaften Menſchen, der auf ihn läſterte, mit dieſen Worten ab: Ich habe einen ungleichen Gegner an dir, denn du ſprichſt gern Böſes, und hörſt dergleichen von dir mit Leichtſinn an; ich aber ſpreche nicht gern Böſes, und bin nicht gewohnt, es von mir zu hören. — Von dieſer Art waren die Scherze und witzigen Einfälle des Cato.

Er wurde mit dem Valerius Flaccus, ſeinem guten Freunde, zugleich Conſul: und bekam das von den Römern ſo genannte diſſeitige Spanien zu ſeiner Provinz. Er unterwarf hier verſchiedene Völkerſchaften theils mit Gewalt der Waffen, theils durch gütliche Unterhandlungen der Herrſchaft der Römer, bekam aber auch ein groſſes Heer Barbaren zu ſeinen Gegnern, und gerieth in Gefahr, auf eine ſchimpfliche Art überwältigt zu werden. Er ſuchte daher den Beyſtand der benachbarten Celtiberen, welche aber zweyhundert Talente * Subſidiengelder verlangten. Jedermann hielt es für etwas unausſtehliges, daß die Römer Barbaren ſollten Hülfsgelder bezahlen. Aber Cato ſagte: Ich finde darinnen

* 200,000 Rthlr.

innen nichts ſchimpfliches, denn wenn wir ſiegen, bezahlen wir die Hülfsgelder von der feindlichen Beute, und wenn wir geſchlagen werden, ſo werden weder Mahner noch Bezahler ſeyn.

Cato ſchlug in dem darauf vorfallenden Treffen die Feinde aufs Haupt, und alles, was er unternahm, gelang ihm. Polybius erzehlt, daß die Mauren aller diſſeits des Fluſſes Bätis gelegenen Städte, deren eine groſſe Anzahl, und die alle voller Soldaten geweſen, auf Befehl des Cato in einem Tage wären zerſtört worden. Cato ſelbſt ſagte, er habe mehr Städte in Spanien eingenommen, als er Tage in dieſer Provinz zugebracht habe; und das war keine Prahlerey, denn er hatte wirklich vierhundert Städte eingenommen.

Unter ſeinen Soldaten, die ſich in dieſem Feldzuge ſchon ſehr bereichert hatten, ließ er jedem Manne ein Pfund Silber austheilen, und ſagte dabey, es ſey beſſer, daß viele Römer Silber, als daß nur wenige Gold mit nach Hauſe brächten. Er ſelbſt aber verſichert, von der ganzen Beute nichts für ſich behalten zu haben, als was er gegeſſen und getrunken habe. Ich tadle diejenigen nicht, ſagte er, welche ſich auf dieſe Art Nutzen

zu

zu ſchaffen ſuchten, aber ich will lieber mit den Tapferſten um die Tapferkeit, als mit den Reichſten um den Reichthum, und mit den Geldgierigen um die Geldgierde wetteifern. Und er hielt ſich nicht allein ſelbſt von aller Beute rein, ſondern er befohl eben dieſes auch ſeinen fünf Sklaven, die er mit nach Spanien zu dieſem Feldzuge genommen hatte. Einer von ihnen, mit Namen Paccus, hatte drey gefangene Knaben gekauft, furchte ſich aber vor dem Cato, der es erfahren hatte, ſo ſehr, daß er ihm nicht wieder vors Gericht kommen wollte, und ſich erhieng. Cato verkaufte die Knaben wieder, und legte das Geld dafür in die öffentliche Kaſſe.

Indem aber Cato noch in Spanien war, brachte es der groſſe Scipio, ſein Feind, der gern ſein Glück aufhalten, und ſelbſt den Krieg in Spanien führen wollte, dahin, daß er zum Nachfolger des Cato in der Provinz Spanien erwählt wurde. Er eilte ſo ſchnell als möglich dahin, um des Cato Herrſchaft zu beendigen. Dieſer aber gieng ihm mit fünf Cohorten Fußvölker, und fünfhundert Mann Reuterey entgegen, und beſiegte unterwegens die Lacetaner, wobey er ſechshundert Ueberläufer gefangen bekam, welche er alle hin-

richten ließ. Dem Scipio, der darüber ſehr unzufrieden war, antwortete er auf eine ſpöttiſche Art: So wird Rom erſt groß werden, wenn die groſſen Männer von vornehmer Geburt denen von dunkler Geburt nicht den Preis der Tapferkeit laſſen wollen, und die vom niedrigen Stande, wie ich bin, mit den Männern von Ruhm und Adel in der Tapferkeit wetteifern.

Indeſſen befohl doch der Senat zu Rom durch ein Decret, daß alle Verordnungen des Cato in Spanien unverändert und gültig bleiben ſollten, wodurch der Regierung des Cato in Spanien weniger Ehre genommen war, als des Scipio ſeiner, der nun ohne beſondre Merkwürdigkeit ſeine Zeit in Spanien zubringen mußte.

Cato hielt zu Rom einen Triumph, und unterſchied ſich nach demſelben gar ſehr von denjenigen, welche nicht wegen der Tapferkeit ſelbſt, ſondern wegen der Ehre dabey tapfer ſind, und wenn ſie die höchſten Ehrenſtufen erlangt haben, und Conſuln geweſen ſind, und einen Triumph gehalten haben, die übrige Zeit ihres Lebens in Ruhe und Vergnügen zubringen, und ſich um das Beſte des Staats nicht mehr bekümmern. Er ließ im Eifer fürs gemeine Beſte nicht nach, und ſtrebte,

te, gleich denen die erſt anfangen ſich dem Dienſte des Staats zu widmen, und nach Ruhm und Ehre durſten, ſich wieder von neuen hervorzuthun. Er bewies ſich für ſeine Freunde und Mitbürger theils vor Gerichten geſchäftig, theils diente er im Felde.

Er wohnte als Legat dem Feldzuge bey, welchen der Conſul Tiberius Sempronius nach Thracien und an der Donau unternahm. Er gieng auch als Oberſter unter dem Manius Acilius wider Antiochus den Groſſen nach Griechenland zu Felde; welcher König ſich den Römern furchtbarer machte als irgend ein andrer Feind, auſſer dem Annibal. Er hatte beynahe den ganzen Theil von Aſien, den Seleukus Nikator beſeſſen, eingenommen, und viele kriegriſche Völkerſchaften unter ſeine Bothmäßigkeit gebracht. Darauf trieb ihn ſein Ehrgeitz zum Kriege gegen die Römer, die er gleichſam noch als die einzigen würdigen Gegner von ſich betrachtete. Um einen ſcheinbaren Vorwand zu haben, gab er vor, er wolle die Griechen in Freyheit ſetzen, die doch dieſes gar nicht nöthig hatten, weil ſie eben erſt waren durch die Römer von der Oberherrſchaft des Macedoniſchen Königs Philippus befreyt, und in den

Genuß ihrer eignen Rechte und Unabhängigkeit geſetzt worden.

Antiochus rückte mit einem groſſen Heere in Griechenland ein, welches ſogleich in Bewegung und Unruhe kam, und von ſeinen Demagogen durch die groſſen Verſprechungen des Königs verführt wurde. Manius ſuchte durch Geſandten die Städte in ihrer Treue zu erhalten, und die meiſten, welche von der Parthey der Römer abfallen wollten, gewann Titus Flamininus wieder, ohne Gewalt zu gebrauchen, und beruhigte ſie, wie in ſeinem Leben ſoll erzehlt werden. Cato beruhigte die Korinther, Paträer, Aegäer, und hielt ſich die meiſte Zeit zu Athen auf. Er ſoll auch daſelbſt eine Rede in griechiſcher Sprache an das Athenienſiſche Volk gehalten, und unter andern geſagt haben, daß er aus Hochachtung gegen die alten Athenienſer, und aus Begierde, eine ſo groſſe und ſchöne Stadt zu ſehen, mit vielem Vergnügen ſich nach Athen begeben habe. Aber dieſe Nachricht iſt falſch. Cato unterredete ſich mit den Athenienſern durch einen Dolmetſcher, ob er gleich im Stande geweſen ſeyn mag mit ihnen griechiſch zu ſprechen, allein er blieb bey der hergebrachten Gewohnheit, und ſpottete

ſo=

ſogar über diejenigen, welche für alles Griechiſche eingenommen waren, wie er denn vom Poſtumius Albinus, welcher eine Geſchichte in griechiſcher Sprache geſchrieben, und deswegen um Verzeihung gebeten hatte, ſagte: man hätte ihm alsdenn wohl müſſen verzeihen, wenn er durch einen Befehl der Amphictyonen wäre genöthigt worden, dieß Werk zu ſchreiben. Indeſſen ſollen die Athenienſer die Kürze und Stärke ſeines Ausdrucks bewundert haben, denn er ſagte das immer mit wenigen Worten, was der Dolmetſcher viel weitläuftiger ausdrücken mußte: ſie hatten daher geſagt, ſie glaubten, die Worte der Griechen kämen von den Lippen, und der Römer ihre aus dem Herzen.

Antiochus hatte mit ſeinen Truppen die engen Päſſe bey Thermopylä beſetzt, und da er dieſe von Natur feſten Oerter noch mehr durch Mauren und Verſchanzungen befeſtigt hatte, ſo glaubte er, ganz ſicher gegen alle Anfälle zu ſeyn. Die Römer lieſſen auch alle Hofnung fahren, ihn von vorne angreifen zu können. Aber Cato beſann ſich, daß hier die Perſiſche Armee die Lacedämonier umringt und eingeſchloſſen hätte. Er gieng daher des Nachts mit einigen Truppen ab, um

einen

einen Umweg zu ſuchen. Als er aber eben dieſe Höhen erreicht hatte, verlor ſein Wegweiſer, welcher ein Gefangener war, den Weg, und er irrte mit ſeinen Soldaten in unwegſamen ſteilen Gegenden herum, ſo daß jedermann furchtſam und muthlos wurde. Cato, der die Gefahr einſahe, befahl den Soldaten insgeſammt, ganz ſtille zurückzubleiben, und gieng ſelbſt, bloß in Begleitung des Lucius Manlius, der ſehr gut klettern konnte, in ſtockfinſtrer Nacht, mit groſſer Gefahr und Mühe immer weiter fort, und kroch zwiſchen wilden Oelbäumen und Felſen, in der gröſten Ungewißheit, ohne etwas zu ſehen, bis er auf einen Fußſteig kam, von dem er glaubte, daß er herab ins feindliche Lager führe. Er ſteckte auf einigen Höhen, die über den Berg Kallidromus hervorragten, Zeichen, die man von ferne ſehen konnte, gieng zu ſeinen Truppen wieder zurück, und führte ſie auf die Zeichen zu, und kam auch glücklich auf den bemerkten Fußſteig. Indem ſie aber ein wenig weiter fortrückten, hörte der Weg auf, und verlor ſich in einem tiefen Abgrunde, wodurch die Truppen wieder furchtſam und zaghaft wurden, ohne zu wiſſen, daß ſie den Feinden ſo nahe ſtünden.

Als

Als der Tag angebrochen war, wollte ein Soldat ein Geräuſch gehört, und auch den griechiſchen Wall und eine Vorwache unten am Berge bemerkt haben. Cato ließ alſo die Truppen ruhig bleiben, und rief bloß die Firmianer zu ſich, deren Treue und Bereitwilligkeit er immer erfahren hatte. Er ſagte, als ſie ſich haufenweiſe um ihn herumgeſtellt hatten: Es iſt nöthig, daß wir einen feindlichen Soldaten gefangen bekommen, um von ihm zu erfahren, was das hier für Vorwachen und wie ſtark ſie ſind, und wie die feindliche Verfaſſung, Schlachtordnung, und Anſtalten, mit denen ſie uns empfangen werden, beſchaffen ſind. Hierbey kommts nur auf Geſchwindigkeit und Muth an, worauf ſich auch unbewafnete Löwen verlaſſen, wenn ſie auf feige Thiere losgehn.

Sobald die Firmianer dieſes gehört hatten, liefen ſie ſogleich den Berg hinab auf die Vorwachen los, und überfielen ſie ſo unerwartet, daß dieſe voller Schrecken ſich zerſtreuten: einer wurde mit ſeiner Rüſtung aufgefangen, und dem Cato überliefert. Von dieſem erfuhr er, daß das groſſe Heer des Königs in den engen Päſſen ſtünde, und die Anhöhen nur mit ſechshundert ausgerleſe=

erleſenen Aetoliern beſetzt wären. Voll Zuver=ſicht, dieſe geringe Mannſchaft zu ſchlagen, ließ er ſeine Truppen ſogleich unter Trompetenſchalle und Feldgeſchrey anrücken, und zog ſelbſt zuerſt den Degen. Wie die Feinde ſahen, daß ſie von den Höhen herab angegriffen wurden, flohen ſie, ohne Widerſtand zu thun, ins groſſe Lager, und erfüllten alles mit Furcht und Schrecken.

Indeſſen grif auch Manius unten an den Ber=gen die feindlichen Verſchanzungen an, und ſtürm=te die engen Päſſe mit ſeiner ganzen Macht, wo=bey Antiochus ſelbſt mit einem Steine ſo hart in den Mund getroffen wurde, daß ihm die Zähne ausgeſchlagen waren, und er vor groſſem Schmer=ze mit ſeinem Pferde umwandte, und das Ge=fecht verließ. Darauf blieb kein Theil ſeiner Ar=mee mehr ſtehen, obgleich die Flucht wegen der unwegſamen Defileen und irre führenden Wegen ſehr gefährlich war, und die, die fehl traten, in tiefe Sümpfe oder auf ſpitzige Felſen fielen, wel=ches um ſo eher geſchahe, weil ſich alle Truppen durch die engen Päſſe durchdrängten, und indem ſie dem Römiſchen Schwerdte zu entfliehen ſuch=ten, ſich im Gedränge ſelbſt tödteten.

Cato,

Cato, der ſich gern ſelbſt lobte, und den Vorwurf einer offenbaren Ruhmredigkeit, welche zuweilen die Nachfolgerin groſſer Thaten iſt, nicht vermied, pflegte beſonders dieſe That immer ſehr zu erheben. Er ſagte: Diejenigen, welche ihn damals hätten auf die Feinde einhauen, und ſie verfolgen geſehen, hätten geſtehen müſſen, daß Cato dem Römiſchen Volke nicht ſo viele Verbindlichkeit ſchuldig wäre, als das Römiſche Volk ihm: und Manius, der Conſul, hätte noch ganz warm von der Hitze des Streits ihn ſogleich nach dem Siege, da er ſelbſt auch noch ganz erhitzt geweſen ſey, umarmt, und eine lange Weile hindurch geküßt, und voller Freude geſchrien, daß weder er ſelbſt noch das ganze Römiſche Volk dem Cato dieſe groſſen Verdienſte genug vergelten könnten.

Gleich nach der Schlacht wurde Cato nach Rom geſchickt, um die Nachricht dieſes Sieges ſelbſt zu überbringen. Er kam glücklich zur See nach Brunduſium, von da in einem Tage nach Tarent, und am fünften Tage zu Rom an, wo er der erſte war, der die Nachricht von dem Siege meldete, und dadurch die ganze Stadt mit Freude erfüllte. Es wurden Dankfeſte gehalten, und

das

das Römiſche Volk glaubte nunmehr, daß es vermögend ſey, die ganze Welt und alle Meere ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen.

Dieß ſind die merkwürdigſten kriegriſchen Thaten des Cato. In Abſicht ſeiner Beſchäftigungen in Civilſachen bemerkt man an ihm einen groſſen Eifer, die Vergehungen der andern Bürger zur Strafe zu ziehen, und überhaupt Leute anzuklagen. Er klagte viele ſelbſt vor Gerichte an, er war denen behülflich, die andre anklagten, und er hetzte ſogar verſchiedene auf, wie er denn den Petillius dazu bewog, daß er den groſſen Scipio bey dem Volke anklagte. Aber dieſe Klage ließ er nachher fahren, da er ſahe, daß er kein Todesurtheil wider den Scipio zuwege bringen konnte, und dieſer Held vom vornehmen Geſchlechte und eben ſo groſſer Denkungsart die Verläumdungen unter ſeine Füſſe trat. Indeſſen ſuchte er ſich doch an deſſen Bruder, dem Lucius Scipio zu rächen, und brachte es in Verbindung mit andern Anklägern dahin, daß dieſer Scipio zu einer groſſen Geldſtrafe verdammt wurde, welche er nicht vermögend war zu bezahlen, und deswegen Gefahr lief, ins Gefängniß geworfen zu werden, wenn er nicht noch durch die Hülfe der Tribunen,

an

an die er ſich wandte, wäre gerettet worden. So ſoll auch Cato einen jungen Menſchen, der einem Feinde ſeines verſtorbenen Vaters das Urtheil der Infamie zugezogen hatte, und dem Cato auf dem Markte begegnete, mit dieſen Worten umarmt haben: **Solche Todtenopfer muß man ſeinen Aeltern bringen: man muß ihnen anſtatt der Schaafe und Böcke die Thränen und Verdammungsurtheile ihrer Feinde opfern.**

Aber er blieb auch ſelbſt nicht unverletzt, ſondern ſo oft er ſeinen Feinden nur Gelegenheit gab, zogen ſie ihn vors Gericht, vor welchem er beynahe funfzigmal, * und das letztemal, als er ſchon ſechs und achtzig Jahr alt war, ſich hat vertheidigen müſſen, bey welcher Gelegenheit er die bekannten Worte geſagt haben ſoll: **Wie ſchwer iſts, gegen ſolche Menſchen ſich zu vertheidigen, mit denen man nicht gelebt hat!** Aber er hörte auch in ſeinem Alter nicht auf, andre anzuklagen, und verklagte vier Jahre hernach, im neunzigſten Jahre ſeines Alters, den Servilius Galba; denn er lebte, wie Neſtor, drey Menſchenalter hindurch, und immer in Beſchäftigungen. Er widerſetzte

* Nach dem ältern Plinius Libr. VII. c. 27. vier und vierzigmal.

ſich, wie wir ſchon bemerkt haben, beſtändig dem großen Scipio in den Staatsangelegenheiten, und trieb dieſe Feindſchaft gegen den jüngern Scipio fort, welcher ein adoptirter Enkel des großen Scipio, und ein Sohn des Aemilius Paulus, des Ueberwinders des Macedoniſchen Königs Perſeus, war.

Zehn Jahr nach ſeinem Conſulate hielt Cato um das Amt eines Cenſors an. Dieſes Amt war der Gipfel der Ehrenämter zu Rom, und gewiſſermaſſen die allervollkommenſte Herrſchaft im Staate. Es war damit auſſer vieler andern Gewalt auch die Aufſicht über das Betragen und die Sitten der Römer verbunden. Denn ſie meynten, daß weder Verheyrathung, noch Kinderzeugen, noch Lebensart, noch Gaſtmale, ohne Aufſicht bleiben, und jedes Wohlgefallen und Willkühr überlaſſen ſeyn dürfte: ſie glaubten, daß man aus dieſen Dingen weit mehr als aus den öffentlichen und bürgerlichen Handlungen den Charakter eines Menſchen erkennen könne. Sie ſetzten daher jährlich zwey Aufſeher und Richter, einen aus den patriciſchen Geſchlechtern, den andern aus dem Volke, welche Sorgfalt tragen mußten, daß niemand in Wollüſten ausſchweifen, und von der

in

in Rom gebräuchlichen Lebensart abgehen durfte. Dieſe Männer nannten ſie Cenſoren. Sie hatten ſo viel Gewalt, daß ſie einem Ritter ſein Pferd, als das Zeichen ſeines Standes, nehmen, und einen Senator, wenn er unordentlich lebte, aus dem Senate ſtoſſen konnten. Sie hatten auch die Aufſicht über die Schätzung des Vermögens der Römiſchen Bürger, und richteten darnach die Claſſen und Rangordnung der Römiſchen Bürger ein. Es war auch noch viele andre Gewalt mit dieſem Amte verbunden.

Die vornehmſten und angeſehnſten Männer im Senate zu Rom waren dem Cato, als er ſich zu dieſem Amte meldete, entgegen. Die Patricier aus den edelſten Geſchlechtern waren darüber eiferſüchtig, und glaubten, aller Vorzug des Adels gienge verloren, wenn Männer von ſo ganz dunklem Urſprunge zur größten Gewalt und Ehre ſtiegen, andre hingegen, welche ſich ihrer ſchlechten Aufführung und Uebertretung der hergebrachten Gewohnheiten bewußt waren, furchten ſich vor der Strenge dieſes Mannes, der bey ſeiner Gewalt gewiß hart und unerbittlich ſeyn würde. Daher vereinigten ſie ſich mit einander, und ſtellten ſieben andre Mäner auf, die mit dem Ca-

to zugleich ſich um das Cenſoramt bewarben. Dieſe ſchmeichelten dem Volke mit lauter angenehmen Hofnungen, und betrugen ſich ſo, als wenn eine gelinde und den Neigungen der Römer nachſehende Cenſur nöthig wäre. Cato hingegen ließ von ſeiner ſtrengen Denkungsart nicht ab, ſondern drohte vielmehr den böſen Bürgern in ſeinen Reden öffentlich, und ſchrie, die Stadt Rom habe eine groſſe Reformation nöthig, und das Volk müſſe, wenn es klug wäre, vor ſeine Uebel keinen gelinden ſondern einen recht ſcharfen Arzt wählen, und ſolch ein Mann ſey er, und einer von den Patriciern, Valerius Flaccus: mit dieſem zugleich könne er das verdienſtliche Werk thun, die Ueppigkeit und Weichlichkeit in der Stadt Rom, wie Herkules jene vielköpfigte Schlange, zu tödten und zu verbrennen, die andern Competenten um dieſes Amt ſuchten alle durch unrechtmäſſige Mittel es zu erlangen, weil ſie ſich vor die fürchteten, die dieſe Würde gut verwalten möchten.

Das Römiſche Volk dachte groß, und war groſſer Führer würdig. Es furchte ſich vor der hohen Strenge des Cato nicht, übergieng ſeine Mitbewerber, die Schmeicheleyen ſagten, und von denen es ſchien, daß ſie ihr Amt nach Gunſt verwalten

walten würden, und erwählten den Cato nebſt dem Valerius Flaccus zu Cenſoren. Cato hatte nicht ſowohl um das Cenſoramt gebeten, als vielmehr es ſchon vorher durch gebieteriſche Strafreden ausgeübt.

Er machte ſeinen Freund und Amtsgenoſſen Valerius Flaccus zum Erſten im Senate. * Unter vielen andern, die er aus dem Senate ſtieß, war auch Lucius Quintius Flamininus, der ſieben Jahr vorher Conſul geweſen war, und, welches noch mehr zu ſeinem Anſehn beytrug, den Titus Flamininus, den Ueberwinder des Königs Philippus, zum Bruder hatte. Die Urſache ſeiner Verſtoſſung aus dem Senate war folgende.

Lucius Flamininus liebte einen gewiſſen jungen Menſchen ſo ſehr, daß er ihn immer bey ſich

* Die Cenſoren hatten nämlich das Recht, neue Perſonen in den Senat aufzunehmen, und diejenigen, die ſie dieſer Ehre für unwürdig hielten, aus der Rolle der Senatoren auszuſtreichen. Derjenige, den ſie in ihrer Senatorenrolle oder Liſte oben an geſetzt hatten, hieß princeps Senatus, und hatte zwar nicht den Vorſitz, der den Conſuln zukam, aber doch die vorzüglichſte Ehre.

hatte, und allenthalben, auch als Feldherr im Kriege, ihm ſo viel Ehre und Gewalt ließ, wie keiner ſeiner vornehmſten Begleiter und Freunde genoß. Wie Flaminius als Proconſul ſich in der Provinz befand, ſo ſagte dieſer junge Menſch einſtmals, der, wie gewöhnlich, mit bey einer Gaſterey zugegen war, unter andern Schmeicheleyen zum Flaminius, der beym Weine leicht eingenommen werden konnte: „Ich liebe dich ſo ſehr, daß ich dir hieher nachgeeilt bin, obgleich zu Rom ein Fechterkampf gehalten wurde, dergleichen ich noch niemals geſehen, und ich ſchon längſt gewünſcht habe, einen Menſchen umbringen zu ſehen.„ Flamininus, der dieſe Schmeicheley erwiedern wollte, antwortete: — „Dieſes Wunſches wegen brauchſt du nicht unruhig zu ſeyn, ich will ihn dir bald erfüllen.„ Er ließ darauf einen zum Tode verurtheilten Menſchen und einen Gerichtsdiener mit einem Beile ins Zimmer kommen, fragte ſeinen Liebling nochmals, ob er Luſt hätte dieſen Menſchen umbringen zu ſehen, und da dieſer es bejahete, ſo ließ er dieſem Menſchen den Kopf abſchlagen. So erzehlen die meiſten die Sache, und Cicero läßt ſie auch eben ſo den Cato ſelbſt in ſeiner Abhandlung vom Alter erzehlen.

erzehlen. Aber Livius ſagt, dieſer Menſch wäre ein Gallier geweſen, der zu den Römern übergelaufen wäre, und nicht der Gerichtsdiener ſondern Flamininus ſelbſt hätte ihn getödtet, und Cato hätte dieſe Umſtände in ſeiner Rede ſelbſt erzehlt. *

Der Bruder des aus dem Senate geſtoſſenen Lucius Flamininus nahm dieſen Schimpf ſo übel, daß er ſich an das Volk wandte, und foderte, Cato ſollte die Urſache davon angeben. Cato erzehlte alſo den Vorfall bey jenem Gaſtmale in der Provinz, aber Lucius Flamininus leugnete die Sache, worauf ihn Cato zum Eydſchwure trieb, welchen aber Lucius nicht leiſten wollte, daher das Volk glaubte, er ſey mit Recht geſtraft worden. Als er aber bey einem Schauſpiele, einige Zeit darauf, auf das Theater kam, bey dem Platze, wo die geweſenen Conſuln ſitzen, vorbey gieng, und ſich ſehr weit davon niederſetzte, ſo hatte das Volk ſo viel Mitleiden mit ihm, daß es ihn mit Geſchrey nöthigte, ſeinen vorigen Platz wieder in Beſitz zu nehmen, und dadurch das Geſchehene ſo gut es konnte wieder gut machte.

* Liv. Libr. XXXIX. cap. 42.

Cato ſtieß auch einen andern Mann, Manilius, der die größte Hofnung zum nächſten Conſulate hatte, aus dem Senate, und zwar aus der Urſache, daß er ſeine Frau am Tage, in Gegenwart ſeiner Tochter, geküßt hatte. Cato ſelbſt ſagte, daß er ſeine Frau nicht anders als bey groſſen Donnerwettern umarmt hätte, und ſetzte ſcherzend hinzu, er ſey alsdenn immer erſt recht glücklich, wenn Jupiter donnere.

Einen beſondern Haß zog ſich auch Cato dadurch zu, daß er dem Lucius Scipio, dem Bruder des groſſen Scipio, einem Manne, der ſchon einen Triumph gehalten hatte, ſein ritterliches Pferd nahm, denn jedermann ſah ein, daß er dieſes nur deswegen that, um durch dieſen Schimpf ſeiner Feindſchaft gegen den groſſen Scipio ein Opfer zu bringen. Die meiſten Römer aber beleidigte er durch die Einſchränkung der Pracht, welche er, da ſie ſchon den größten Theil der Stadt wie eine Krankheit angeſteckt und verdorben hatte, nicht grade zu aufheben konnte, und daher einen Umweg nahm. Er beſtimmte durch ein Edict den Werth der Kleidung, der Wagen, des weiblichen Schmucks, und des andern koſtbaren Hausgeräths, wenn irgend ein Stück davon mehr

mehr als tauſend fünfhundert Drachmen koſtete,* zehnmal ſo hoch als ſie werth waren, und die Beſitzer davon mußten um ſo viel mehr nach dieſer Schätzung öffentliche Abgaben erlegen, denn ſie mußten von tauſend As drey As jährliche Steuer geben, wodurch ſie, wenn ſie ſahen, daß die oeconomiſchen Sparſamern, die einerley Vermögen mit ihnen hätten, weniger Steuren erlegten, zur Entſagung ihrer Verſchwendung und Pracht ſollten bewogen werden. Aber dadurch machte er ſich ſowohl diejenigen zu Feinden, welche fortfuhren ihre Pracht mit dieſer hohen Abgabe zu verzollen, als auch diejenigen, welche dieſer Abgabe wegen ihre Pracht einſtellten. Denn viele meynen, man nimmt ihnen ihren Reichthum, wenn man ihnen verwehrt, ihren Reichthum zu zeigen, welchen man nur in überflüßigen Dingen zeigen könne. Deswegen wunderte ſich der Philoſoph Ariſton, wie man diejenigen, die überflüßige Dinge beſäſſen, für glücklicher halten könne, als die, welche an allen nothwendigen und nützlichen Dingen keinen Mangel hätten. Als Skopas, der Theſſalier, von einem ſeiner Freunde um etwas, das demſelben gar nicht nöthig war, gebeten wur-

* Ueber 197 Rthlr.

de, und dieſer Freund ſelbſt ſagte, daß er ihm um etwas bäte, das eben nicht ſo ſehr nöthig und nützlich wäre, ſo ſagte Skopas: Eben deswegen bin ich reich und glücklich, weil ich unnöthige und überflüßige Dinge beſitze. — So iſt die Begierde nach Reichthum keine von Natur angeborne Neigung, ſondern ſie wird uns durch den gemeinen unvernünftigen Wahn beygebracht.

Cato achtete auf die Beſchwerden über ſich ſo wenig, daß er dadurch nur noch ſtrenger wurde. Er ließ die Waſſerleitungen zerhauen, durch welche die Römer aus den öffentlichen Canälen das Waſſer in ihre Häuſer und Gärten leiteten, er ließ die Gebäude niederreiſſen, die zu weit auf die Straſſen herausgebaut waren, er ſetzte die Taxe ab, für welche die öffentlichen Arbeiten pflegten verdungen zu werden, und erhöhte die Zollverpachtungen aufs äuſſerſte. Dieſes alles zog ihm vielen Haß zu. Titus Flamininus verband ſich mit andern wider ihn, und brachte es dahin, daß ſeine Bauverpachtungen der öffentlichen und heiligen Gebäude, als dem Staate nachtheilig, vom Senate für ungültig erklärt und aufgehoben wurden, und die kühnſten unter den Tribunen verklagten ihn beym Volke, welches ihn mit einer

Geld=

Geldſtrafe von zwey Talenten belegte. Er fand auch vielen Widerſtand, als er die Baſilica auf dem Markte hinter dem Rathhauſe auf öffentliche Koſten bauen ließ, und ihr den Namen **Baſilica Porcia** gab.

Indeſſen ſcheint das Volk mit ſeiner Verwaltung der Cenſur ſehr zufrieden geweſen zu ſeyn. Denn es ließ ihm in den Tempel der Hygiäa eine Ehrenſäule errichten, und in der Inſchrift nicht ſeiner Feldzüge oder ſeines Triumphs Erwähnung thun, ſondern der Inhalt war ohngefähr dieſer, daß Cato als Cenſor den Römiſchen zu ſeiner Verderbniß ſich neigenden Staat durch weiſe gute Verordnungen und eingeführte Gebräuche wieder verbeſſert und aufgerichtet habe.

Ehe ihm dieſe Ehre wiederfuhr, ſpottete er immer über diejenigen, die ſich darauf etwas einbildeten, und ſagte: **Sie wüßten nicht, daß ſie ſich bloß der Werke der Metallarbeiter und Mahler rühmten, von ihm aber die Römiſchen Bürger die ſchönſten Bildniſſe in ihrem Herzen hätten.** Und da einige ihm ihre Verwundrung darüber zu erkennen gaben, daß ſo vielen unberühmten Männern Ehrenſäulen geſetzt würden, und ihm doch keine, antwortete er: **Ich will lieber, daß man**

fragt,

fragt, warum mir keine Ehrenſäule geſetzt worden, als warum mir eine geſetzt worden ſey? Er wollte überhaupt nicht, daß ſich irgend ein guter Römer ſollte loben laſſen, wenn es nicht zum Nutzen des Staats geſchähe, und gleichwol lobte er ſich ſelbſt immer am allermeiſten, und pflegte von denen, welche wegen Vergehungen angeklagt wurden, zu ſagen: Sie verdienen Nachſicht, denn es ſind keine Catonen. Diejenigen, welche ihn in einigen Stücken nachahmen wollten, und ihn nicht erreichen konnten, pflegte er verfehlte Catonen* zu nennen. — Der Senat, ſagte er zuweilen, ſieht in gefährlichen Umſtänden auf mich, wie man bey einem Sturme auf der See auf den Steuermann ſieht, und ſchiebt öfters, wenn ich nicht zugegen bin, die wichtigſten Sachen auf. Das letztere beſtätigten die Zeugniſſe mehrerer Perſonen, denn ſein ſtrenger Lebenswandel, ſeine Beredtſamkeit, und ſein Alter gaben ihm zu Rom ein ſehr groſſes Anſehn.

Cato war auch ein guter Vater, ein liebreicher Ehemann, und ein ſo aufmerkſamer Hausvater, daß er die Aufſicht auf die Hauswirthſchaft für nichts geringes, und für kein bloſſes Nebengeſchäft

* ἐπαριστερὰς Κάτωνας. Siniſtros Catones.

ſchäft hielt; daher ich auch hiervon einige Umſtände, die zu ſeinem Lobe gereichen, anführen will. Seine Gemahlin war von vornehmer Geburt, aber nicht reich: er glaubte, beyde, ſowohl die reichen als die vornehmen Frauenzimmer, beſäſſen einen gewiſſen Stolz, aber die, welche von edler Geburt wären, hätten doch mehr Schaam gegen alles Unanſtändige, und wären daher ihren Männern in guten Sachen gehorſamer. Wer ſeine Frau und ſeine Kinder ſchlüge, vergriffe ſich, nach ſeiner Meynung, an den heiligſten Sachen, und er hielt es für einen gröſſern Ruhm, ein guter Ehemann als ein groſſer Senator zu ſeyn. Daher bewunderte er auch an den alten Sokrates nichts ſo ſehr als ſeine Gelindigkeit und Sanftmuth gegen ſein böſes Weib und ſeine ungerathenen Kinder.

Nach der Niederkunſt ſeiner Gemahlin ließ er ſich durch kein noch ſo nothwendiges Geſchäft, wenn es nicht eine öffentliche Staatsangelegenheit war, davon abhalten, beym Baden und Einwikkeln ſeines Sohnes zugegen zu ſeyn. Seine Gemahlin ſtillte ihr Kind ſelbſt, und zuweilen reichte ſie auch den Kindern ihrer Knechte ihre Bruſt, um durch dieſe mitgetheilte Nahrung ihnen Liebe

gegen

gegen ihren Sohn einzuflöſſen. Sobald ſein Sohn anfieng verſtändig zu werden, unterrichtete er ihn ſelbſt, ob er gleich einen ſehr geſchickten Sklaven, mit Namen Chilo, hatte, welcher viele andre Kinder unterrichtete. Er wollte nicht, wie er ſelbſt ſagte, daß ſein Sohn von einem Knechte ſollte beſchimpft, oder beym Ohre gezupft werden, wenn er nicht fleißig wäre, und er wollte auch nicht eine ſolche Unterweiſung einem Knechte zu danken haben. Cato war bey ſeinem Sohne ſelbſt Sprachlehrer, Rechtslehrer, und Fechtmeiſter: er lehrte ihn ſelbſt den Wurfſpieß zu werfen, fechten, reiten, ringen, auch Hitze und Kälte zu ertragen, und durch die reiſſendſten Ströme zu ſchwimmen. Er ſchrieb, wie er ſelbſt ſagt, mit eigner Hand verſchiedene Hiſtorien mit groſſen Buchſtaben ab, damit ſein Sohn auch ſchon zu Hauſe Gelegenheit hätte, ſich zu ſeinem Vortheile mit den alten Geſchichten und Gebräuchen ſeines Vaterlandes bekannt zu machen. In Gegenwart ſeines Sohns mußten eben ſo ſehr, als wenn Veſtaliſche Jungfrauen zugegen geweſen wären, alle anſtößige, unanſtändige Reden vermieden werden. Er badete ſich niemals mit ſeinem Sohne zugleich, obgleich auch damals zu Rom dieſes nicht

nicht gewöhnlich war, und ſich auch Schwiegerſöhne ſchämten, mit ihren Schwiegervätern zugleich zu baden, und ſich in ihrer Gegenwart zu entblößen, welches die Römer erſt nachher von den Griechen lernten, ſo wie ſie hingegen den Griechen das Beyſpiel gaben, ſich auch mit Frauenzimmern zu baden.

So ſehr ſich aber auch Cato bemühte, ſeinen Sohn vollkommen auszubilden, und ſo bereitwillig, folgſam und von gutem Kopfe auch ſein Sohn war, ſo weichlich war doch ſein Körper die Beſchwerden harter Arbeiten zu ertragen, daher der alte Cato auch von ſeiner ſtrengen Diſciplin nachlaſſen mußte. Dem ohnerachtet zeigte ſich der junge Cato im Kriege als einen braven Mann, und that ſich unter den Paulus Aemilius in der Schlacht gegen den Perſeus auf eine beſondre Art hervor.

Er verlor in dieſer Schlacht ſeinen Degen, welcher ihm aus der Hand, die vom Schweiſſe naß war, geſchlagen wurde. Ganz beſtürzt darüber läuft er zu einigen von ſeinen Freunden, geht mit ihnen aufs neue unter die Feinde, ficht ſo herzhaft mit ihnen, daß er ſie endlich vom Platze wegtreibt, und findet unter einem Haufen von

todten

todten Freunden und Feinden und Waffen mit Mühe ſeinen Degen wieder. Dieſe kühne That des jungen Menſchen wurde vom Feldherrn Paulus Aemilius ſehr bewundert. Es iſt noch jetzt ein Brief des alten Cato an ſeinen Sohn vorhanden, in dem er dieſen Ehrgeitz und Eifer ſeines Sohnes für ſeinen Degen ſehr lobt. Dieſer jüngere Cato heyrathete in der Folge die Tochter des Aemilius Paulus, Tertia, die Schweſter des jüngern Scipio, und er hatte es ſowohl ſeinem eigenen als auch beſonders dem Ruhme ſeines Vaters zu danken, daß er in ein ſo vornehmes Geſchlecht aufgenommen wurde. Die Sorgfalt des Cato für die Erziehung ſeines Sohnes hatte alſo einen guten Erfolg.

Cato pflegte ſich viele Sklaven von den Kriegsgefangenen zu kaufen, und am meiſten ſo junge, die er, wie junge Pferde und Hunde, noch aufziehen und nach ſeinem Wohlgefallen abrichten konnte. Keiner von dieſen Sklaven gieng in ein andres Haus, wenn nicht Cato ſelbſt, oder ſeine Gemahlin ihn hingeſchickt hatten, und wenn ſie gefragt wurden, was Cato machte? ſo antworteten ſie immer, ſie wüßten es nicht. Sie mußten zu Hauſe unaufhörlich entweder arbeiten, oder ſchla-

fen,

ſen, und Cato ſah es gern, wenn ſeine Sklaven gut ſchliefen, denn er glaubte, daß diejenigen, die ordentlich ſchliefen, dadurch mehr Kräfte bekämen, tüchtig zu arbeiten, als die ſich durch Wachen abmatteten. Weil ſeiner Meynung nach die größten Bosheiten der Sklaven von dem unterdrückten Liebestriebe herkommen könnten, ſo erlaubte er ſeinen Sklaven, gegen ein gewiſſes beſtimmtes Geld, bey ſeinen Mägden zu ſchlafen, ſie durften aber alsdenn mit keiner andern Weibsperſon zu thun haben.

Anfänglich, da Cato noch arm war, und Kriegsdienſte that, ſchalt er ſeinen Sklaven niemals wegen der vorgeſetzten Koſt, wenn ſie auch noch ſo ſchlecht war, und er hielt es vielmehr für etwas unanſtändiges, ſich wegen des Bauchs mit den Knechten zu zanken. Nachher, da er zu gutem Vermögen kam, pflegte er, wenn er ſeinen Freunden und Amtsgenoſſen ein Gaſtmahl gab, gleich nach Tiſche die Sklaven, die etwas im Dienſte oder der Zubereitung verſehen hatten, mit einer Geiſſel abzuſtrafen. Er ſuchte immer Uneinigkeit unter ſeinen Sklaven zu unterhalten, weil ihre Eintracht ihm ſchädlich ſeyn könnte. Wenn ein Sklav ein Verbrechen begangen hatte, das den

verdiente, ſo unterſuchte er die Sache in Gegenwart aller übrigen Sklaven, und wenn er verurtheilt wurde, das Leben zu verlieren, ſo vollzog er die Strafe vor ihren Augen.

Als er anfieng mit Eifer auf Gewinnſt und Vermehrung ſeines Reichthums ſich zu legen, ſo hielt er den Ackerbau mehr für angenehm als einträglich. Er ſuchte ſein Geld ſicher in Anſehung des ununterbrochenen Nutzens anzulegen, und kaufte ſich deswegen Seen, warme Bäder, Plätze, die zur Gerberey und andern Manufacturen geſchickt waren, und Güter, die viel Weide und Holzungen hatten; aus denen er jährlich groſſe Einkünfte zog, und die, wie er ſagte, ſelbſt vor den Wetterſchaden des Jupiters ſicher waren.

Er trieb auch jenen Wucher zur See, dadurch er ſich ſo viele üble Urtheile zuzog. Er lieh nämlich Geld, und die Leute, denen er es lieh, mußten in Verbindung mit andern, an der Zahl funfzig, eben ſo viele Schiffe ausrüſten, wovon ihm nur immer ein Theil gehörte, auf den Quintion, ſein Freygelaſſener, Achtung geben mußte, der mit dieſen Leuten in Geſellſchaft handelte, und mit ſchifte. Auf dieſe Art wagte Cato nur immer einen geringen Theil, und hatte dagegen ſehr groſ-

ſen

ſen Gewinnſt zu hoffen. Er ſtreckte auch ſeinen Dienſtboten Geld vor, wenn ſie es verlangten, die denn dafür Kinder kauften, und wenn ſie, auf Koſten des Cato, ein Jahr lang waren unterrichtet worden, ſie wieder mit Gewinnſt verkauften. Cato kaufte ſie ihnen auch oft ſelbſt ab, und gab ſo viel dafür, als irgend ein andrer Käufer geboten hatte.

Seinen Sohn gewöhnte er zu eben ſo genauer Wirthſchaft, und ſagte: Eine Wittwe kann wohl etwa ihr Vermögen verringern müſſen, aber ein Mann muß das nie thun. Noch ſtärker war der Ausdruck des Cato, daß derjenige ein bewundernswürdiger und göttlicher Mann ſey, der ſich die Ehre erwürbe, in ſeinen Rechnungen mehr zu hinterlaſſen, als er von den Eltern geerbt hätte.

Cato war ſchon alt, als die beyden Philoſophen, Karneades, der Akademiker, und Diogenes, der Stoiker, als Geſandte von Athen nach Rom kamen, und den Senat baten, den Athenienſern die Strafe von fünfhundert Talenten zu erlaſſen, zu welcher ſie, wegen der Oropier, von den Sicyoniern waren verurtheilt worden. * Alle jungen

 Lieb=

* Die Athenienſer hatten die Stadt Oropus geplün=

Liebhaber der Wiſſenſchaften zu Rom ſuchten den Umgang dieſer Männer, und hörten ihnen mit Bewundrung zu. Beſonders zog die reizende Beredtſamkeit des Karneades, die eben ſo groß wie ſein Ruhm war, ihm einen ſo ſtarken Zulauf und Beyfall zu, daß Rom von ſeinem Lobe, wie von einem Winde, erfüllt wurde. Allenthalben ſprach man davon, daß ein Grieche, ein Mann von einem Genie bis zum Erſtaunen, alles zu gewinnen und einzunehmen wüßte, und der Römiſchen Jugend eine ſo ſtarke Liebe zu den Wiſſenſchaften beygebracht hätte, daß ſie alle ihre andre Ergötzlichkeiten und Beſchäftigungen vergäſſe, und ſich mit Enthuſiasmus der Philoſophie widmete.

Den andern Römern gefiel das: ſie ſahen mit Vergnügen, daß ihre Kinder die griechiſchen Wiſſenſchaften lernten, und mit Männern von ſo groſſem

plündert. Die Oropier wendeten ſich endlich an die Römer, welche die Unterſuchung und Beurtheilung der Sache den Sicyoniern auftrugen, und dieſe verurtheilten die Athenienſer zu einer Erſetzung des Schadens und Strafe von 500 Talenten. Davon ſuchten ſich nun die Athenienſer durch dieſe Geſandtſchaft zu befreyen.

ſem Ruhme in Umgang kamen. Aber Cato war gleich anfänglich unzufrieden, als die griechiſche Philoſophie in die Stadt Rom ſich einſchlich, und befürchtete, daß die jungen Römer ſich dieſem Studium mit zu groſſem Eifer ergeben, und mehr in der Philoſophie als in Thätigkeit und Kriegsdienſten ihre Ehre ſuchen möchten. Wie aber der Ruhm dieſer griechiſchen Philoſophen in der Stadt immer zunahm, und ein vornehmer Senator, Cajus Acilius, ſogar ihre erſten Reden im Senate, nach dazu erhaltner Erlaubniß, ſelbſt verdolmetſchte, ſo beſchloß Cato, alles zu verſuchen, um dieſe Philoſophen mit gutem Anſtande aus der Stadt zu ſchaffen. Er beſchwerte ſich alſo im Senate gegen die Conſuln, daß die griechiſchen Geſandten ſo lange Zeit in Rom bleiben müßten, ohne etwas auszurichten, da es doch Männer ſeyn ſollten, die allen alles, was ſie nur wollten, überreden könnten: man müſſe, ſagte er, ſobald als möglich einen Entſchluß faſſen, und die Geſandten abfertigen, damit ſie wieder in ihre Schulen zurückkehren und die griechiſchen Kinder unterrichten könnten, die Römiſche Jugend aber ihren gewöhnlichen Unterricht genieſſen, und wie vorher, ihren Vorgeſetzten folgen könnte.

Cato that dieſes nicht, wie einige glauben, aus Haß gegen den Karneades, ſondern weil er überhaupt der Philoſophie nicht günſtig war, und alle griechiſche Wiſſenſchaften und Künſte mit einer Art von Stolz verachtete. Sagte er doch ſogar vom Sokrates, er ſey ein Schwätzer geweſen, und habe mit Gewalt, ſo gut er gekonnt, geſucht, ſich zum Tyrannen ſeines Vaterlandes aufzuwerfen, indem er die eingeführten Gebräuche verworfen, und ſeine Mitbürger zu Grundſätzen, die den Geſetzen ganz entgegen geweſen, verführt habe. Er ſpottete auch über den langwierigen Unterricht des Iſokrates, und ſagte, ſeine Schüler würden bey ihm ſo alt, daß ſie ihre erlernte Beredtſamkeit erſt im Reiche der Todten ausüben, und dort ihre Reden halten könnten. Als er ſeinen Sohn einſtmals von den griechiſchen Wiſſenſchaften abrathen wollte, gebrauchte er einen für ſein Alter zu heftigen Ausdruck, und ſagte, gleichſam prophezeyend, die Römer werden ihren Wohlſtand verlieren, wenn ſie ſich den griechiſchen Wiſſenſchaften ergeben werden. Aber die Zeit hat bewieſen, daß ſeine unglückliche Prophezeyung ſehr falſch geweſen, denn eben als die Römer die griechiſchen Wiſſenſchaften und Künſte ganz beſonders

ſonders trieben, ſtieg der Wohlſtand ihres Staats aufs höchſte.

Cato war nicht allein gegen die griechiſchen Philoſophen ſo feindſelig geſinnt, ſondern hielt auch die griechiſchen Aerzte, die ſich zu Rom aufhielten, für verdächtig. Er hatte von der Antwort gehört, welche Hippokrates dem Perſiſchen Könige, der ihn mit Verſprechung vieler Talente in ſein Reich berief, hatte geben laſſen: — **Er könne nicht Barbaren, die der Griechen Feinde wären, Dienſte leiſten.** — Cato ſagte, dieß wäre ein Eydſchwur, den alle griechiſche Aerzte unter ſich eingeführt hätten, und rieth daher ſeinem Sohne, ſich vor allen griechiſchen Aerzten zu hüten. Er hatte ein mediciniſches Buch, nach deſſen Vorſchrift er alle, die in ſeinem Hauſe krank wurden, kurirte. Seiner Diätetik zufolge ließ er nicht faſten, ſondern die Kranken mußten Kräuter, oder Enten, oder Tauben, oder Haſen eſſen, denn dieſe Speiſen, ſagte er, wären leicht, und den Kranken zuträglich, auſſer daß ſie den Schlaf ſtörten, wenn man zuviel davon äſſe. Er behauptete, daß er mit dieſer Diät und ſeinen Mitteln ſich ſelbſt und alle die Seinigen geſund erhalten hätte.

Indeſſen ſcheint es doch nicht, daß er die Schickſale der Krankheiten in ſeinem Hauſe hat verhindern können, denn er verlor ſeine Frau und ſeinen Sohn durch den Tod. Er ſelbſt aber hatte einen ſehr geſunden und robuſten Körper, der viel vertragen konnte, wie er denn noch im Alter ſehr oft bey ſeiner Frau ſchlief, und hernach, ohnerachtet ſeines Alters, zum zweytenmale eine junge Frau heyrathete.

Nachdem ſeine erſte Frau geſtorben war, vermählte er ſeinen Sohn mit der Tochter des Aemilius Paulus, der Schweſter des jüngern Scipio, er ſelbſt aber blieb Wittwer, und hielt mit einer Magd, die heimlich zu ihm kam, vertrauten Umgang. In einem kleinen Hauſe, worinnen eine junge Frau war, wurde ſo etwas bald bemerkt. Wie dieſe Magd einſtmals auf eine freche Art bey dem Zimmer des jüngern Cato vorbeylief, ſo ſagte dieſer zwar nichts, ſah ſie aber mit einem bittrem Blicke an, und kehrte ihr den Rücken zu. Der alte Cato erfuhrs, und konnte leicht begreifen, daß ſeine Aufführung den jungen Eheleuten ſehr mißfällig ſeyn müßte. Er gieng daher, ohne ihnen den geringſten Vorwurf zu machen, mit ſeinen Freunden, wie er ſonſt gewohnt war, auf

den

den Markt, und rief ſeinen ehemaligen Schreiber, Salonius, der ſich eben auch auf dem Markte befand, und unter ſein Gefolge miſchte, zu ſich, und fragte ihn, ob er ſeine Tochter ſchon verheyrathet hätte? Wie Salonius antwortete, daß er dieſes nie würde thun, ohne ihn vorher um Rath zu fragen, ſo ſagte Cato darauf: „Ich habe einen guten Schwiegerſohn für dich gefunden, wenn nicht etwa das Alter Schwierigkeit macht. Er iſt ſonſt ein untadelhafter Mann, aber ſehr alt.„ Salonius erwiederte: „Ich überlaſſe die ganze Sache deiner Vorſorge, und werde meine Tochter, die deine Clientin iſt, und deines Beyſtandes nöthig hat, demjenigen geben, den du für ſie beſtimmt haſt.„ Cato antwortete ſogleich: „Ich bins ſelbſt, der deine Tochter zur Frau begehrt.„ Salonius erſchrack, natürlicher weiſe, anfänglich über dieſen Antrag, denn es war ihm nie eingefallen, daß Cato ſich wieder verheyrathen würde, oder daß ſeine Tochter mit einem Manne, der Conſul geweſen, und einen Triumph gehalten hatte, könnte vermählt werden. Da er aber ſahe, daß Cato auf ſeinem Antrage ernſtlich beſtand, ſo nahm er ihn mit Freuden an, und die Eheſtiftung wurde ſogleich auf dem Markte beſtätigt.

Indem zu dieſer Hochzeit Anſtalt gemacht wurde, gieng der Sohn des Cato mit einigen Anverwandten zu ſeinem Vater, und fragte ihn, ob er eine Beſchwerde gegen ihn hätte, oder durch etwas beleidigt worden wäre, daß er ihm eine Stiefmutter geben wollte? Der alte Cato ſchrie ihm zu: Sey zufrieden, mein Sohn, ich habe nicht die geringſte Klage über dich, aber ich will gern mehr ſolche Söhne, und gute Bürger, wie du biſt, dem Staate hinterlaſſen. Aber eben dieſe Sentenz ſoll ſchon Piſiſtratus, der Regent von Athen, zu ſeinen erwachſenen Söhnen geſagt haben, als er ſich zum zweytenmale mit der Timonaſſa, aus Argos, verheyrathete, mit welcher er den Jophon und Theſſalus ſoll erzeugt haben.

Cato bekam von ſeiner zweyten Gemahlin einen Sohn, den er nach ſeinem mütterlichen Großvater Salonius nannte. Sein älterer Sohn ſtarb als Prätor. Cato gedenkt ſeiner in ſeinen Schriften oft als eines rechtſchaffenen Mannes. Er ertrug dieſen Verluſt mit philoſophiſcher Gelaſſenheit, und ließ ſich dadurch nicht abhalten, der Republik eben ſo eifrig, wie vorher, Dienſte zu leiſten. Denn er entzog ſich auch nicht im Alter, wie Lucius Lucullus und Metellus Pius, den

Staats=

Staatsgeſchäften, und hielt die Arbeit in dieſem Fache für einen nothwendigen Dienſt; auch machte er es nicht, wie Scipio Africanus, welcher wegen des heftigen Neides über ſeinen erlangten Ruhm endlich dem Römiſchen Volke ſich entzog, und die übrige Zeit ſeines Lebens in Ruhe zubrachte: ſondern, ſo wie ein Schmeichler zum Dionyſius ſagte, die unumſchränkte Herrſchaft ſey die ſchönſte Zierde bey einem Leichenbegängniſſe, ſo hielt Cato die Arbeit in Staatsgeſchäften für die ſchönſte Zierde des Alters, und wenn er Muße hatte, und ſich ergötzen wollte, ſo ſchrieb er Bücher, oder beſchäftigte ſich mit dem Ackerbaue. Er hat vielerley Reden und Geſchichten geſchrieben.

In ſeiner Jugend trieb er den Ackerbau, um ſich was zu erwerben, und er ſagt ſelbſt, daß er nur durch zwey Mittel ſein Vermögen vermehrt habe, durch den Ackerbau, und durch die Sparſamkeit. Im Alter aber hielt er ſich auf ſeinen Gütern nur zum Vergnügen auf, und um die Arbeiten zu beſehen. Er hat ein Buch von der Landwirthſchaft geſchrieben, in welchem er auch ſogar lehrt, wie man Kuchen backen, und das Obſt gut erhalten ſoll: er ſuchte in allen Dingen eine vor-

vorzügliche, und ihm nur eigne Kenntniß zu zeigen.

Wenn er ſich auf ſeinem Landgute aufhielt, ſo hielt er eine gute Tafel. Er bat öfters die benachbarten Freunde zu Gaſte, und war mit ihnen recht luſtig. Seine Unterhaltung war nicht nur Männern von gleichem Alter mit ihm, ſondern auch jungen Leuten angenehm, weil er eine groſſe Erfahrung beſaß, und viel Merkwürdiges theils ſelbſt geſehen, theils gehört hatte. Er hielt die Gaſtmahle für die beſten Gelegenheiten, Freundſchaft zu ſtiften, und führte dabey ein, daß man über Tiſche nur guter und rechtſchaffener Männer mit Lobe erwähnte, die böſen und ſchändlichen Menſchen aber gar nicht in Erinnerung brachte, und an ſie nicht im geringſten denken durfte.

Die letzte politiſche Beſchäftigung des Cato ſoll die Zerſtörung von Carthago geweſen ſeyn. Die Sache ſelbſt führte der jüngere Scipio aus, aber Cato war es, auf deſſen Gutachten und Anſchlägen der Krieg wider Carthago von neuen unternommen wurde. Die Gelegenheit dazu war dieſe. Cato wurde als Geſandter nach Africa geſchickt, um den Grund des Krieges zu unterſuchen,

chen, den die Carthaginenſer wider Maſſaniſſa, den König von Numidien, führten. Dieſer König war vom Anfange her ein Freund der Römer geweſen, und die Carthaginenſer ſtanden auch, ſeit der groſſen Niederlage, die ihnen Scipio beygebracht, mit dem Verluſte eines Theiles ihrer Länder, und unter einem ſchweren Tribute, mit den Römern im Bündniſſe.

Cato fand, als er nach Carthago kam, dieſe Stadt gar nicht in ſo ſchlechten Umſtänden, und ſo gedemüthigt, wie die Römer glaubten: ſie hatte eine groſſe Anzahl junger Mannſchaft, noch viele Reichthümer, und einen mannichfaltigen groſſen Kriegsvorrath, auf welchen ſie groſſe Hofnungen zu ſetzen ſchienen. Er glaubte daher, es wären die Umſtände nicht ſo beſchaffen, daß die Römer die Händel zwiſchen den Carthaginenſern und den König Maſſaniſſa ſchlichten müßten, ſondern ſie müßten vielmehr eine Stadt ganz unterdrücken, welche eine eingewurzelte groſſe Feindſchaft wider Rom hatte, und die bey dem unglaublichen Wachsthume, zu welchem ſie ſich ſchon wieder empor geholfen hatte, leicht einmal die Römer wieder in ſolche Gefahr, wie ehedem, bringen könnte.

Er

Er kehrte alſo bald nach Rom zurück, und ſtattete dem Senate einen ſolchen Bericht ab, als wenn das Unglück und die Niederlagen der Carthaginenſer nur ihre Unklugheit, nicht aber ihre Macht geſchwächt hätten, und die Römer in Gefahr wären, künftig gegen ſie einmal, nicht als entkräftete, ſondern weit erfahrnere Feinde Krieg führen zu müſſen. Der Krieg gegen den Numidiſchen König ſey nur eine vorläufige Uebung, in der ſie ſich zum Kriege gegen die Römer vorbereiteten, und die Friedenstractaten mit den Römern müßten ihnen nur den Vorwand zum Aufſchub eines Krieges geben, bis der gelegene Zeitpunkt dazu erſchiene.

Nach Endigung dieſes Berichts ſoll Cato einige africaniſche Feigen aus ſeinem Kleide habe fallen laſſen, und da man die Gröſſe und Schönheit dieſer Feigen bewundert, geſagt haben, das Land, das ſolche Früchte trägt, iſt nur drey Tagereiſen zur See von Rom entfernt. Noch ſtärker gab er ſeine Meynung dadurch zu erkennen, daß er, ſo oft er ſein Gutachten über eine Sache im Senate ſagte, immer hinzuſetzte: — Uebrigens bin ich der Meynung, daß man Carthago zerſtören müſſe. Aber Publius Scipio, mit dem Zunamen

Naſica,

Naſica, ſagte im Gegentheile allemal, wenn er ſein Gutachten über etwas gegeben hatte, — übrigens bin ich der Meynung, daß Carthago bleiben muß. * Es ſcheint, daß Scipio dabey auf die Frechheit des Volks Rückſicht nahm, welches ſchon damals anfieng, aus Stolz über das bisherige Glück ſich ſehr zu vergehen, gegen den Senat ſich widerſpenſtig zu bezeigen, und den ganzen Staat hätte können zu Grunde richten, wenn es mit der Macht, die es beſaß, einen Aufſtand verſucht hätte. Er wollte daher die Furcht vor Carthago gleichſam zu einem Zügel der Frechheit des Volks gebraucht wiſſen, und war der Meynung, daß die Carthaginenſer zu ſchwach wären, um

* Die Senatoren nämlich, welche nicht Senatores pedarii waren, d. h. welche ihr Gutachten über die von den Conſuln vorgetragenen Sachen geben durften, hatten das Recht, wenn ſie ihre Meynung über die vorgetragene Sache geſagt hatten, auch noch wegen irgend einer andern Sache Erinnerung zu thun; allein es kam doch dabey immer auf die Conſuln an, ob ſie darüber wollten votiren laſſen, oder die Sache mit Stillſchweigen übergehen.

um jemals die Römer zu überwinden, und doch ſtark genug, um nicht verachtet zu werden.

Cato hingegen hielt es für etwas gefährliches, daß man Carthago, eine Stadt, die immer groß geweſen, und jetzt durch ihre Niederlagen nur noch klüger geworden wäre, dem Römiſchen ſo ausſchweifenden und wegen ſeiner Macht ſo vielfältig irrenden Volke gleichſam ſollte über dem Haupte ſchweben laſſen, und daß man nicht vielmehr den Gegenſtand der auswärtigen Furcht des Römiſchen Reichs vertilgte, worauf man zur Ausrottung der innern Uebel ſchreiten könnte. — Auf ſolche Art ſoll Cato den dritten und letzten Krieg wider Carthago bewirkt haben. Er ſtarb im Anfange dieſes Krieges, weiſſagte aber gleichſam noch vorher, wer den Krieg endigen würde. Dieſes war damals noch ein Jüngling, und Oberſter bey der Armee, Scipio Aemilianus, hatte aber ſchon viele Proben von Klugheit und Tapferkeit gegeben. Cato ſoll, wie die Nachrichten von den herrlichen Thaten dieſes Scipio nach Rom gekommen, geſagt haben: — **Nur dieſer iſt weiſe, die andern ſind Schatten.** * Scipio erfüllte auch bald dieſe Prophezeyung durch groſſe Thaten.

Cato

* Homer. Odyſſ. Libr. X. verſ. 149.

Cato hinterließ einen Sohn von ſeiner zweyten Gemahlin, den er, wie ſchon erwähnt worden, Salonius genannt hatte, und einen Enkel von ſeinem vor ihm verſtorbenen Sohne. Salonius ſtarb als Prätor, und hinterließ einen Sohn, Marcus, der nachher Conſul wurde, und der Großvater des philoſophiſchen Cato war, eines Römers, der durch Tugend und Ruhm einer der größten Männer ſeines Zeitalters war. *

* Dieß iſt der ſo genannte Uticenſiſche Cato, von dem Plutarch ebenfalls eine Biographie verfertigt hat, die am gehörigen Orte folgen wird. Von dem Geſchlechte des Cato ſteht eine umſtändliche Nachricht beym Gell. Libr. XIII. cap. 19.

Vergleichung des Ariſtides mit dem Marcus Cato.

Wenn man die merkwürdigſten Thaten und Begebenheiten des Ariſtides und des Cato, die wir eben beſchrieben haben, überdenkt, ſo wird das Leben des einen mit dem Leben des andern überhaupt verglichen keinen in die Augen fallenden Unterſchied zeigen: ihre vielen und groſſen Aehnlichkeiten verdunkeln die Verſchiedenheit beyder Männer. Betrachtet man aber ihr Leben gleichſam ſtückweiſe, ſo wie man Gedichte und Gemählde beurtheilt, ſo findet man zwar, daß beyde auf gleiche Art, ohne die ſonſt gewöhnlichen Anleitungen, bloß durch ihre groſſen Eigenſchaften ſich zu den höchſten Ehrenſtellen und Ruhm emporgeſchwungen haben; aber Ariſtides machte ſein Glück zu einer Zeit, da die Athenienſer noch nicht mächtig und ihre Demagogen und Regenten noch in mäßigen und ziemlich gleichen Umſtänden waren, denn die in der Klaſſe der Reichſten,

welche

welche Pentakoſiomedimni hieſſen, hatten an jährlichen Einkünften nicht mehr als fünfhundert Scheffel, die Ritter dreyhundert, und die dritte und letzte Klaſſe, welche Zevgiten hieſſen, zweyhundert: Cato hingegen begab ſich aus einem kleinen Städtchen und vom Landleben nach Rom, wie auf ein weites Meer. Die Regierung dieſes Staats wurde nicht mehr von Curiern, Fabriciern und Hoſtiliern verwaltet, man holte nicht mehr arme Männer vom Landbaue und vom Pfluge auf die Römiſchen Gerichtsſtühle, und wählte dergleichen Männer nicht zu Führern und Regenten; man war gewohnt geworden auf vornehme und reiche Geſchlechter, auf Geſchenke und Schmeicheleyen zu ſehen, und der Stolz des mächtigen Römiſchen Volks begegnete denen mit Uebermuth, die ſich um obrigkeitliche Aemter bewarben. Auch hatte Cato keinen ſolchen Gegner, wie Ariſtides am Themiſtokles, der weder von hoher Geburt noch groſſem Vermögen war, und nicht mehr als fünf oder drey Talente gehabt haben ſoll, als er anfieng, ſich dem Dienſte des Staats zu widmen: Cato mußte mit Scipio dem Africaner, dem Servilius Galba, dem Quintus Flamininus wetteifern, ohne ein andres Hülfsmittel zu haben als

Sprache der Freymüthigkeit für das, was ihm recht dünkte.

Ferner war Ariſtides bey Marathon und bey Platäa nur einer von zehn Generalen: Cato aber wurde zum zweyten Conſul erwählt, ob ſich gleich viele um dieſes Amt beworben hatten, und wurde als zweyter ernannter Cenſor ſieben Mitbewerbern von den berühmteſten und vornehmſten Geſchlechtern vorgezogen. Auch war Ariſtides bey keinem von den erhaltnen Siegen der Anführer und der Erſte, ſondern Miltiades war es bey Marathon, Themiſtokles bey Salamis, und den ſchönen Sieg bey Platäa gewann, wie Herodotus erzehlt, Pauſanias. Und ſelbſt die zweyte Ehre bey dieſen Siegen machten dem Ariſtides Sophanes, Aminias, Kallimachus, und Kynagirus ſtreitig, welche ſich in dieſen Schlachten ganz auſſerordentlich hervorgethan hatten. Cato war nicht nur als Conſul im Spaniſchen Kriege der Erſte, und ſiegte durch eigne Maasregeln und eigne Anführung, ſondern auch, da er als Oberſter bey Thermopylä einen Conſul über ſich hatte, machte er ſich doch den Ruhm des erfochtenen Sieges eigen, indem er den Römiſchen Truppen den Weg zum Antiochus eröfnete, und dieſen König, der

nur vorwärts ſahe, im Rücken angrif. Dieſer Sieg, welcher Aſien aus Griechenland trieb, und dem Scipio ſelbſt nach Aſien Bahn machte, war offenbar ein Werk des Cato.

Im Kriege waren beyde Männer unüberwindlich. In Civilgeſchäften war Ariſtides unglücklich, er wurde von der Parthey, die Themiſtokles wider ihn zuſammengebracht hatte, aus Athen verwieſen. Cato hatte faſt alle die größten und mächtigſten Männer in Rom zu Feinden, und kämpfte, wie ein Fechter, bis in ſein hohes Alter, und erhielt ſich. Er wurde vielmals öffentlich angeklagt, und half ſich immer durch, er klagte viele andre an, und ſiegte über ſie. Und ſeine Schutzwehre war ſein Leben, ſein Hülfsmittel ſeine Zunge, welcher man es auch mit mehrerem Grunde als einem guten Glücke oder einem Schutzgeiſte zuzuſchreiben hat, daß er kein widriges Schickſal erlitt. Eben dieſes gute Hülfsmittel rühmte Antipater vom Philoſophen Ariſtoteles, und rechnete es ihm als etwas groſſes an, daß er bey ſeinen andern Eigenſchaften auch die Gabe der Beredtſamkeit beſeſſen hatte.

Jedermann weiß, daß die Staatskunſt die vorzüglichſte Wiſſenſchaft iſt, die ein Menſch beſitzen

kann, und nach dem Urtheile der meiſten iſt die Haushaltungskunſt kein geringer Theil davon. Denn ein Staat iſt eine zuſammen verbundene Summe von Häuſern, und die öffentliche Wohlfahrt wird durch das Betragen der einzelnen Bürger befeſtigt. Lykurg ſelbſt, der alles Gold und Silber aus Sparta verbannte, und Münze von ſolchem Eiſen einführte, das durchs Feuer zu jedem andern Gebrauche verdorben war, machte gleichwol ſeine Bürger gar nicht von der Haushaltungskunſt abwendig, ſondern vertrieb nur die Ueppigkeit des Reichthums, die ein verderbliches Uebel wird, und ſorgte mehr als irgend ein andrer Geſetzgeber dafür, daß jedermann am Nützlichen und Nothwendigen keinen Mangel litt, und furchte ſich bey der Einrichtung ſeines gemeinen Weſens mehr für den ganz dürftigen und armen Bürger als für den übermüthigen reichen.

Cato ſcheint ein eben ſo guter Vorſteher ſeines Hauſes, als Mitregent des Staats geweſen zu ſeyn. Er vermehrte ſein eignes Vermögen, und war zugleich für andere der Lehrmeiſter der Oekonomie und des Ackerbaues, wovon er viele nützliche Regeln ſammelte, und in ſeinem Buche von der Landwirthſchaft bekannt machte. Ariſtides

aber

eber zog durch ſeine Armuth ſogar der Gerechtigkeit den Vorwurf zu, daß ſie Familien gering und arm mache, und allen andern, nur dem nicht, der ſie beſitze, vortheilhaft ſey. Heſiodus ermahnt uns dafür ſehr eifrig, zugleich haushälteriſch und gerecht zu ſeyn, und beſchreibt den Müßiggang als den Anfang der Ungerechtigkeit. Sehr geſchickt iſt auch die Stelle Homers, *

Feind der Arbeit und Sorge für Haus und zärtliche Kinder
Liebt' ich nur rüſtige Schiffe, und Pfeil, und Bogen, und Kriege,

zum Beweiſe, daß diejenigen, die ihre Hauswirthſchaft vernachläßigen, durch Ungerechtigkeiten ſich Vermögen und Einkünfte zu erwerben pflegen. Denn es iſt nicht mit der Gerechtigkeit, wie mit dem Oele, von dem die Aerzte ſagen, daß es den auswärtigen Theilen des Körpers heilſam, den innerlichen aber ſchädlich ſey: ein gerechter

* Odyſſ. Libr. XIV. verſ. 223. ſequ. Die Worte des Ulyſſes beym Homer werden hier vom Plutarch mit Gewalt zum Beweiſe ſeines Satzes herbeygezogen. Eigentlich im Zuſammenhange haben ſie einen ganz andern Sinn.

Mann iſt den andern Menſchen zwar nützlich, aber er ſorgt auch für ſeine innern Hausangelegenheiten. Es ſcheint, daß die Staatskunſt des Ariſtides in dieſem Stücke fehlerhaft geweſen ſey, da er, wie die meiſten erzehlen, nicht einmal dafür geſorgt, daß ſeine Töchter eine Ausſtattung hatten, und ſo viel da war, als zu ſeinem Begräbniſſe erfodert wurde. Deswegen gab das Haus des Cato auch bis ins vierte Geſchlecht dem Römiſchen Staate Feldherren und Conſuln, und ſeine Enkel und Urenkel gelangten zu den höchſten Ehrenſtellen. Hingegen das Geſchlecht des Ariſtides, eines Mannes, der zu den vornehmſten in Griechenland gehörte, wurde durch die äuſerſte Dürftigkeit gezwungen, theils zum niedrigſten Erwerbe von Traumdeuten ſeine Zuflucht zu nehmen, theils von der öffentlichen Kaſſe Allmoſen anzunehmen, und keiner von dieſem Geſchlechte konnte an etwas groſſes denken, und ſich ſo zeigen, wie es der Abkunft vom Ariſtides gemäß geweſen wäre.

Zwar läßt ſich verſchiedenes einwenden. Denn die Armuth iſt an ſich ſelbſt keine Schande, ſondern nur erſt alsdenn, wenn ſie ein Beweis von Nachläßigkeit, Unmäßigkeit, Pracht und Unverſtand

ſtand iſt. Wenn ein weiſer Mann, der die Arbeit liebt, und gerecht und tapfer iſt, bey Verdienſten um den Staat arm iſt, ſo zeigt das einen großmüthigen erhabnen Geiſt an. Denn wer für Kleinigkeiten ſehr bekümmert iſt, ſchickt ſich nicht zur Beſorgniß groſſer Geſchäfte, und wer ſelbſt viel bedarf, kann nicht vielen Nothdürftigen helfen. Nicht der Reichthum, ſondern die Genügſamkeit ſchaft bey der Staatsverwaltung Vortheil, und eben deswegen, daß man für ſich überflüßige Dinge entbehren kann, wird man von der Sorgfalt für die öffentlichen Angelegenheiten am wenigſten abgehalten. Ganz nichtsbedürftig iſt nur Gott, und wer alſo am allerwenigſten bedarf, iſt Gott am ähnlichſten. So wie ein geſunder ſtarker Körper nicht vielerley Kleidung und Nahrung nöthig hat, ſo bedarf auch das menſchliche Leben und ein gut eingerichtetes Haus nur wenig. Man muß aber ſein Bedürfniß nach ſeinem Vermögen abmeſſen, und wer viel ſammelt und wenig gebraucht, iſt kein gnügſamer Mann, ſondern, wenn er ſich viel anſchaft, ohne eine Begierde nach dem Genuſſe zu haben, ein eitler Thor, wenn er aber wirklich Begierde nach dem Genuſ-

ſe hät, und aus Geitz ſich den Genuß verſagt, ein elender Menſch.

Ich möchte aber wohl den Cato ſelbſt fragen, warum er, wenn der Reichthum des Genuſſes wegen da iſt, ſich damit gerühmt hat, daß er ſich ſo viel Vermögen erworben, und mit ſo wenigen zufrieden geweſen? Wenn es etwas ruhmwürdiges iſt, wie es wirklich iſt, mit gemeinem Brodte und ſolchem Weine, wie die Arbeiter und Knechte trinken, zufrieden zu ſeyn, und keines Purpurs, und keines ſchönen Hauſes zu bedürfen, ſo haben Ariſtides, Epaminondas, Manius Curius, und Cajus Fabricius recht daran gethan, daß ſie den Beſitz derjenigen Dinge nicht achteten, deren Genuß ſie verwarfen. Ein Mann, deſſen angenehmſte Speiſe Rüben waren, die er ſelbſt gekocht hatte, und deſſen Frau ſelbſt das Brodt backte, hatte nicht nöthig, vom Gelde zu ſprechen, und ſich um die Mittel zu bekümmern, wodurch man geſchwind reich werden könnte.

Es iſt eine groſſe Eigenſchaft, mit wenigen vergnügt, und dadurch von aller Begierde und Sorge fürs überflüßige befreyt zu ſeyn. Daher ſoll auch Ariſtides bey dem Gerichte über den Kallias geſagt haben, daß ſich nur diejenigen der

Armuth

Armuth ſchämten, die ungern arm wären, diejenigen aber, die wie er, gern arm wären, ſich aus der Armuth eine Ehre machten. Und es wäre lächerlich, wenn man glauben wollte, daß Ariſtides wegen Unthätigkeit arm geweſen ſey; er konnte, ohne Schande zu befürchten, wenn er einen einzigen von den reichen gefangenen Perſern geplündert, oder ein einziges Zelt beraubt hätte, ſich leicht zum reichen Manne machen. — So viel hiervon.

Was die Feldzüge des Cato betrift, ſo trugen dieſe zur Gröſſe von Rom nichts wichtiges bey, Ariſtides hingegen hatte an den herrlichſten und wichtigſten Siegen der Griechen Antheil, an den Schlachten bey Marathon, Salamis, Platäa. Und Antiochus iſt eben ſo wenig werth mit dem Xerxes in Vergleichung geſtellt zu werden, als die vom Cato in den Spaniſchen Städten niedergeriſſenen Mauren mit den vielen tauſenden Perſern, die zur See und zu Lande getödtet wurden. Ariſtides ließ bey dieſen Siegen keinen Griechen den Vorzug der Tapferkeit, aber er ließ den Ruhm und die Belohnungen wie auch den Reichthum davon denenjenigen, die darnach ſo begierig waren, weil er mit ihnen in dieſen Dingen nicht gleich dachte.

Ich will den Cato darüber nicht tadeln, daß er ſich ſelbſt immer lobte, und allen andern vorzog, ob er gleich ſelbſt in einer ſeiner Reden es für ungereimt erklärt, wenn man ſich ſelbſt lobt oder tadelt; allein derjenige ſcheint mir ein vollkommner Mann zu ſeyn, der nicht einmal nöthig hat, daß ihn andre loben. Die Beſcheidenheit iſt für einen Staatsmann kein geringer Vortheil, da hingegen der Ehrgeitz Haß und Neid erweckt, von welcher Leidenſchaft der eine ganz frey, der andre aber ganz eingenommen war.

Ariſtides, der dem Themiſtokles die größten Thaten ausführen half, und gleichſam ſein Beſchützer im Kriege war, ſtellte die Wohlfahrt von Athen wieder her. Cato hingegen, der dem groſſen Scipio immer Widerſtand that, hätte beynahe den Feldzug dieſes Helden gegen Carthago, in welchem der unüberwindliche Annibal überwunden wurde, hintertrieben. Endlich brachte er es durch ſeine fortgeſetzten verläumdriſchen Anſchläge dahin, daß dieſer groſſe Held die Stadt Rom verließ, und gegen deſſen Bruder brachte er das ſchimpfliche Urtheil zuwege, daß er öffentliche Gelder untergeſchlagen habe.

Cato erhob immer die Tugenden der Mäßigkeit und Keuſchheit, mit den größten Lobſprüchen, und Ariſtides erhielt dieſe Tugenden bis ans Ende rein und unbefleckt, aber Cato ſelbſt zog ſich durch ſeine zweyte Heyrath, die ſo ſehr unter ſeinem Stande, und ſeinem Alter nicht angemeſſen war, einen groſſen Tadel zu. Es gereichte gar nicht zu ſeinem Ruhme, daß er in einem ſo hohen Alter ſeinem ſchon erwachſenen Sohne und ſeiner Schwiegertochter eine Stiefmutter ins Haus brachte, die die Tochter ſeines ehemaligen Knechts und nachherigen Taglöhners war. Er mochte dieſes aus Wolluſt oder aus Zorn, um ſich an ſeinem Sohne wegen ſeiner Buhldirne zu rächen, gethan haben, ſo machte ihm doch immer ſowohl die Sache ſelbſt als der Vorwand dazu Schande. Und die Antwort, die er ſeinem Sohne auf die deswegen gethane Vorſtellung gab, hatte mehr ſpöttiſches als wahres. Denn wenn er wirklich noch mehr ſolche gute Söhne hätte zeugen wollen, ſo hätte er gleich anfangs darauf denken und ſich ſtandesmäßig verheyrathen müſſen, nicht aber warten, bis ſein buhleriſcher Umgang mit einem gemeinen Weibe

be wäre entdeckt worden, und nachher ſich nicht einen ſolchen Schwiegervater wählen ſollen, den er leicht bereden konnte dieſe ungleiche Heyrath einzugehn, deſſen Verwandtſchaft ihm aber keine Ehre machte.

Philo-

Philopömen.

Kaſſander, einer der angeſehnſten Einwohner in Mantinea, und aus einem der vornehmſten Geſchlechter, wurde durch ſein Schickſal genöthigt, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen. Er begab ſich nach Megalopolis. Hier genoß er die vollkommenſte Freundſchaft von einem Manne, Namens Krauſis, der wegen aller groſſen Eigenſchaften berühmt, gegen ihn aber beſonders gütig geſinnt war. Nach dem Tode dieſes Mannes erzog Kaſſander, zur Vergeltung der gegen ihn bewieſenen Freygebigkeit, den vaterloſen Sohn des Krauſis, **Philopömen**, der von früheſter Jugend an in ſeinem Naturelle etwas edles und erhabnes zeigte, ſo wie ungefähr Phönix den Achilles erzog.

Bey zunehmenden Jahren des Philopömen, ſorgten zwey Megapolitaner, Ekdemus und Demophanes, für ſeine Erziehung und Unterricht. Dieſe beyden Männer waren Schüler des Arkeſilaus, des Akademiſchen Philoſophen, und ſie

wandten

wandten die Philoſophie vor allen andern zur praktiſchen Klugheit und zur Staatskunſt an. Sie bewogen diejenigen, die den Ariſtodemus umbrachten, heimlich zu dieſer That, und befreyten ihr Vaterland von der Tyranney: ſie halfen dem Aratus den ſicyoniſchen Tyrannen Nikokles vertreiben: ſie ſchiften auf der Kyrenäer Bitten nach Kyrene, und brachten dieſen zerrütteten Staat durch gute Geſetze und Anordnungen wieder in einen ruhigen Wohlſtand.

Zu den rühmlichſten Unternehmungen dieſer Männer gehört die Unterweiſung, die ſie dem Philopömen ertheilten, durch welche ſie ihn zum allgemeinen Beſchützer und Wohlthäter Griechenlands bildeten. Griechenland liebte ihn als ſeinen ſpätgebornen Sohn, den es noch in ſeinem hohen Alter, mit den Eigenſchaften jener alten groſſen Helden begabt, gezeugt hatte, und vermehrte durch den Ruhm dieſes Mannes ſeine eigene Macht. Und ein Römer, der den Philopömen loben wollte, nannte ihn den letzten Griechen, als wenn Griechenland keinen groſſen Mann nach ihm mehr, der Griechenlands würdig geweſen, hervorgebracht hätte.

Philo=

Philopömen war nicht ſo häßlich geſtaltet, wie einige meynen, denn man ſieht noch jetzt ſein Bildniß zu Delphos, welches dort aufbewahrt wird. Daß ihn aber einſtmals eine Frau zu Megara, bey der er eingekehrt, verkannt hat, kam von ſeiner ſchlechten Kleidung und Gutwilligkeit her. Dieſe Frau gerieth in groſſe Unruhe, als ſie die Nachricht erhielt, daß der Achäiſche General bey ihr einkehren würde. Ihr Mann war eben nicht zu Hauſe. Sie richtete das Eſſen zu, als Philopömen ankam, in einem ſchlechten Kleide. Sie hielt ihn deswegen vor einen vorausgeſchickten Diener, und bat ihn, ihr mit bey der Zubereitung zu helfen. Philopömen warf ſeinen Oberrock ab, und fieng an Holz zu ſpalten. Der Mann vom Hauſe kam ſo eben zurück, und ſagte voller Verwundrung: *Was ſoll das bedeuten, Philopömen?* — *Was ſonſt*, ſagte Philopömen, als *daß ich wegen meines ſchlechten Anzugs geſtraft werde?* — Titus Flamininus ſpottete einſtmals über ſeine magere Geſtalt, und ſagte: *Du haſt ſchöne Hände und Schenkel, Philopömen, aber keinen Bauch*; wiewohl dieſer Spott ſich vielmehr auf den Zuſtand ſeines Kriegsheers bezog, denn Philopömen hatte gute Truppen, ſowohl Fußvolk

als Reuterey, aber oft nicht Geld zur Unterhaltung der Truppen. Dieſe Denkwürdigkeiten vom Philopömen pflegen in den Schulen erzehlt zu werden. *

Philopömen beſaß einen Ehrgeitz, der von Heftigkeit und Zorn nicht ganz frey war. Er wollte ein Nachahmer des Epaminondas ſeyn, und that es dieſem groſſen Manne an Thätigkeit, kluger Einſicht und Unempfindlichkeit gegen das Geld gleich, aber ſeine Heftigkeit hinderte ihn in den Civilhändeln die Sanftmuth, und das geſetzte menſchenfreundliche Weſen des Epaminondas zu zeigen. Er beſaß mehr die Eigenſchaften eines Soldaten als die eines Staatsmannes. Gleich von Jugend auf liebte er den Krieg, und lernte fechten

* Man pflegte in den griechiſchen Schulen von den berühmteſten größten Männern Griechenlands denkwürdige Dinge oder witzige Reden der Jugend zu erzehlen, theils um ihnen dadurch die vaterländiſche Geſchichte einzuprägen, theils um ihren Verſtand zu ſchärfen und zu nähren, auch ihr Herz durch gute moraliſche Sentenzen zu bilden. In den höhern Schulen pflegte man über dergleichen Sentenzen Diſputirübungen anzuſtellen.

fechten und reiten, und alle Kriegswiſſenſchaften mit groſſer Begierde. Da man aber auch glaubte, daß er zum Kämpfen und Ringen ſich gut ſchickte, und ihn ſeine Freunde und Vormünder ermunterten, auch dieſe Künſte zu erlernen, ſo fragte er ſie, ob die Uebung in dieſen Künſten nicht dem Kriegshandwerke ſchädlich wäre? Sie antworteten ihm ſo wie es ſich wirklich verhielt, daß nämlich der Körper und die Lebensart eines Athleten von dem Körper und der Lebensart eines Soldaten in vielen Dingen, beſonders in der Diät und den Uebungen verſchieden ſeyn müſſe, weil ein Athlete durch langes Schlafen und vieles Eſſen, und durch regelmäßig abgetheilte Bewegung und Ruhe ſeine körperliche Geſtalt verbeſſern und gut erhalten müſſe, da ſie leicht durch den geringſten Zufall oder Abweichung von der Gewohnheit ſich verändern könne, ein Soldat hingegen ſich zu allen Veränderungen und Abwechslungen gewöhnen, und beſonders Hunger und Durſt und Nachtwachen ertragen lernen müſſe. Wie Philopömen dieſes hörte, ſo vermied und verachtete er alle Athletenkünſte, und verſpottete ſie auch nachher, da er Feldherr geworden war, auf alle mögliche Weiſe, als ſolche Künſte, die die

tauglichſten Körper ganz zum Kriegshandwerke und Fechten verdürben.

Sobald er keine Lehrer und Hofmeiſter mehr hatte, begab er ſich unter die Truppen der Stadt Megalopolis, und pflegte immer bey den verſchiedenen Streifereyen ins Lacedämoniſche Gebiet der erſte beym Auszuge und der letzte beym Rückzuge zu ſeyn. Bey müßigen Zeiten übte er ſeinen Körper entweder durch die Jagd oder durch den Ackerbau, um ihn zugleich behend und ſtark zu machen. Er pflegte täglich nach dem Eſſen auf ſein ſchönes Landgut zu gehen, welches er zwanzig Stadien von der Stadt weit hatte, ſchlief auf eben ſo ſchlechter Streu, wie ſeine Arbeiter, ſtand ſehr früh wieder auf, und half ſeinen Weingärtnern und Ackersleuten ſo lange arbeiten, bis er ſich wieder in die Stadt begab, um die öffentlichen Stadtgeſchäfte vor ſeine Freunde, oder vor den Gerichtsſtühlen zu betreiben. Das Geld, was er in ſeinen Feldzügen ſich erwarb, verwandte er auf Pferde, Waffen, oder Loskaufung der Gefangenen, ſein Vermögen aber ſuchte er bloß durch den Ackerbau, als dem gerechteſten Erwerbungsmittel, zu vermehren, und dieß betrachtete er als ein wichtiges Geſchäft, weil er der Meynung

nung

nung war, wer ſich fremder Güter enthalten ſolle, müſſe ſelbſt eignes Vermögen haben.

Er hörte und las nur ſolche Reden und Schriften der Philoſophen, durch welche er glaubte, daß die Tapferkeit befördert würde. Aus den Homeriſchen Gedichten machte er ſich beſonders die Stellen bekannt, welche Ideen der Tapferkeit erwecken und befeuern konnten. Unter allen Schriften aber ſtudirte er die Taktik des Evangelus am meiſten, und die Hiſtorien vom Alexander, weil er glaubte, man müſſe das, was man leſe, auch auszuüben ſuchen, wenn man nicht bloß auf Zeitvertreib und eine unnütze Schwatzhaftigkeit ſehen wolle. Er begnügte ſich auch nicht mit der Theorie der Taktik, und den Zeichnungen davon, ſondern machte an verſchiedenen Oertern Verſuche damit, und ſtudirte ſie praktiſch. Er betrachtete auf Reiſen entweder vor ſich oder mit ſeinen Freunden die Lagen der Gegenden, die Thäler und Anhöhen, und wie da, oder an Flüſſen, an Graben, in Defileen, ein Heer gut geſtellt, und in geſchickte Bewegungen geſetzt werden könnte. Er ſcheint eine faſt übertriebene Neigung zur Kriegswiſſenſchaft gehabt zu haben, wie er denn auch den Krieg für die mannichfaltigſte Gelegenheit zu allen Tu-

genden, und diejenigen, welche nichts damit zu thun hatten, für unthätige Menſchen hielt.

Er war ſchon dreyßig Jahr alt, als der Lacedämoniſche König Kleomenes die Stadt Megalogolis bey Nachtzeit überfiel, und nachdem er ſich der Wachen bemächtigt, bis in die Stadt auf den Marktplatz drang. Philopömen leiſtete ſeinen Mitbürgern den eifrigſten Beyſtand, konnte aber doch nicht, ſo herzhaft er auch fochte, die Feinde aus der Stadt treiben: er brachte aber ſeine Mitbürger ſicher zur Stadt heraus, indem er ſich denen, die ſie verfolgen wollten, entgegen ſtellte, die Truppen des Kleomenes auf ſich zog, und ſich, als der letzte, unter fortdauerndem Gefechte, kaum noch erretten konnte, da er ſein Pferd verloren, und verwundet worden war.

Die Einwohner von Megalopolis flüchteten nach Meſſene, wo ſie eine Botſchaft vom Kleomenes erhielten, welcher ihnen ihre Stadt mit allen ihren Vermögen und Gütern wieder zu geben verſprach. Sie waren geneigt, dieſen Antrag anzunehmen, und wieder zurückzukehren, allein Philopömen ſtellte ihnen vor, daß Kleomenes ihnen die Stadt als eigen doch nicht wieder geben würde, und daß er die Einwohner nur ſuche in die

Stadt

Stadt zu ziehen, um ſie deſto ſichrer behaupten zu können, denn er könne die leeren Häuſer, wenn ſie niemand bewohnte, doch nicht auf immer im Beſitze behalten. Dadurch brachte er es dahin, daß die Bürger von Megalopolis nicht wieder zurückkehren wollten, aber er gab auch dadurch dem Kleomenes einen Vorwand, die Stadt zu plündern, größtentheils zu zerſtören, und mit einer groſſen Beute davon zu ziehen.

Der König Antigonus nahm ſich darauf der Megapolitaner an, und zog in Verbindung mit den Achäern gegen den König Kleomenes zu Felde. Dieſer hatte die Anhöhen und Päſſe bey Selaſia beſetzt. Antigonus ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung, um den Feind anzugreifen. Philopömen befand ſich nebſt ſeinen Mitbürgern unter der Reuterey, und neben ihm ſtanden die Illyrier, die ſehr zahlreich und kriegriſch waren, und die Schlachtordnung ſchloſſen. Sie hatten Befehl, ſich ruhig zu verhalten, bis auf dem andern Flügel der Purpurrock des Königs auf einem Spieſſe gezeigt würde, als das Zeichen zur Schlacht. Aber die Anführer der Illyrier wollten einen Verſuch machen, die Lacedämonier anzugreifen, indeſſen die Achäer, ihrer Order gemäß,

ruhig in ihrer Stellung blieben. Euklidas, der Bruder des Kleomenes, wurde die Lücke gewahr, die durch die Bewegung der Illyrier in der gegenſeitigen Armee entſtand, und ſchickte geſchwind ſeine leichten Truppen ab, den Illyriern in den Rücken zu fallen, und die von der Reuterey entfernten Truppen zu trennen. Indem dieſes vorgieng, und die Illyrier in Unordnung gebracht wurden, nahm Philopömen wahr, daß man dadurch eine gute Gelegenheit bekommen hatte, die leichten Truppen des Euklidas ohne viele Mühe anzugreifen. Er trug dieſen Vorſchlag den königlichen Officiers vor, welche ihn aber verwarfen, und ihn für unſinnig hielten, weil er noch gar nicht Anſehn und Credit genug hatte, um ein ſo wichtiges Kriegsmanöver, worauf ſo viel von dem Ausgange der Schlacht beruhete, annehmlich zu machen. Er ermunterte alſo ſeine Megapolitaner, und that mit ihnen den Angrif. Er brachte die leichten feindlichen Truppen in Verwirrung, und jagte ſie endlich mit groſſem Verluſte in die Flucht. Um den königlichen Truppen noch mehr Muth zu machen, daß ſie den Feinden, die in voller Unordnung waren, nacheilen ſollten, ſprang er vom Pferde, und ſetzte den Flüchtigen, ohn=

ohnerachtet ſeiner ſchweren Rüſtung, zu Fuſſe durch unebene, ſumpfigte und moraſtige Plätze nach, und fochte mit einem unüberwindlichen Muthe, ſo beſchwerlich der Streit für ihn war, bis er mit einem Wurfſpieſſe durch beyde Hüften getroffen wurde. Die Wunde war zwar nicht tödtlich aber ſchmerzhaft, weil der Wurfſpieß durch beyde Hüften gefahren war, und Philopömen wurde dadurch, als wenn er mit Feſſeln gebunden wäre, von dem Gefechte abgehalten. Er wollte darüber ganz verzweifeln, beſonders da der lederne Handgrif am Wurfſpieſſe, der in der Wunde ſteckte, das Herausziehn ſchwer und höchſt ſchmerzhaft machte, und ſich niemand von denen, die bey ihm waren, getrauete, ihn anzurühren. Indeſſen wurde die Schlacht immer hitziger, und Philopömen ſtrengte ſich vor Eifer zu fechten ſo ſehr zum gehen an, daß unter dieſer heftigen Bewegung ſeiner Beine der Wurfſpieß in der Mitte entzwey brach, und er die zwey Theile davon an den beyden Enden der Hüfte herausziehn laſſen konnte. Sogleich ergrif er wieder den Degen, und drang durch die Reihen der Truppen bis vorn vor den Feind, und ermunterte durch das

Beyſpiel ſeiner Tapferkeit die andern Truppen zum neuen Muthe.

Nach erhaltenem Siege fragte Antigonus ſeine Macedonier, um ſie zu prüfen, warum die Reuterey, ohne ſeinem Befehle, ſich in Bewegung geſetzt habe? Sie entſchuldigten ſich, daß ſie wider ihren Willen durch einen jungen Megapolitaner, der den Angrif gethan, wären gezwungen worden, ſich mit den Feinden einzulaſſen, worauf Antigonus mit Lachen antwortete: **Dieſer junge Megapolitaner hat einen Streich eines groſſen Feldherrn ausgeführt.**

Dadurch erlangte nun Philopömen mit Recht einen groſſen Ruhm. Antigonus ſelbſt ſuchte ihn in ſeine Dienſte zu bekommen, und trug ihm die Stelle eines Generals mit einem groſſen Gehalte an, welche Ehre aber Philopömen verbat, weil er ſelbſt wußte, wie wenig er dazu geſchaffen war, unter andrer Befehlen zu ſtehen. Um aber nicht müßig zu ſeyn, ſchifte er nach Kreta, wo er ſich noch mehr im Kriegsweſen üben wollte. Hier blieb er eine ziemliche Zeit, und lernte von Männern, welche tapfer waren, und alle Künſte des Krieges verſuchten, und dabey eine genaue ſtrenge Lebensart führten, noch viel, und kam mit ſol-

chem

chem Ruhme wieder in ſein Vaterland zurück, daß ihn die Achäer ſogleich zum General ihrer Reuterey ernannten. Die Ritter dieſer Völkerſchaften gebrauchten damals nur kleine ſchle chte Pferde, ſo wie ſie ſie, wenn ein Feldzug angieng, gleich bekommen konnten, in vielen Feldzügen erſchienen ſie ſelbſt nicht einmal, ſondern ſchickten andere an ihre Stelle, und überhaupt fehlte es ihnen an Erfahrung und Tapferkeit. Die bisherigen Generale hatten dabey immer Nachſicht gebraucht, weil die Ritterſchaft bey den Achäern viel vermochte, und das Recht der Belohnungen und Strafen größtentheils bey ihnen ſtand. Philopömen ſah dieſen Fehlern nicht weiter nach. Er gieng in den Städten herum, machte in jedem jungen Ritter die Ehrbegierde rege, ſtrafte, wo die Strafe nothwendig war, und ſtellte ritterliche Uebungen, Aufzüge und Fechtſpiele auf ſolche Art an, daß dabey die Ritter eine groſſe Menge Zuſchauer hatten, und dadurch in kurzer Zeit nicht nur eine bewundernswürdige Stärke und Herzhaftigkeit bekamen, ſondern auch das wichtigſte Stück der Taktik, die Behendigkeit und Schnelligkeit in Bewegungen lernten. Sie wurden gewohnt in ganzen Haufen und einzeln ſich geſchickt

zu bewegen, auf alle Seiten ſich zu wenden, und alle Kriegsmanöver mit ſolcher Fertigkeit zu machen, daß es ſchien, als wenn dieſes Corps ein ganzer Körper wäre, der alle verſchiedene Bewegungen und Wendungen nach ſeinem eignen Willen machte.

Bey der darauf erfolgten harten Schlacht am Fluſſe Lariſſus zwiſchen den Achäern und Aetoliern und Eleern, ſprengte der General der Eleiſchen Reuterey Damophantus den andern Truppen voran, und auf den Philopömen los. Philopömen empfieng den Angrif mit Standhaftigkeit, kam mit ſeinem Spieſſe dem Demophantus zuvor, und ſtieß ihn damit vom Pferde herab. Sobald dieſer General geblieben war, ergriffen die Feinde die Flucht. Philopömen hatte ſich durch dieſe That groſſe Ehre erworben. Man hielt ihn für einen Mann, der an Tapferkeit keinem Jünglinge, und am Verſtande keinem Alten etwas nachgäbe, und der zugleich ein braver Soldat und ein groſſer General zu ſeyn verſtünde.

Aratus hatte zuerſt den Achäiſchen Bund aus ſeiner Niedrigkeit und Verachtung zum Anſehn und zu einer gewiſſen Würde erhoben, und eine wirklich griechiſche ſanfte Regierungsverfaſſung

ein=

eingeführt. Griechenland war damals den Flüſſen ähnlich, in welchen anfänglich wenige kleine Steine und andre Körper ſich feſtſetzen, und nachher immer mehrere hinzukommen, und ſich anhängen, bis ſie endlich nach und nach einen feſten dichten Damm ausmachen. Es war wegen der verſchiedenen einzelnen Städte, die für ſich allein beſtanden, ſchwach, und leicht zu zerſtören. Die Achäer waren die erſten, die in ein Bündniß zuſammen traten, und nach und nach die herumliegenden Städte theils durch geleiſtete Hülfe und Befreyung von Tyrannen, theils durch die Regeln der Staatskunſt, die zur Eintracht führen, mit ſich verbanden, und den Endzweck hatten, ganz Peloponnes zu einem einzigen mächtigen Staatskörper zu machen. Aber dennoch mußten ſie, ſo lange Aratus lebte, größtentheils noch der Macht der Macedoniſchen Waffen ſich unterwürfig ſehen, und ſich nach dem Willen des Ptolemäus, hernach des Antigonus, und dann des Philippus richten, welche ſich in alle griechiſche Angelegenheiten miſchten. Als aber Philopömen einer der vornehmſten Befehlshaber bey dem Achäiſchen Bunde wurde, ſo hörten die Achäer auf, ſich fremde Anführer aufdringen zu laſſen, und waren ſelbſt

den

den mächtigſten Gegnern gewachſen. Aratus, der in Kriegsſachen etwas träge geweſen zu ſeyn ſcheint, hatte ſeine meiſten Geſchäfte durch Unterhandlungen, Güte, und Mitwirkung der Macedoniſchen Könige, zu Stande gebracht. Philopömen hingegen, der ein braver Soldat, und im Kriegsweſen thätig war, und der gleich in den erſten Schlachten das Glück und den Sieg auf ſeiner Seite gehabt hatte, erhob mit der Macht der Achäer zugleich ihren Muth, und ſie wurden gewohnt, unter ſeiner Anführung zu ſiegen, und in den meiſten Schlachten glücklich zu ſeyn.

Das erſte Geſchäft des Philopömen war, daß er die Fehler der Taktik und der Waffen bey den Achäern abänderte. Sie bedienten ſich leichter Schilde, welche zu kurz und ſchmal waren, den Leib zu bedecken, und ihre Spieße waren auch zu kurz, und konnten wegen ihrer Leichtigkeit zwar geſchickt in einer gewiſſen Entfernung gebraucht werden, wenn es aber zum Handgemenge kam, ſo richteten ſie nichts damit aus. Eine rund geſtellte Schlachtordnung war bey ihnen gar nicht gewöhnlich; ſie ſtellten ſich immer in eine viereckigte Ordnung, und da ſie dabey weder, nach Macedoniſcher Art, ihre Spieße vorhielten, noch ihre

Schil-

Schilde dicht an einander hielten, ſo konnten ſie leicht ins Gedränge kommen, und getrennt werden. Philopömen machte die Abänderung, daß ſie an ſtatt der kleinern größre Macedoniſche Spieſſe und Schilde nahmen, ſich mit Helmen, Harniſchen, und Stiefeln bewafneten, und an ſtatt des leichten flüchtigen Scharmuzirens ſich gewöhnten Stand zu halten, und in Ordnung zu fechten, wobey er, während den Waffenübungen der jungen Mannſchaſt, ihr Zuverſicht und Muth einflößte, ſich für unüberwindlich zu halten.

Zugleich ſuchte er den Hang der jungen Achäer zur Ueppigkeit und Pracht auf eine gute Seite zu lenken, denn gänzlich ihn zu tilgen war bey der allgemein eingeriſſenen Eitelkeit ſeiner Mitbürger nicht möglich, welche in koſtbaren Kleidern, herrlichen Purpurdecken, und prächtigen Mahlzeiten einander den Vorzug ſtreitig zu machen ſuchten. Philopömen wandte die Begierde nach Putz von den unnöthigen Dingen auf beſſere und nützlichere: er brachte es bald dahin, daß jedermann den täglichen Aufwand auf ſeinen Körper einſchränkte, um dagegen mit dem Schmucke prächtiger Rüſtungen und kriegriſcher Werkzeuge zu glänzen. Nun ſah man in den

Werkſtätten nichts als Becher und Tiſchgeſchirre umſchmelzen, Harniſche vergolden, Schilde und Pferdezäume verſilbern. Die öffentlichen Plätze waren voller Pferde, die von jungen Leuten zugeritten wurden, und voller muntern Soldaten, die ſich in den Waffen übten. Die Frauenzimmer beſchäftigten ſich damit, daß ſie Helme und Federbüſche färbten, und Reitröcke und Kriegskleider ſtickten. Der Anblick ſolcher Dinge ſtärkte den Muth der jungen Achäer, machte ſie kühn, die Gefahren verachtend, und kriegriſch. Denn die Pracht erzeugt zwar ſonſt in andern Dingen Ueppigkeit und Weichlichkeit, ſo wie auch die äuſern Sinne durch öfters Berühren und Kitzeln ſtumpf werden, aber wenn die Pracht auf ſolche Dinge angewandt wird, wie Philopömen that, ſo ſtärkt und erhöht ſie den Muth. Und wie Achilles beym Homer, da er die ihm vorgelegten neuen Waffen betrachtet, durch den Anblick derſelben zu ihren Gebrauch und zur kriegriſchen Thätigkeit befeuert wird, ſo ermunterte Philopömen ſeine kriegriſch geſchmückte Jugend zur Waffenübung, und ſie lernte mit feuriger Ehrbegierde die Manöver des Philopömen. Seine Schlachtordnung, die ſo dicht und geſchloſſen war, daß ſie

vor dem Feinde undurchdringlich zu ſeyn ſchien, gefiel bis zur Bewundrung, und die Waffen wurden auch dadurch leicht und bequem, weil man ſie wegen ihres Glanzes und ihrer Schönheit gern trug, und jedermann wurde vom Muthe belebt, mit ſolchen Waffen bald einmal gegen Feinde zu fechten.

Die Achäer führten damals mit Machanidas, dem Tyrannen der Lacedämonier, Krieg, welcher mit der großen Macht, die er hatte, ganz Peloponnes ſich zu unterwerfen ſuchte. Sobald die Nachricht einlief, daß Machanidas in das Gebiet von Mantinea eingefallen war, rückte Philopömen mit ſeiner Armee ihm entgegen. Beyde gegenſeitige Heere ſtellten ſich nicht weit von der Stadt Mantinea in Schlachtordnung, und hatten beyde auſſer vielen fremden Hülfstruppen faſt die ganze Macht ihrer Länder bey ſich.

Machanidas war gleich im Anfange der Schlacht ſo glücklich, die Hülfsvölker der Achäer nebſt den Tarentinern und Bogenſchützen, die vor den Achäern voran geſtellt waren, in die Flucht zu treiben. Aber anſtatt ſich darauf gegen die Achäer ſelbſt zu wenden, und in ihre Phalanx einzubrechen, gieng er in der Verfolgung der geſchla-

genen Truppen bey den Achäern vorbey, die in ihrer Ordnung Stand hielten. Philopömen ſtellte ſich bey dem gleich im Anfange der Schlacht ſo unglücklichen Vorfalle, wobey alles verloren zu ſeyn ſchien, als wenn die Sache unbedeutend und keine Gefahr dabey wäre. Wie er aber gewahr wurde, daß die Feinde den Fehler begiengen, und im Nachjagen ſich von ihrem Hauptcorps trennten, und einen leeren Platz zum Angriffe lieſſen, ſo gieng er denen nicht nach, welche ſeine geſchlagenen Vordertruppen verfolgten, ſondern wartete bis ſie vorbey waren, und ſich ſchon in einer ſtarken Entfernung befanden; darauf grif er den entblößten Flügel der Lacedämonier auf der Flanke an, wo man gar keinen Angrif vermuthet hatte, und auch der König abweſend war. Die Lacedämonier, die ſchon den Sieg in Händen zu haben geglaubt hatten, erlitten durch dieſen Angrif eine groſſe Niederlage, denn es ſollen über viertauſend Mann von ihnen geblieben ſeyn. Philopömen wandte ſich nach dieſem Siege gegen den Machanidas ſelbſt, der mit ſeinen Hülfstruppen vom Verfolgen zurückkam. Sie kamen einander ſo nahe, daß ſie nur ein breiter und tiefer Graben trennte, über den beyde zu ſetzen ſuchten, der ei-

ne

ne um zu entfliehen, der andre um dieß zu verwehren. Es ſchien nicht als wenn zwey Feldherren auf einander losgiengen, ſondern als wenn ein wildes Thier ſich gezwungen vertheidigte, und Philopömen als Jäger es drängte. Indeſſen ſuchte das Pferd des Machanidas, welches ſtark, muthig, und auf beyden Seiten von den Spornen blutig war, mit Gewalt über den Graben zu ſezzen, und fiel mit der Bruſt in den Graben, wollte aber mit den Vorderfüſſen ſich wieder herausarbeiten. Da kamen ſogleich Simmias und Polyänus, welche in den Gefechten immer um den Philopömen herum waren, und hielten beyde zugleich ihre geſenkten Spieſſe vor. Aber Philopömen ſprengte ihnen noch zuvor grade auf den Machanidas los, und da er ſahe, daß das Pferd des Machanidas mit ſeinem vorgeſtreckten Kopfe ihn bedeckte, ſo lenkte er das ſeinige etwas auf die Seite, und ſtieß mit ſeinem Spieſſe den Machanidas nieder. In dieſer Stellung wurde auch ſeine eherne Statüe abgebildet, welche die Achäer ihm zu Delphos errichten lieſſen, denn ſie bewunderten dieſe That und dieſen Feldzug unter allen am meiſten.

Nicht lange nach dem Siege bey Mantinea wurde Philopömen zum zweytenmale zum General der Achäer erwählt, und erſchien bey der Feyer der Nemeiſchen Spiele vor den Augen der verſammelten Griechen mit ſeiner ſo herrlich geſchmückten griechiſchen Ritterſchaft. Er zeigte dabey die kriegriſchen Manöver, welche dieſe Mannſchaft von ihm gelernt, und welche ſie mit groſſer Fertigkeit und Munterkeit machte. Als er ſich hernach auf den Schauplatz der Sänger und Harfeniſten begab, von dieſen Jünglingen begleitet, die alle in ihren Soldatenkleidern und purpurnen Weſten, von gleichem Alter, und gleich geſunden ſtarken Körpern, voll Lebhaftigkeit und Muth wegen ihrer erfochtnen Siege, und voll Ehrerbietung gegen ihren Anführer, erſchienen, ſo traf es ſich, daß eben der Sänger Pylades die Worte aus dem Stücke des Timotheus, welches den Titel hat, die Perſer, zu ſingen anfieng: — „Ich gebe Griechenlands Söhnen den herrlichen Schmuck der Freyheit„ — und indem er mit ſeiner vortreflichen Stimme die ganze Würde dieſer Worte ausdrückte, ſo richteten alle Zuhörer auf dem ganzen Schauplatze ihre Augen auf den Philopömen, und erhoben ein frohes Händeklat-

ſchen. Die Griechen fiengen damals an Hofnung zu ſchöpfen, daß die alte Hoheit Griechenlands wieder hergeſtellt werden könnte, und ihr Muth dabey grenzte an eine völlige Zuverſicht.

Allein, ſo wie junge Pferde, wenn ſie merken, daß ſie ihre gewohnten Reuter nicht haben, ausgeartet wild werden, ſo verlor die junge Mannſchaft der Achäer ihren kriegriſchen Muth, wenn ſie ein andrer General commandirte, und ſehnte ſich nach Philopömen. Sobald die Soldaten nur ihn ſahen, bekamen ſie neuen thätigen Muth, und unternahmen alles mit Zuverſicht, denn ſie wußten, daß die Feinde nur den einzigen Philopömen anzuſehn ſich nicht getrauten, und bloß durch ſeinen Namen und Ruhm ſchon in Schrecken geſetzt wurden, wie verſchiedene Begebenheiten bewieſen.

So glaubte der Macedoniſche König Philippus, daß die Achäer ſich bald wieder vor ihm beugen würden, wenn er nur den Philopömen weggeſchaft hätte, und ſchickte deswegen Meuchelmörder nach Argos, die ihn aus dem Wege räumen ſollten. Aber die Sache wurde entdeckt, und zog dem Philippus den heftigſten Haß der Griechen zu. Die Böotier belagerten Megara, und hoften die Stadt bald zu erobern, ſie hatten ſchon

die Sturmleitern an die Mauern gelegt, und bloß das fälſchlich ausgebreitete Gerücht, daß Philopömen den Belagerten zu Hülfe eile, und in der Nähe ſey, machte ſie ſo muthlos, daß ſie, mit Zurücklaſſung der Sturmleitern, die Flucht ergriffen. Nabis, welcher ſich nach dem Tode des Machanidas die Oberherrſchaft von Lacedämon angemaßt hatte, nahm Meſſene durch einen Ueberfall ein. Philopömen war damals eben Privatmann, und verwaltete gar kein öffentliches Amt. Er ſuchte den damaligen General der Achäer Lyſippus zu bereden, daß er den Meſſeniern zu Hülfe gehen möchte, welcher ſich aber unter dem Vorwande nicht dazu verſtehen wollte, weil die Stadt doch einmal verloren, und ſchon in der Gewalt der Feinde wäre. Er entſchloß ſich alſo ſelbſt Hülfe zu leiſten, und gieng mit freywilligen Bürgern ab, welche ohne einen obrigkeitlichen Befehl oder Wahl zu erwarten, ihm nach der Regel der Natur, als dem beſten Anführer zu dieſem Zuge folgten. Als er in die Nähe von Meſſene anlangte, und Nabis davon benachrichtigt wurde, ſo hielt dieſer nicht Stand, ob er gleich innerhalb den Mauern der Stadt ſich gelagert hatte, ſondern zog aus den jenſeitigen Thoren mit ſeinen

Trup-

Truppen aus der Stadt ab, und hielt ſich noch für glücklich, daß er davon kommen konnte. Er entfloh, und Meſſene wurde wieder frey.

Alles was Philopömen bisher gethan hatte, erwarb ihm allgemeines Lob. Aber ſeine zweyte Reiſe nach Kreta, die er auf Bitten der Gortynier, welche damals Krieg führten, und ihm die Feldherrnſtelle antrugen, unternahm, zog ihm viele üble Urtheile zu. Man ſagte, er habe ſein Vaterland zu der Zeit, da es mit dem Nabis Krieg führen mußte, entweder aus Furcht für daſſelbe zu fechten, oder doch aus einer unzeitigen Ehrbegierde, ſich bey fremden Völkern Ruhm zu erwerben, verlaſſen. Und die Megapolitaner kamen wirklich in dem damaligen Kriege ſo ſehr ins Gedränge daß ſie ſich in ihre Stadt einſchloſſen, und ihre Gaſſen beſäeten, weil alle ihre Felder verwüſtet waren, und das Lager der Feinde faſt in ihren eignen Thoren hatten. Daher Philopömen durch ſeinen Krieg auf der Inſel Kreta allerdings ſeinen Feinden zu dem Vorwurfe wider ſich Anlaß geben mußte, daß er vor dem Kriege im Vaterlande geflohen ſey.

Einige hingegen, die den Philopömen vertheidigten, wendeten dagegen ein, daß, da die Achäer

ſich andre Generale erwählt hätten, und Philopömen ein Privatmann wäre, er ſeine Muße gut anwende, daß er die von den Gortyniern ihm angetragene Feldherrnſtelle übernommen habe. Denn er konnte nicht müßig ſeyn, und wollte das Kriegshandwerk, ſo wie etwa andre Handwerker, beſtändig treiben, wie auch ſein Ausdruck wegen des Königs Ptolemäus zu erkennen gab. Als einige dieſen König rühmten, daß er täglich ſeine Truppen übe, und ſelbſt ſeinen Körper zu den Beſchwerlichkeiten des Krieges gewöhne, ſo antwortete er: Wer wird einen König rühmen, der in einem ſolchen Alter noch lernt, und nicht vielmehr das gelernte ſchon der Welt zeigt?

Die Megapolitaner waren über die Entfernung des Philopömens ſo aufgebracht, daß ſie ihm das Bürgerrecht nehmen wollten, aber die Achäer gaben dieſes nicht zu, und ſchickten den Ariſtänetus zum Befehlshaber nach Megalopolis, welcher, ob er gleich in den Staatsgeſchäften immer ein Gegner des Philopömens geweſen war, dennoch das Urtheil wider ihn nicht zur Ausführung kommen ließ. Von dieſer Zeit an wurde Philopömen von ſeinen Mitbürgern verachtet, und machte dafür eine Menge von den umliegenden Flekken

ken von Megalopolis abwendig, indem er ſie aufhetzte, zu behaupten, daß ſie in den vorigen Zeiten nicht wären der Stadt Megalopolis zinsbar oder je unterwürfig geweſen; er ſtand dieſen Oertern auch nachher öffentlich vor Gerichte bey, und brachte es bey den Achäern dahin, daß ſie ganz von Megalopolis abkamen. Doch geſchah dieſes erſt in den folgenden Zeiten.

In Kreta führte Philopömen, als Anführer der Gortynier, den Krieg nicht auf die edle und öffentliche Art, wie es in Peloponnes und Arkadien gebräuchlich war, ſondern nahm ganz die kretiſche Manier an, und gebrauchte alle bey dieſen Völkern gewöhnliche Kunſtgriffe, Ränke, Ueberfälle, und liſtige Nachſtellungen, ſo geſchickt, daß ſie bald merkten, ſie wären gegen einen wirklich erfahrnen General mit allen ihren Ränken nur unverſtändige Kinder.

Mit Ruhm und Bewundrung wegen ſeiner in Kreta ausgeführten Thaten überhäuft kehrte er nach Peloponnes zurück, wo er bey ſeiner Ankunft den König Philippus vom Titus Flamininus beſiegt antraf, und den Nabis von den Achäern und Römern zugleich mit Krieg überzogen. Er wurde ſogleich zum Feldherrn wider den Nabis er-

nannt, hatte aber durch eine unglückliche Seeſchlacht eben das Schickſal, welches den Epaminondas traf, daß er durch dieſen Verluſt einen groſſen Theil ſeines vorigen Ruhms verlor. Allein Epaminondas hatte, wie man erzehlt, nicht gewollt, daß ſeine Mitbürger die Vortheile des Meers genieſſen ſollten, damit ſie nicht unvermerkt, nach des Plato Ausdruck, aus tapfern Soldaten Schifsvolk würden, und ſich verſchlimmerten, und war daher mit Fleiß von den aſiatiſchen Küſten und Inſeln, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder zurück gekehrt. Philopömen hingegen glaubte, ſeine Erfahrung im Kriege auf dem Lande wäre ihm zureichend auch auf der See zu ſiegen, und erfuhr mit ſeinem Schaden, wie viel die Erfahrung zur Tapferkeit beytrage, und welchen mächtigen Einfluß die Uebung zum Glücke in allen Dingen habe. Denn er wurde nicht allein wegen Mangel an Erfahrung in einem Seetreffen geſchlagen, ſondern er bemannete auch ein altes Schif, das vierzig Jahr ſchon gedient hatte, ſo ſtark, daß es die Laſt nicht tragen konnte, und die Soldaten darinnen in Lebensgefahr geriethen. Er ſah auch, daß ihn die Feinde verachteten, und ſich ſo betrugen, als wenn er ganz aus

der See entwichen wäre. Sie belagerten aus Uebermuth die Stadt Gythium. Er ſchifte daher auf ſie los, da ſie wegen des erhaltnen Sieges nicht auf ihrer Hut und ſicher waren, ſetzte des Nachts ſeine Soldaten ans Land, ließ Feuer unter die feindlichen Zelter werfen, und ſteckte ihr Lager in Brand, wobey ſie viel Volk verloren.

Nabis zeigte ſich wenige Tage darauf, als Philopömen eben durch enge Wege marſchirte, auf einmal wieder, und jagte den Achäern dadurch eine ſolche Furcht ein, daß ſie ſich für verloren hielten, weil ſie kein Mittel ſahen, ſich aus dieſen gefährlichen Oertern, die die Feinde umgeben hatten, herauszuziehen. Philopömen blieb eine Weile ſtille ſtehen, und nahm die Lage der Gegend in Augenſchein, und zeigte darauf, daß die Taktik eines der vorzüglichſten Stücke der Kriegskunſt ſey. Er machte mit ſeinen Truppen Wendungen, wie ſie die Umſtände erfoderten, brachte ſie ohne Unordnung aus ihrer Verlegenheit, und gieng alsdenn auf die Feinde los, welche gänzlich geſchlagen wurden. Weil er gewahr wurde, daß ſie nicht nach der Stadt zu zogen, ſondern ſich in der Gegend herum, die büſchigt und bergigt und wegen ſümpfigter Oerter für die Reuterey zu unweg=

wegſam war, einzeln zerſtreuten, ſo ließ er ſie nicht weit verfolgen, und lagerte ſich noch bey hellem Tage. Aber die Vermuthung, daß ſie, ſo zerſtreut wie ſie waren, ſich in der Dunkelheit der Nacht in die Stadt zu begeben ſuchen würden, brachte ihn auf den Gedanken, einen Theil ſeiner Armee bey den Sümpfen und Hügeln an der Stadt in Hinterhalt zu ſtellen, und auf dieſe Art wurden die meiſten Truppen des Nabis niedergemacht: denn weil ſie nicht haufenweiſe zogen, ſondern einzeln flüchtig ankamen, fielen ſie den Achäern leicht in die Hände, und wurden wie Vögel gefangen.

Die mannichfaltigen Ehrenbezeigungen, welche wegen ſolcher ruhmvollen Thaten den Philopömen auf den griechiſchen Theatern wiederfuhren, erweckten in den ehrgeitzigen Titus Flamininus eine geheime Eiferſucht. Er glaubte, daß er als ein Römiſcher Conſul mehr Bewundrung von den Achäern verdiene, als ein Mann aus Arkadien, den er durch ſeine erzeigten Wohlthaten auch weit überträfe, da er durch einen einzigen öffentlichen Ausruf ganz Griechenland frey gemacht, und der Herrſchaft des Königs Philippus und der Macedonier entriſſen hätte. Er machte

mit

mit dem Nabis Frieden, der hernach von aetoliſchen Meuchelmördern umgebracht wurde.

Philopömen ergrif dieſen gelegenen Zeitpunkt, überfiel Lacedämon mit einer Anzahl Truppen, und brachte es theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt dahin, daß dieſe Stadt ſich mit den Achäern vereinigte. Dieſer wichtige Streich, wodurch er einen ſo groſſen und mächtigen Staat auf die Parthey der Achäer gebracht hatte, erhob ſeinen Ruhm bis zum höchſten Anſehn, denn es war nichts geringes, daß Sparta ein Theil von Achaja geworden war.

Er gewann auch die Gunſt der vornehmſten Lacedämonier ſo ſehr, daß ſie hoften, in ihm den Beſchützer ihrer Freyheit gefunden zu haben. Sie brachten daher ein Decret zu Stande, daß ihm alles Geld, was aus dem verkauften Hauſe und Vermögen des Nabis war gelöſt worden, welches hundert und zwanzig Talente betrug, * zum Geſchenke ſollte gegeben werden, und überſchickten ihm dieſe Summe durch eine beſondre Geſandtſchaft. Hierbey aber zeigte Philopömen in der That, daß er nicht nur ein uneigennütziger groſſer Mann zu ſeyn ſcheinen wollte, ſondern es wirk=

* 120,000 Rthl.

wirklich war. Anfänglich wagte es nicht einmal einer von dieſen Lacedämoniern, einem ſo hochgeachteten Manne, wie er war, etwas von einem Geldgeſchenke zu ſagen, ſondern ſie wandten ſich an ſeinen Freund zu Sparta, den Timolaus. Und als hernach ſelbſt Timolaus nach Megalopolis kam, und bey der Tafel und im Umgange das erhobene zurückhaltende Weſen des Philopömens, ſeine Sparſamkeit in Eſſen und Trinken, und ſeinen Charakter näher kennen lernte, der ihm zur Ueberredung ganz unzugänglich, und durch Geld ungewinnbar zu ſeyn ſchien, ſo that er vom Geſchenke gar keine Erwähnung, gab eine andre Urſache ſeiner Reiſe an, und gieng, ohne etwas geſagt zu haben, wieder fort. Er kam zum zweytenmale wieder, und es gieng ihm eben wieder ſo. Bey einer dritten Reiſe endlich entdeckte er dem Philopömen, ſobald er angekommen war, den Antrag der Stadt Lacedämon. Philopömen hörte ihn mit Vergnügen an, reiſete aber ſelbſt nach Lacedämon, und erklärte ſich folgenderweiſe: — „Er riethe den Spartanern, nicht ihre Freunde und rechtſchafne Männer zu beſtechen, deren Hülfe und Tapferkeit ſie umſonſt genieſſen könnten, ſondern vielmehr die böſen Bürger, die in den

Verſammlungen der Stadt Unruhe ſtifteten, zu gewinnen, und zu erkaufen, damit ihnen durch Geſchenke der Mund geſtopft würde, und ſie nicht weiter beſchwerlich fielen. Es ſey beſſer, den Feinden als den Freunden die Freymüthigkeit zu benehmen.„ So ſehr war Philopömen über alle Gewinnſucht erhaben.

Der Feldherr der Achäer, Diophanes, hatte Nachricht bekommen, daß die Lacedämonier mit neuen Entwürfen und Anſchlägen umgiengen, und nahm ſich vor, ſie dafür zu züchtigen, da indeſſen die Lacedämonier ganz Peloponnes wieder zum Kriege aufhetzten. Philopömen ſuchte den Diophanes zu beſänftigen, und vom Ausbruche ſeines Unwillens abzuhalten. Er ſtellte ihm vor, daß bey dem gegenwärtigen Zeitpunkte, da der König Antiochus und die Römer in Griechenland mit ſo groſſen Heeren herumzögen, ein griechiſcher Feldherr dahin ſeine Gedanken richten, und innerliche Unruhen nicht erregen, ſondern vielmehr einigen Fehlern nachſehen müſſe. Aber Diophanes gab dieſen Vorſtellungen kein Gehör, brach mit dem Römiſchen Feldherrn Titus Flamininus ins Lacedämoniſche Gebiet ein, und gieng gerade auf Sparta los. Darüber wurde Philopömen

ſo

ſo aufgebracht, daß er etwas unternahm, was weder rechtmäßig noch eigentlich auch der Billigkeit gemäß, aber von vieler Wichtigkeit war, und einen ſehr kühnen Muth zeigte. Er warf ſich ſelbſt in Sparta, und verwehrte, ob er gleich nur ein Privatmann war, dem Feldherrn der Achäer und dem Römiſchen Conſul den Einzug, tilgte die Unruhen in der Stadt, und brachte es ſo weit, daß die Lacedämonier wieder in das allgemeine Bündniß, wie vorher, traten, und ſich mit den Achäern vereinigten.

Einige Zeit darauf, da Philopömen wiederum Feldherr war, wurde er durch irgend etwas über die Lacedämonier mißvergnügt. Er führte deswegen diejenigen, die vertrieben worden waren, wieder nach Sparta zurück, ließ achtzig Spartaner, wie Polybius erzehlt, oder dem Ariſtokrates zufolge, dreyhundert und funfzig hinrichten, die Mauern der Stadt niederreiſſen, und gab einen groſſen Theil des Lacedämoniſchen Gebiets den Megapolitanern ein. Er trieb auch alle diejenigen wieder fort, welche unter den vorigen Tyrannen das Bürgerrecht zu Sparta erlangt hatten, und ſchickte ſie nach Achaja, dreytauſend ausgenommen, welche er, weil ſie ſich ſeinen Befehlen

wider=

widerſetzt, und Lacedämon nicht hatten verlaſſen wollen, zu Sklaven verkaufte, und zu ihrer Verſpottung aus dem für ſie gelöſeten Gelde zu Megalopolis einen öffentlichen bedeckten Gang bauen ließ. Um ſeine Rachſucht gegen die Lacedämonier völlig zu befriedigen, und ihre Züchtigung bis aufs äuſerſte zu treiben, that er in Abſicht ihrer Regierungsverfaſſung etwas ſehr hartes und ungerechtes. Er hob die ganze Staatseinrichtung des Lykurgs völlig auf, und zwang die Lacedämonier, ihre Kinder und Jünglinge nicht nach ihrer hergebrachten Gewohnheit, ſondern nach Art der Achäer zu erziehen, weil ſie bey Lykurgs Geſetzen niemals ihren Stolz würden mäßigen lernen. So groſſe Unglücksfälle der Lacedämonier, die ſogar gleichſam die Nerven ihres Staats mußten von Philopömen zerſchneiden laſſen, demüthigten und erniedrigten ſie gänzlich, bis ſie in der Folge der Zeit es durch Bitten bey den Römern erlangten, daß ſie die Achäiſchen Gebräuche abſchaffen, und ihre alten Einrichtungen wieder herſtellen konnten, da ſie denn, ſo gut es nach ſo vielen erlittenen Unglücksfällen möglich war, ihren Staat wieder zu verbeſſern ſuchten.

Während dem Kriege, den die Römer in Griechenland wider den König Antiochus führten, hatte Philopömen kein öffentliches Amt. Er war ſehr mißvergnügt, daß er nicht Achäiſcher Feldherr war, da er ſahe, daß Antiochus in Chalcis die Zeit müßig zubrachte, und ſehr zur Unzeit ſich mit einem jungen Frauenzimmer und Liebeshändeln beſchäftigte, indeſſen ſeine Syrer, ohne Ordnung und Anführer, in den Städten herumſchweiften, und üppig lebten. Er ſagte, er mißgönne den Römern den Sieg, den ſie über den Antiochus erhalten hätten, und wenn er Feldherr wäre, ſo hätte er alle dieſe Syrer in den Hurenhäuſern niedergemetzelt.

Nach dem Siege über den König Antiochus miſchten ſich die Römer immer mehr in die griechiſchen Angelegenheiten, und ſchränkten die Achäer, deren Demagogen ſie ſich ergeben machten, durch ihre Macht ein. Die Römiſche Macht breitete ſich über alles mit einem beſondern Glücke aus, und das Ende war nahe, zu welchem endlich das Schickſal Griechenland bringen ſollte. Philopömen verhielt ſich dabey wie ein guter Steuermann, der auf Wind und Wellen Achtung giebt. Er richtete ſich nach den Umſtänden der Zeit, bald

gab

gab er nach, bald widerſetzte er ſich, bald ſuchte er diejenigen, die durch Beredtſamkeit und Thätigkeit am meiſten vermochten, zur Beſchützung der Freyheit zu bewegen. Als aber Ariſtänetus von Megalopolis, ein Mann, der bey den Achäern in groſſem Anſehn ſtand, den Römern beſtändig ſchmeichelte, und einſtmals in einer Verſammlung die Meynung äuſerte, daß die Achäer den Römern ſich nicht widerſetzen und nicht undankbar ſeyn ſollten, ſo hörte dieſes Philopömen anfänglich mit ſtillſchweigenden Unwillen an, brach aber doch zuletzt aus Zorn in dieſe Worte aus: *Warum eilſt du ſo ſehr, Griechenlands Verhängniß zu ſehn?*

Als Manius Acilius, der Römiſche Conſul, der den Antiochus überwunden hatte, von den Achäern verlangte, daß ſie den Lacedämoniſchen Exulanten wiederum die Rückkehr in ihr Vaterland verſtatten ſollten, und Titus Flaminius mit dem Manius zugleich dieſe Sache betrieb, ſo ſuchte Philopömen es auf alle Art zu hindern, nicht ſowohl aus Haß gegen die Exulanten, ſondern weil er wollte, daß ſie ihre Rückkehr ihm und den Achäern, nicht aber der Gnade des Titus Flaminius und der Römer zu danken haben ſollten. Und als er

das folgende Jahr darauf Feldherr der Achäer war, ſo ließ er dieſe Vertriebenen wieder nach Lacedämon zurückkehren. So widerſetzlich bezeigte ſich ſein hoher Sinn gegen alles was Gewalt hieß.

Er war ſchon ſiebzig Jahr alt, als er zum achtenmale zum Feldherrn der Achäer erwählt wurde, und er hofte ſowohl dieſes Amt ohne kriegriſche Beſchwerlichkeit zu führen, als auch den übrigen Theil ſeines Lebens in Ruhe zuzubringen. Denn ſo wie die Krankheiten mit den verlornen Kräften des Körpers abzunehmen pflegen, ſo hörte mit der verminderten Macht der griechiſchen Staaten auch ihre Streitſucht auf. Allein das Verhängniß warf ihn, wie einen glücklichen Athleten in der Laufbahn, noch am Ziele ſeines Lebens zu Boden.

Er ſoll bey einer verſammelten Geſellſchaft, in der irgend jemand als ein vortreflicher Kriegsmann gelobt wurde, geſagt haben: **Wie kann ſo ein Mann Lob verdienen, der ſich lebendig von den Feinden gefangen nehmen ließ?** Und wenige Tage darauf ereignete ſich der Vorfall, daß Dinokrates, ein Meſſenier, ein Mann, der eine Privatfeindſchaft gegen den Philopömen hatte, und

wegen

wegen ſeiner Bosheit und ſeines ſchlechten Lebens von jedermann gehaßt wurde, die Stadt Meſſene von dem Bündniſſe mit den Achäern abwendig machte, und auch den Anſchlag faßte, des Flekkens Kolonis ſich zu bemächtigen. Philopömen lag eben zu Argos am Fieber krank, eilte aber, ſobald er davon Nachricht bekam, in einem Tage nach Megalopolis, und machte einen Weg von mehr als vierhundert Stadien. Von da gieng er eben ſo eilfertig mit den Rittern, welches die vornehmſten Bürger und lauter junge Leute waren, die ſich aus Liebe gegen den Philopömen und aus Eifer als Freywillige angegeben hatten, auf Meſſene los.

Er ſtieß unterwegens mit ſeinen Rittern bey dem Hügel Evan auf den Dinokrates, und trieb ihn in die Flucht. Allein die fünfhundert Mann zu Pferde, welche die Grenze vom Meſſeniſchen Gebiete beſetzt hielten, kamen dem Dinokrates eilends zu Hülfe, und die Flüchtigen, wie ſie dieſe Hülfe ankommen ſahen, ſetzten ſich wieder auf den Hügeln, daher Philopömen, um nicht umringt zu werden, und um ſeine Ritter zu ſchonen, ſich durch beſchwerliche Wege zurückzog. Er war der letzte bey dieſem Rückzuge, und ſprengte öf-

ters wieder zurück gegen die Feinde, die er dadurch ganz auf ſich zog, ob ſie es gleich nicht wagten, ihn anzugreifen, ſondern nur mit groſſem Geſchrey ſich in einer gewiſſen Entfernung mit ihm herumjagten. Weil er aber wegen ſeiner jungen Ritter, die er alle einzeln in Sicherheit ſetzte, oftmals wieder gegen die Feinde anſprengte, * ſo befand er ſich unvermerkt auf einmal ganz allein mitten unter den Feinden. Zwar wagte es keiner, ſich mit ihm ins Gefechte einzulaſſen, aber ſie trieben ihn von ferne her an felſigte und abſchüßige Oerter, wo er das Pferd vergebens anſpornte, und nicht fortkommen konnte. Er wäre, ohnerachtet ſeines Alters, wegen ſeiner beſtändigen Uebung, noch behend genug geweſen ſich zu retten, allein ſeine damalige Krankheit und die beſchwerlichen Reiſen hatten ihn ſo entkräftet, daß er ſich für Mattigkeit nicht bewegen konnte. Sein Pferd that einen Fehltritt, und warf ihn ab, und er that einen ſo harten Fall, daß er vor heftigen Schmerzen am Kopfe eine lange Zeit ſprachlos lag. Die Feinde hielten ihn für todt, und fiengen an ſeinen Körper umzukehren, und ihn zu plün-

* Ἐπιςάμενος ἐν πολλάκις ϰ. τ. λ. In allen Editionen ſteht die falſche Lesart Ἀπιςάμενος.

plündern. Wie er aber ſeinen Kopf wieder in die Höhe richtete, und ſie anſah, ſo fielen ſie hauſenweiſe über ihn her, banden ihm die Hände auf den Rücken, und führten ihn ſo gebunden fort, wobey ſie ihn mit Schimpf und Läſterungen überhäuften, einen Mann, der es ſich nicht im Traume hätte vorſtellen können, daß ihm ſo etwas vom Dinokrates widerfahren könnte.

Die Einwohner von Meſſene geriethen über die Nachricht von dieſem Vorfalle in eine lebhafte Freude, und verſammelten ſich haufenweiſe bey den Thoren. Wie ſie aber den gebundenen Philopömen vorbey führen ſahen, der ein Schickſal erlitt, das ſeines Ruhms und ſeiner vorigen Thaten und Siege ſo unwürdig war, ſo hatten die mehrſten Mitleiden mit ihm, und vergoſſen Thränen, und bejammerten die menſchliche Hoheit als etwas unſichres und unbeſtändiges.

Die mehrſten zu Meſſene hatten ſehr bald den menſchenfreundlichen Gedanken, man müſſe ſich der vorigen Verdienſte Philopömens um die Stadt erinnern, da er den Tyrannen Nabis vertrieben, und Meſſene in Freyheit geſetzt. Einige andre aber, die dem Dinokrates ſchmeicheln wollten, gaben den Rath, den Philopömen zu martern und

umzubringen, da er ohnehin ein harter und unverſöhnlicher Feind ſey, und Dinokrates alles von ihm befürchten müßte, wenn er nach dem erlittenen Schimpfe wieder aus der Gefangenſchaft befreyt würde. Indeſſen wurde Philopömen in das Gefängniß gebracht, welches Theſaurus hieß, und ein unterirrdiſches Loch war, wo weder Luft noch Licht hereinkommen konnte, und das auch keine Thüren hatte, ſondern mit einem davorgewälzten groſſen Steine verrammelt und mit Soldaten bewacht wurde.

Als die achäiſchen Ritter von ihrer Flucht ſich wieder zuſammengefunden hatten, und den Philopömen vermißten, ſo glaubten ſie, er wäre umgekommen, machten erſt eine Zeitlang Halte, und riefen nach ihm allenthalben hin, darauf beklagten ſie untereinander, daß ſie ſich auf eine ſo ungerechte und ſchändliche Art errettet hätten, da ſie ihren Feldherrn, der ſein Leben für ſie aufgeopfert, den Feinden überlaſſen hätten. Sie erfuhren auf ihrem fernern Marſche unter vielen Nachforſchungen ſeine Gefangenſchaft, und brachten die Nachricht davon in die achäiſchen Städte. Dieſe achteten den Verluſt für ſo wichtig, daß ſie durch eine Geſandſchaft den Philopömen

von

von den Meſſeniern zurückfoderten, und ſich indeſſen ſelbſt zum Kriege rüſteten.

Dinokrates hingegen, welcher ſich am meiſten davor fürchtete, daß eine Verzögerung dem Philopömen das Leben retten möchte, und der auch allen Anſtalten der Achäer zuvorkommen wollte, ſchickte bey einbrechender Nacht, als das verſammelte Volk zu Meſſene aus einander gegangen war, einen Gerichtsdiener ins Gefängniß, der dem Philopömen einen Giftbecher überbringen, und nicht eher weggehn ſollte, bis er ihn ausgetrunken hätte. Philopömen lag eben in ſeinem Mantel eingehüllt, ohne vor Schmerz und Unruhe ſchlafen zu können. Wie er das Licht und den mit einem Giftbecher hereintretenden Mann erblickte, richtete er ſich, ſo gut es ſeine Schwachheit zuließ, mit vieler Mühe auf. Indem er den Giftbecher ergrif, fragte er nur noch, ob man von ſeinen Rittern, und beſonders dem Lykortas nichts wüßte? Da ihm der Gerichtsdiener antwortete, daß ſehr viele davon gekommen wären, ſo neigte ſich Philopömen mit dem Kopfe gegen ihn, ſah ihn freundlich an, und ſagte: Gut, daß wir doch alſo nicht insgeſammt unglücklich geweſen ſind. Darauf trank er, ohne weiter ein Wort zu

ſagen, den Giftbecher aus, und legte ſich wieder nieder. Das Gift wirkte wegen ſeiner Schwachheit ſo ſchnell, daß er bald verſchied.

Alle achäiſchen Städte wurden über die Nachricht von ſeinem Tode in eine gemeinſchaftliche Betrübniß verſetzt. Die junge Mannſchaft und die vornehmſten Rathsherren giengen nach Megalopolis, und erwählten, um ihre Rache nicht aufzuſchieben, den Lykortas zu ihren Anführer, fielen in das Gebiet der Meſſenier ein, und verwüſteten es gänzlich, bis ſich die Meſſenier entſchloſſen, ihnen ihre Stadt zu öfnen. Dinokrates kam ſeiner Beſtrafung dadurch zuvor, daß er ſich ſelbſt umbrachte, und dieſem Beyſpiele folgten diejenigen, welche an der Hinrichtung des Philopömens Antheil hatten, diejenigen aber, welche gewollt hatten, daß man den Philopömen martern ſollte, ließ Lykortas zu Tode prügeln.

Die achäiſche Mannſchaft verbrannte den Körper des Philopömens zu Meſſene, und begab ſich mit ſeinem Aſchenkruge in einer Ordnung zurück, die zugleich einen Triumph und ein Leichenbegängniß vorſtellte. Man ſahe die Leute in Siegeskränzen weinen, man ſahe dabey gebundene Feinde führen, und einen Aſchenkrug, den man

vor

vor Kränzen und Bändern, mit denen er behangen war, kaum ſehen konnte. Der Aſchenkrug wurde vom Polybius, dem Sohne des achäiſchen Feldherrn, getragen, und die vornehmſten Achäer giengen ihm zur Seite. Die Soldaten, die weder ſo betrübt waren, wie es dieſer Trauerfall erfoderte, noch ſo freudig, wie es der Sieg verdiente, folgten in völliger Rüſtung, auf geſchmückten Pferden nach. Aus den Städten und Flecken, durch welche der Zug gieng, kamen viele dem Körper entgegen, und empfiengen ihn, gleichſam als wenn Philopömen von einem Feldzuge zurückkäme, berührten den Aſchenkrug, und zogen mit nach Megalopolis. Die Greiſe, und Weiber und Kinder miſchten ſich unter das Gefolge, und das ganze Heer gieng mit lautem Geſchrey nach der Stadt zu, welche den Verluſt eines Mannes beklagte, mit dem ſie zugleich ihren bisherigen Vorzug unter den achäiſchen Städten verloren hatte. Er wurde, wie er es verdiente, prächtig begraben, und bey ſeinem Grabmale wurden die Meſſeniſchen Kriegsgefangenen geſteinigt. Viele achäiſche Städte errichteten ihm Statüen, und widmeten ſeinem Andenken Ehrenbezeigungen.

In den folgenden Zeiten, als Griechenland das Unglück hatte, daß Korinth zerſtört wurde, verſuchte ein gewiſſer Römer alle Ehrendenkmähler des Philopömens niederreiſſen zu laſſen, unter dem Vorgeben, daß er zeitlebens ein Feind der Römer geweſen, und ihnen vielen Schaden zugefügt hätte. Bey den deswegen gehaltnen Reden aber vertheidigte Polybius den Philopömen gegen ſeinen Verläumder, und weder Mummius noch die Römiſchen Geſandten gaben es zu, daß die Ehre eines ſo berühmten Mannes vertilgt würde, ob er ſich gleich dem Titus Flamininus und dem Manius Acilius ſehr häufig widerſetzt hatte. Sie zogen mit Recht das Verdienſt dem Vortheile, und die Rechtſchaffenheit dem Nutzen vor, und glaubten, daß diejenigen, die Wohlthaten empfangen hätten, ihren Wohlthätern dankerkenntlich ſeyn müßten, edeldenkende Männer aber denen, die ſich edel betragen hätten, jederzeit Hochachtung ſchuldig wären.

Titus Quintius Flamininus.

Wir vergleichen mit dem Philopömen den Titus Quintius Flamininus. Seine Geſtalt kann man noch an der ihm errichteten ehernen Statüe mit griechiſcher Inſchrift erkennen, welche bey dem groſſen carthaginenſiſchen Apollo, dem Circus gegen über ſtehet. Was ſeinen Charakter betrift, ſo war er ſehr hitzig, und leicht zu erzürnen, aber auch leicht wieder zu verſöhnen. Beym Strafen bewies er viel Mäßigung, und ſeine Wohlthaten machte er immer ganz vollkommen. Er bezeigte ſich ſtets gegen diejenigen, denen er Gutes gethan hatte, ſo, als wenn ſie ihm Gutes gethan hätten, und bemühte ſich durch fortgeſetztes Wohlwollen und Bereitwilligkeit zu dienen, ſie als das theuerſte, was er hatte, immer verbindlich zu erhalten. Er war ſehr ehrgeitzig und ruhmbegierig, und wollte die wichtigſten und herrlichſten Thaten immer ſelbſt verrichten. Er ſuchte mehr die Freundſchaft ſolcher Perſonen, die

ſeiner Hülfe bedürftig waren, als derjenigen, die ihm helfen konnten, und betrachtete jene als Gelegenheiten, ſeine groſſen Eigenſchaften zu zeigen, dieſe als Nebenbuhler ſeines Ruhms.

Er lernte zeitig die Kriegskunſt in jenen kriegriſchen Zeiten, in welchen Rom gegen groſſe Feinde zu fechten hatte, und die jungen Römer von den frühſten Jahren an in Feldzügen ſich zu künftigen Feldherren bildeten. Er war anfänglich im Kriege mit dem Annibal unter dem Conſul Marcellus Oberſter; und als dieſer in einem feindlichen Hinterhalt fiel, und umkam, ſo wurde er Stadthalter über das Tarentiniſche Gebiet, und die Stadt Tarent, die die Römer wieder erobert hatten. Er bewies ſich hier eben ſo gerecht, als er im Kriege tapfer geweſen war, und erhielt deswegen die Aufſicht über die neuen Coloniſten, die zur Bevölkerung der Städte Narnia und Coſſa abgeſchickt wurden.

Dadurch gerieth er auf den groſſen Gedanken, daß er durch Hülfe des Einfluſſes, den dieſe neuen Coloniſten auf die Wahl eines Conſuls hatten, ſich um das Conſulat bewarb, ohne die Aemter des Tribunats, der Prätur, und der Aedilität gehabt zu haben, welche einer, der Conſul werden

wollte,

wollte, der Ordnung gemäß, vorher mußte verwaltet haben. Daher widerſetzten ſich auch die Tribunen, Fulvius und Manius, und ſtellten vor, es ſey etwas ſehr ſonderbares, daß ein junger Mann, der noch nicht in die erſten Heiligthümer und Geheimniſſe des Staats eingeweiht ſey, ſich wider die Geſetze zur höchſten Würde erheben wollte. Der Senat überließ die Entſcheidung dem Volke, und dieſes ernannte nebſt dem Sextus Aelius den Flamininus zum Conſul, ob er gleich noch nicht dreyßig Jahr alt war.

Er bekam durchs Loos die Führung des Krieges gegen den Macedoniſchen König Philippus, zum Glücke für die Römer, denn die Umſtände in Griechenland und die Einwohner dieſes Landes erfoderten einen Feldherrn, der nicht durch kriegriſche Gewalt, ſondern durch überredende Güte die Herzen gewinnen konnte. Macedonien gab dem Könige Philippus zum Kriege was er nöthig hatte, und Griechenland leiſtete ihm, bey verlängertem Kriege, Beyſtand, und diente ihm zur Zuflucht, und zum Waffenplatze. Wenn die griechiſchen Staaten nicht vom Philippus abwendig gemacht wurden, ſo konnte eine gewonnene Schlacht dem Kriege noch keinen Ausſchlag

geben: Die Griechen waren damals mit den Römern noch nicht ſehr bekannt, und fiengen erſt an, mit ihnen in Verhältniß zu kommen: ſie würden eine ihnen gewohnte Herrſchaft mit einer unbekannten fremden nicht vertauſcht haben, wenn der Römiſche Feldherr nicht ein gütiger Mann geweſen wäre, und nicht mehr durch die Mittel der Beredtſamkeit als durch kriegriſche Mittel, und durch gefälliges Betragen und genaue Beobachtung der Gerechtigkeit ſich Liebe erworben hätte, wie ſeine fernere Geſchichte zeigen wird.

Die beyden vorigen Feldherren im Macedoniſchen Kriege, Sulpicius, und Publius Villius, hatten immer erſt ſpät im Jahre Macedonien angegriffen, und den Krieg langſam geführt, und wegen einzelner Päſſe, feſter Oerter, und Abſchneidung der Zufuhre, ſich mit dem Philippus herumgeſchlagen; ſie hatten das Jahr ihres Conſulats zu Rom mit Ceremonien und Civilangelegenheiten zugebracht, und darauf erſt den Feldzug nach Macedonien unternommen, um noch das folgende Jahr hernach die höchſte Würde als Feldherren zu behalten, die ſie vorher als Conſul gehabt haben. Flamininus nahm andre Maasregeln. Er beeiferte ſich, ſein Conſulat durch Führung

rung des Krieges thätig zu machen, und ließ ſich nicht zu Rom von dem Range und der Ehre zurückhalten. Er bat ſichs vom Senate aus, daß ſein Bruder Lucius Flamininus als Admiral ihn in den Krieg begleitete, und nahm von den Soldaten, die unter dem Scipio in Spanien gegen den Asdrubal, und in Africa gegen den Annibal gefochten hatten, die jüngſten und munterſten, an der Zahl dreytauſend mit, welche ſeiner Armee die meiſte Stärke gaben. Er fand bey ſeiner Ankunft den Publius Villius, dem Könige Philippus, der alle Päſſe an dem Fluſſe Apſus beſetzt hielt, gegen über gelagert, ohne daß er wegen der unwegſamen Gegend hätte weiter vorrücken können.

Sobald Flamininus die Armee übernommen, und den Publius Villius zurückgeſchickt hatte, beſichtigte er die umliegenden Oerter. Sie waren eben ſo wie das Theſſaliſche Tempe von der Natur befeſtigt, aber ohne dem Schmucke jener ſchönen Bäume, grünen Gebüſche, und angenehmen Lauben und Wieſen. Der Fluß Apſus fällt von groſſen und hohen Gebürgen, die an ein weites tiefes Thal grenzen, herab, und iſt wegen ſeiner Schnelligkeit, und ſonſt übrigens dem Peneus

ähnlich; er fließt unten am Fuſſe des Gebürges vorbey, und läßt an ſeinem Ufer nur einen ſchmalen und abhängigen Fußſteig, über den eine Armee überhaupt nicht leicht, und wenn er beſetzt iſt, ganz und gar nicht fortkommen kann. Einige gaben dem Flamininus den Rath, durch Daſſaretien bey der Stadt Lynkus vorbey einen Umweg zu nehmen, der leicht und bequem ſey. Er befürchtete aber, er möchte ſich dadurch zu weit vom Meere entfernen, und in ſchlechte unfruchtbare Gegenden kommen, und alsdenn aus Mangel an Lebensmitteln, da Philippus eine Schlacht immer zu vermeiden ſuchte, ſich genöthigt ſehen, wie der vorige Feldherr, wieder gegen das Meer zurückzuziehn, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Er entſchloß ſich daher, mit Gewalt einen Weg durch die Gebürge zu öfnen.

Die Truppen des Philippus, welche die Berge beſetzt hielten, überſchütteten die anrückenden Römer von allen Seiten her mit Pfeilen und Wurfſpieſſen, und es fielen verſchiedene Scharmützel vor, in denen auf beyden Seiten einige blieben, ohne daß man noch abſehen konnte, was für einen Ausgang die Sache nehmen würde. Indeſſen kamen einige Hirten der daſigen Gegend zu

den

den Römern, und verſprachen ihnen, einen Weg zu zeigen, den die Feinde nicht beſetzt hätten, und auf welchem ſie die Armee wenigſtens binnen drey Tagen über das Gebürge führen wollten. Sie nahmen zum Gewährsmann ihrer Treue und Redlichkeit den Charops an, des Machatas Sohn, einen der vornehmſten Epiroten, welcher, aus Furcht vor dem Philippus, ein geheimer Freund der Römer war.

Flamininus traute dieſem Charops, und ſchickte einen Oberſten mit viertauſend Mann zu Fuß und dreyhundert zu Pferde ab, die die Hirten, die man gebunden hatte, den angezeigten Weg führen ſollten. Am Tage ruhten ſie aus, und verſteckten ſich in Höhlen und Gebüſchen, des Nachts aber marſchirten ſie beym Mondenſcheine, denn es war eben Vollmond. Flamininus verhielt ſich, nach Abſendung dieſes Corps, mit ſeiner Armee die folgenden Tage ruhig, auſſer daß er durch kleine Scharmützel die Feinde an andre Oerter zu ziehen ſuchte. Aber an dem Tage, an welchem die abgeſchickte Mannſchaft auf der Höhe der Gebürge ſeyn ſollte, ſetzte er gleich mit Anbruch des Tages ſeine ganze Armee in Bewegung. Er theilte ſie in drey Haufen. Er ſelbſt rückte mit

einem Theile an den engen Weg am Ufer des Fluſſes, wo die Macedonier ihn anfielen, und ihm den Uebergang zu verwehren ſuchten. Indeſſen drangen auch die andern beyden Haufen von zwey verſchiedenen Seiten an, und beeiferten ſich mit kühnem Muthe, die Anhöhen zu erſteigen. Mit Aufgang der Sonne wurde man in der Ferne einen ſchwachen Rauch gewahr, der ſo wie etwa die Nebel auf den Spitzen der Berge in die Höhe ſtieg. Die Feinde konnten dieſes nicht bemerken, weil der Rauch hinter ihren Rücken von dem abgeſchickten Römiſchen Corps, das ſchon die Berge oben beſetzt hatte, gemacht wurde. Noch konnten die Römiſchen Truppen unter dem Flamininus nichts gewiſſes ſchlieſſen, ſie fochten mit Hofnung, daß ihr Wunſch in Abſicht des abgeſandten Corps eintreffen würde. Als aber der Rauch ſtärker wurde, und dunkel und dicht in die Höhe ſtieg, ſo merkten ſie deutlich, daß es ein Zeichen ihrer Mannſchaft auf dem Gebürge ſeyn müßte. Sie griffen alſo unter einem ſtarken Geſchrey mit verdoppelten Muthe die Feinde an, und trieben ſie an die unwegſamſten Oerter hin. Zugleich grif mit ſtarkem Feldgeſchrey die Römiſche Mannſchaft, die hinterwärts die Berge beſetzt hatte, die Feinde im Rücken an.

Sie

Sie ergriffen bey dem doppelten Angriffe ſogleich die Flucht, verloren aber doch nicht mehr als zweytauſend Mann, weil die beſchwerliche Gegend die Römer an der Verfolgung verhinderte. Die ſiegenden Römer erbeuteten viele Reichthümer, und Zelter, und Sklaven, und bemächtigten ſich der engen Päſſe. Sie beobachteten auf ihrem Marſche durch Epirus eine ſo ſchöne Ordnung und Mannszucht, daß ſie, ohneractet ſie von ihren Schiffen und vom Meere weit entfernt waren, und ihre gewöhnliche Kornaustheilung nicht erhalten, auch nicht hinlänglich kaufen konnten, dennoch in dieſem Lande, welches an allem Ueberfluß hatte, nichts wegnahmen, und es ganz unbeſchädigt lieſſen. Denn Flamininus hatte erfahren, daß Philippus, der gleich einem Flüchtlinge durch Theſſalien zog, die Einwohner aus den Städten auf die Berge getrieben, die Städte in Brand geſteckt, und alle Güter, die wegen der Menge oder wegen der Schwere von den Einwohnern nicht hatten fortgebracht werden können, ſeine Soldaten hatte plündern laſſen, und alſo gewiſſermaſſen das Land den Römern überlaſſen hatte. Er machte ſich daher eine Ehre daraus, daß er ſeinen Soldaten befahl, dieſes Land

als ihr eignes, das ihnen der Feind überlaſſen, zu ſchonen.

Die Römer empfanden bald den Nutzen, den ihnen ihre gute Ordnung zuwege brachte. Die Städte in Theſſalien ergaben ſich ihnen, ſobald ſie heranrückten, und die Griechen bey Thermopylä verlangten eifrigſt eine Römiſche Beſatzung. Die Achäer entſagten dem Bündniſſe mit dem Philippus, und entſchloſſen ſich mit den Römern zugleich wider ihn Krieg zu führen. Die Opuntier wollten ſich ſogar den Aetoliern, welche doch damals den Römern eifrigen Beyſtand leiſteten, nicht vertrauen, als dieſe in ihre Stadt Opus eine Beſatzung legen wollten, ſondern ſie baten den Flamininus, ihre Stadt zu beſetzen, und übergaben ſich ihm.

Man erzehlt, daß Pyrrhus, als er das erſtemal von einer Warte herab die Römiſche Armee in ihrer Ordnung vorbey ziehen ſahe, geſagt habe: Dieſes barbariſche Heer hat gar keine barbariſche Kriegsordnung. Eben ſo mußten alle Griechen urtheilen, die zum erſtenmale den Flamininus mit ſeinen Truppen marſchiren ſahen. Sie hatten von den Macedoniern gehört, daß ein Feldherr mit einer barbariſchen Armee angezogen käme,

käme, der alles mit Feuer und Schwerdt verwüſtete, und alle Menſchen in die Sklaverey ſchlepte. Als ſie nun den Flamininus ſahen, einen jungen Mann, der ihnen ſo menſchenfreundlich begegnete, die griechiſche Sprache verſtand, und nur die wahre Ehre liebte; ſo wurden ſie von Erſtaunen und Liebe gegen ihn eingenommen, und breiteten in den griechiſchen Städten ſeinen Ruhm ſo ſehr aus, daß jedermann mit Neigung für ihn erfüllt wurde, und ihn als den Wiederherſteller der Freyheit betrachtete. Da nachher Flamininus mit dem Könige Philippus, der ſich zum Frieden geneigt bezeigte, eine Zuſammenkunſt hielt, und ihm unter der Bedingung den Frieden zugeſtehn wollte, wenn er die Griechen in unabhängiger Freyheit lieſſe, und ſeine Beſatzung aus ihren Städten wegnähme, Philippus aber dieſe Bedingung nicht annehmen wollte, ſo wurden ſelbſt diejenigen, die es mit dem Philippus hielten, überzeugt, daß die Römer nicht mit den Griechen, ſondern für die Griechen gegen die Macedonier Krieg führten.

Flamininus gewann die meiſten griechiſchen Städte ohne Unruhe, und machte ſie ſich ergeben. Er rückte darauf nach Böotien, ohne Feind-

 ſelig-

ſeligkeiten auszuüben. Die Vornehmſten von Theben, welche Stadt wegen des Brachyllelis der Parthey des Macedoniſchen Königs zugethan war, kamen ihm entgegen, um ſich ſeiner Freundſchaft zu empfehlen, weil ſie gern beyde kriegführende Partheyen gegen ſich geneigt haben wollten. Flamininus empfieng ſie mit der gütigſten Freundſchaft, und zog langſam weiter, und hielt indeſſen die Geſandten durch Fragen, Erzehlen und allerhand Geſpräche, ſo lange auf, bis ſich ſeine Truppen erholt hatten. Alsdenn zog er mit den Geſandten, die es weder gern ſahen, noch es zu verweigern ſich getraueten, zugleich in die Stadt Theben, mit einer ziemlich ſtarken Mannſchaft ein.

Er ließ eine Verſammlung anſtellen, und ſuchte die Thebaner durch eine Rede zu bewegen, die Parthey der Römer zu ergreifen, gleichſam als wenn er nicht ſchon die Stadt in ſeiner Gewalt gehabt hätte. Der König Attalus unterſtützte den Vortrag des Flamininus durch eine eigne Rede, und ermahnte die Thebaner, das Bündniß der Römer anzunehmen. Er grif ſich aus Eifer für den Flamininus bey dieſer Rede mehr an, als es ſein Alter verſtattete, und wurde währender Rede ent=

entweder von einem Schwindel oder von einem Schlagfluſſe überfallen, ſo daß er plötzlich ohne Empfindung niederſank, und nicht lange darauf in Aſien, wohin er ſich hatte zu Schiffe bringen laſſen, ſtarb. Die Böotier nahmen Römiſche Parthey.

Philippus ſchickte Geſandten nach Rom, und Flamininus nahm daher Anlaß, auch einige Abgeordnete nach Rom zu ſenden, durch welche er den Senat bitten ließ, ihm die Befehlshaberſchaft über die Armee noch ferner zu laſſen, wenn der Krieg fortgeſetzt werden ſollte, oder im Falle eines Friedens, ihn den Frieden ſchlieſſen zu laſſen. Sein Ehrgeitz machte, daß er befürchtete, ſein Ruhm würde verdunkelt werden, wenn ein andrer Feldherr an ſeine Stelle käme. Seine Freunde zu Rom brachten es auch dahin, daß Philippus die Foderungen, die er in Abſicht des Friedens that, nicht erhielt, und dem Flamininus die Fortſetzung des Krieges gelaſſen wurde.

Sobald Flamininus das Decret darüber von Rom erhalten hatte, zog er ſogleich voller neuen Hofnungen nach Theſſalien gegen den Philippus zu Felde. Sein Heer beſtand aus ſechs und zwanzigtauſend Mann, unter denen ſich ſechstau-

ſend Aetolier zu Fuß, und vierhundert zu Pferde befanden. Die Armee des Königs Philippus war eben ſo ſtark. Beyde Heere trafen einander zu Skotuſa, wo man Anſtalten zu einer Schlacht machte. Die Anführer und die Soldaten wurden nicht, wie es natürlich geweſen wäre, da ſie einander zu Geſicht bekamen, beſtürzt: beyde feindliche Heere wurden von Ehrbegierde und Eifer angefüllt. Die Römer wollten die Macedonier überwinden, deren Ruhm durch Alexanders Siege ſo groß geworden war. Die Macedonier hielten die Römer noch für tapfrer als die Perſer, und hoften durch deren Ueberwindung den Philippus noch glorreicher zu machen, als Alexander geweſen war.

Flamininus ermunterte ſeine Truppen, ſich als brave tapfre Männer zu zeigen, da ſie ſich in Griechenland auf dem ſchönſten Schauplatze befänden, und gegen die tapferſten Feinde Roms zu fechten hätten. Philippus hielt ebenfalls, wie er gewohnt war, eine Ermunterungsrede an ſeine Soldaten, allein es traf ſich, daß er entweder aus Uebereilung oder aus Unwiſſenheit auf einen Hügel vor ſeinem Lager trat, worauf eine Grabſtätte war, und da man dieſes für eine üble Vorbedeu=

bedeutung hielt, und den Muth verlor, ſo vermied er an dieſem Tage eine Schlacht.

Die Nacht darauf war feucht und regneriſch, und frühmorgens verbreitete ſich ein Nebel, der das ganze Feld verdunkelte, und von den Gebirgen herab ſich ſo dicht zwiſchen beyde Läger zog, daß man auch bey Anbruch des Tages nichts erkennen konnte. Von beyden Heeren wurden einzelne Haufen abgeſchickt, um zu recognoſciren, und ſich in Hinterhalt zu ſtellen, welche ſehr bald auf einander ſtieſſen, und bey Kynoskephalä handgemein wurden, welcher Ort ſeinen Namen von der Aehnlichkeit der Geſtalt wegen der vielen parallelſtehenden ſpitzigen Hügeln bekommen hat. *

Das Gefechte zwiſchen dieſen Haufen war in den unwegſamen Gegenden abwechſelnd, und bald hatte dieſe, bald jene Parthey die Oberhand. Indeſſen ſchickten beyde Heere ihren Truppen, wenn ſie ins Gedränge kamen, immerfort Verſtärkungen, und da ſich der Himmel aufklärte, und man ſehen konnte was vorgieng, ſo rückten beyde Armeen gegen einander zum Treffen an. Philippus, welcher den rechten Flügel commandirte, und von Anhöhen herab mit ſeiner Phalanx eindrang, ſiegte

* Vergl. Liv. Libr. XXXIII. cap. I. ſequ.

ſiegte über die Römer, welche den Anfall der Macedonier mit ihren dicht aneinander gehaltenen Schilden und vorgeſtreckten Lanzen nicht aushalten konnten. Allein der linke Flügel der Macedonier konnte ſich wegen der unebnen Gegend zwiſchen den Hügeln nicht dicht genug an einander halten, und wich daher aus einander. Flamininus verließ daher, ſobald er dieß merkte, ſeinen Flügel, der ſchon geſchlagen war, und eilte auf den linken Flügel, und grif da die Macedonier lebhaft an, welche durch die ungleiche Gegend verhindert wurden, ſich in eine dichtgeſchloſſene Phalanx zu ſtellen, und ihre Ordnung zu beobachten, in welcher ihre meiſte Stärke beſtand, denn wenn ſie Mann gegen Mann ſtreiten mußten, ſo verhinderte ſie immer ihre ſchwere Rüſtung, in dergleichen Gefechten etwas auszurichten. Die Phalanx war gleichſam ein unüberwindliches Thier, ſo lange ſie einen einzigen Körper ausmachte, und mit zuſammengehaltenen Schilden und vorgeſtreckten Lanzen in dichter unveränderter Schlachtordnung blieb; wenn ſie aber getrennt wurde, ſo verlor mit der vereinigten Stärke zugleich jeder Soldat ſeine eigne, weil er ſo ſchwer bewafnet war, daß er ſich nicht gut bewegen

wegen konnte, und mehr durch die Stärke der mit einander verbundenen Theile als durch ſich ſelbſt auszurichten vermochte.

Der linke Flügel der Macedonier wurde geſchlagen, und ein Theil der ſiegenden Römer verfolgte die flüchtigen, ein andrer Theil aber fiel dem rechten Flügel der Macedonier, der ſiegreich fochte, in die Flanke, und dadurch wurde auch dieſer in Unordnung und zur Flucht gebracht. Achttauſend Macedonier blieben auf dem Platze, und fünftauſend wurden gefangen genommen. Man gab ſogar den Aetoliern Schuld, daß ſie den Philippus hätten entrinnen laſſen, weil ſie, indem noch die Römer die Feinde verfolgten, ſich zur Plünderung des macedoniſchen Lagers gewandt, und alles ſo rein weggenommen hatten, daß die Römer, da ſie dahin zurückkamen, keine Beute mehr für ſich fanden.

Dieß gab die erſte Gelegenheit zu Streitigkeiten und Vorwürfen unter den Römern und Aetoliern. Flamininus wurde aber immer mehr über die Aetolier mißvergnügt, da ſie ſich ſelbſt die Ehre des Sieges zuſchrieben, und dieſen Ruf in Griechenland ausbreiteten, daher ſie auch von den Dichtern, die dieſen Vorfall beſangen, und

von

von denen, die davon ſprachen, immer das erſte Lob erhielten. Unter andern wurde beſonders dieſes Epigramm berühmt: — „Hier ſiehſt du, Wandrer, die Grabſtätte von drey Myriaden Theſſaliern, die ohne Trauer und Leichenſchmuck begraben wurden. Sie fielen bezwungen vom Heldenmuthe der Aetolier, und der Römer, die vom weiten Italien Flamininus herführte. Groß iſt der Fall Emathiens! Philippus mit dem kühnen Geiſte floh ſchneller als ein Hirſch davon.„ — Der Verfaſſer dieſes Epigramms, Alkäus, hat, um den Philippus zu verſpotten, die Anzahl der Gebliebenen fälſchlich vergröſſert; aber Flamininus war darüber faſt mehr als Philippus aufgebracht, da man es allenthalben im Munde führte. Er ſetzte deswegen, um ſich durch einen Gegenſpott an den Alkäus zu rächen, dem Epigramme dieſe zwey Zeilen hinzu: — „Und der entblätterte dürre Stamm auf dieſem Hügel hier iſt zum Kreuze für den Alkäus errichtet.„

Der Ehrgeitz des Flamininus in Abſicht der Griechen machte ihm dergleichen Dinge äuſſerſt empfindlich, und er vollführte deswegen ſeine noch übrigen Geſchäfte allein, ohne ſich um die Aetolier zu bekümmern. Dieſe wurden darüber miß-

ver-

vergnügt; und als Flamininus den Friedensvorſchlägen, die ihm Philippus durch Geſandte thun ließ, Gehör gab, ſo liefen ſie in den griechiſchen Städten herum, und ſchrien, man verkaufe dem Philippus dem Frieden, da man doch den Krieg gänzlich endigen, und die Herrſchaft zerſtören könne, welcher zuerſt Griechenland hätte unterwürfig werden müſſen.

Indem die Aetolier durch ſolche ausgeſtreute Reden die Bundesgenoſſen in Unruhe ſetzten, kam Philippus ſelbſt nach Griechenland, um den Frieden zu ſchlieſſen, und hob allen Verdacht wider ſich auf. Er überließ der Billigkeit des Flamininus und der Römer die Friedensbedingungen. Und Flamininus machte auf dieſe Art mit ihm Friede, daß er ſein Königreich Macedonien wiederbekam, aber Griechenland in unabhängiger Freyheit laſſen, und tauſend Talente an die Römer zahlen mußte. Er mußte ferner ſeine Schiffe, bis auf zehne, die er behalten durfte, den Römern überliefern, und den einen ſeiner beyden Prinzen, Demetrius, als Geiſſel nach Rom ſchicken.

Flamininus betrug ſich bey Schlieſſung dieſes Friedens nach den damaligen Zeitumſtänden, und

ſahe

ſahe mit auf die Zukunft. Denn der africaniſche Annibal, der Erzfeind der Römer, war aus ſeinem Vaterlande geflohen, und ermunterte auf alle Art den König Antiochus, zu dem er ſich begab, ſein bisheriges Glück weiter zu treiben. Dieſer König hatte ſchon ſo wichtige Dinge ausgeführt, daß er ſich den Beynamen des Groſſen erworben hatte, ſeine Abſicht gieng nun auf eine allgemeine Herrſchaft, und vorzüglich den Römern Einhalt zu thun. Wenn Flamininus dieſes nicht mit kluger Vorſicht in Betracht gezogen, und den Frieden mit dem Philippus nicht geſchloſſen hätte, ſo hätte der Philippiſche Krieg mit dem Kriege wider den Antiochus zugleich in Griechenland geführt werden müſſen, dieſe beyden Könige, welche die größten und mächtigſten der damaligen Zeit waren, hätten aus gleichen Urſachen ſich mit einander gegen die Römer verbunden, und Rom hätte einen eben ſo ſchweren und gefährlichen Krieg bekommen, als der wider den Annibal geweſen war. Flamininus trennte beyde Kriege zur rechten Zeit durch den Frieden, und hob den einen Krieg auf, ehe der andre angieng, wodurch er dem Philippus ſeine letzte Hofnung, und dem Antiochus ſeine erſte verdarb.

Der

Der Römiſche Senat ſchickte zehn Geſandte nach Griechenland, welche mit dem Flamininus zugleich über die griechiſchen Angelegenheiten entſcheiden ſollten. Sie beſchloſſen, den Griechen ihre Freyheit zu laſſen, und nur in die Städte Korinth, Chalcis, und Demetrias Beſatzung zu legen, um wegen des Antiochus in Sicherheit zu ſeyn. Hier zeigten die Aetolier die Kunſt, falſche Beſchuldigungen auszubreiten, die ſie ſo ſehr verſtanden, vollkommen, und hetzten dieſe Städte auf, und verlangten vom Flamininus, daß er Griechenlande dieſe Feſſeln (ſo pflegte Philippus dieſe beſetzten Städte zu nennen) abnehmen ſollte. Und die Griechen fragten ſie, ob ſie ſich über die neuen ihnen angelegten Feſſeln freueten, welche zwar glätter als die vorigen aber ſchwerer wären, und ob ſie den Flamininus als ihren Wohlthäter verehrten, weil er ihnen die Feſſeln abgenommen, mit denen ſie wären am Fuſſe gebunden geweſen, und ſie ihnen an den Hals angelegt hätte? — Flamininus, der darüber mißvergnügt war, brachte es durch ſeine Vorſtellungen und Bitten bey den Römiſchen Abgeſandten dahin, daß auch aus dieſen Städten die Römiſchen Beſatzungen weggezogen werden ſollten, damit ſeine

Güte gegen die Griechen ganz vollkommen ſeyn möchte.

Als nachher die Iſthmiſchen Spiele gehalten wurden, und eine unzählige Menge Menſchen ſich dabey einfanden, weil Griechenland vom Kriege befreyt, in der Hofnung der Freyheit und eines ſichern Friedens gleichſam ein Freudenfeſt feyerte, ſo trat ein Herold mitten auf den Schauplatz, und rief, nachdem mit der Trompete das Zeichen des allgemeinen Stillſchweigens gegeben worden war, folgendes aus: — „Der Senat zu Rom, und Titus Quintius Flamininus, welche den König Philippus und die Macedonier überwunden haben, erklären die Korinthier, Lokrenſer, Phocenſer, Euböer, Achäer, Phthioten, Magneſier, Theſſalier, Perrhaibier für frey, und ſie ſollen das Recht haben, nach ihren eignen Geſetzen und Gewohnheiten zu leben, ohne fremde Beſatzungen zu haben, ohne Tribut zu geben.„

Anfänglich wurde dieſer Ausruf nicht von allen, und nicht deutlich genug verſtanden. Es entſtand eine unruhige Bewegung auf dem Schauplatze, man verwunderte ſich darüber, man fragte was es gäbe, man wollte, daß der Ausruf noch einmal geſchehen ſollte. Sobald es alſo wieder etwas

etwas ſtille geworden war, wiederholte der Herold den Ausruf mit angeſtrengter Stimme ſo laut, daß ihn jedermann verſtehen konnte. Da erhob ſich ein unglaublich groſſes Freudengeſchrey, das bis ans Meer hin ſchalte. Alle Zuſchauer ſprangen von ihren Sitzen auf, ohne ſich um die Fechter auf dem Theater zu bekümmern, und eilten auf den Flamininus zu, um ihn zu umarmen, und als den Beſchützer und Erretter Griechenlands zu preiſen. Und hier ereignete ſich das, was öfters von der ſtarken Wirkung eines groſſen Schalls iſt geſagt worden. Es flogen eben während dem Freudengeſchrey Raben über den Schauplatz, und fielen todt zur Erde nieder, weil die Luft durch den heftigen Schall zertheilt wurde. Denn ein ſtarker heftiger Schall zerreißt die Luft, daß die fliegenden Vögel ſich in dem gleichſam leeren Raume nicht erhalten können, ſondern herunterfallen müſſen, wenn man nicht etwa behaupten will, daß ſie vielmehr durch den Schlag, wie mit einem Pfeile, getödtet werden. Es kann auch ſeyn, daß in der Luft ſo ein Wirbel, wie auf dem Meere, entſteht, und wiederum mit einem heftigen Stoſſe zuſammendringt.

Wenn ſich Flamininus nicht gleich beym Beſchluſſe des Schauſpiels aus Vorſicht wegbegeben hätte, um dem Zulaufe der groſſen Menge Menſchen auszuweichen, ſo wäre er in Gefahr geweſen, von dem Gedränge des auf ihn von allen Seiten hinzuſtürzenden Volks erdrückt zu werden. Es lief daher die ganze Menge Volks vor ſein Zelt, und hörte mit Frohlocken und Freudengeſchrey erſt in der Nacht auf. Auf dem Rückwege umarmten und küßten ſich alle Freunde und Bürger, die einander begegneten und einander kannten, und ſtellten Luſtbarkeiten und Freudenmale an. Hierbey ſtellten ſie über die Schickſale Griechenlands allerhand Betrachtungen an. — „Griechenland, ſagten ſie unter einander, hat ſo viele Kriege für die Freyheit geführt, und doch keine ſichere und angenehmere Freyheit erhalten als diejenige nun iſt, welche Fremde erfochten haben, und welche Griechenland faſt gar kein Blut und keine Thräne koſtet, da es ſonſt für dieſes herrliche Kleinod ſo viel Blut vergoſſen hat. Tapferkeit und Klugheit ſind Eigenſchaften, die man ſelten findet, aber noch ſeltner iſt die Gerechtigkeit. Ageſilaus, Lyſander, Nicias, Alcibiades verſtanden den Krieg klug zu führen, und zu Waſ-

ſer

ſer und zu Lande zu ſiegen, aber ihre Siege zur Wohlthätigkeit gegen andre und zur Gelegenheit eines Edelmuths zu nutzen, verſtanden ſie nicht. Wenn man die Siege bey Marathon, Salamis, Platäa, Thermopylä, und die groſſen Thaten Cimons am Eurymedon und in Cypern ausnimmt, ſo hat Griechenland in allen übrigen Schlachten wider ſich ſelbſt gefochten, und ſeine Knechtſchaft befördert. Und alle Siegeszeichen hat es zu ſeinem eignen Unglücke, und zu ſeiner eignen Schande errichtet, indem es durch den Ehrgeitz und die Bosheit ſeiner Anführer unterdrückt wurde. Ein fremdes Volk, das gleichſam nur noch einige kleine Funken und übergebliebene Theilchen ſeines alten uns anverwandten Urſprungs zu haben ſcheint, von dem es ein Wunder geweſen wäre, wenn es Griechenland nur mit gutem Rathe Beyſtand geleiſtet hätte, dieſes erlöſet Griechenland mit gröſster Gefahr und Mühe von der Herrſchaft ſeiner harten Gebieter und Tyrannen, und ſetzt es in Freyheit.„ Solche Betrachtungen machten die Griechen über ihr Schickſal.

Der Erfolg ſtimmte mit dem Ausrufe des Herolds überein. Flamininus ſchickte den Lentulus nach Aſien, um die Bargylier in Freyheit zu

 ſetzen,

ſetzen, und den Titillius * nach Thracien, um die dortigen Städte und Inſeln von den Beſatzungen des Königs Philippus zu befreyen. Publius Villius ſegelte zum Antiochus, um wegen der Freyheit der griechiſchen Städte, die unter dieſem Könige ſtanden, zu unterhandeln. Flamininus ſelbſt begab ſich nach Chalcis, und ſchifte von da nach Magneſia, zog die Römiſchen Beſatzungen aus dieſen Städten, und gab den Völkerſchaften ihre völlige Freyheit.

Er wurde bald darauf zum Agonotheten oder Oberaufſeher über die nemeiſchen Spiele zu Argos erwählt, wobey er die beſten Einrichtungen traf, und nochmals den Griechen ihre Freyheit durch einen Herold verkündigen ließ. Er beſuchte darauf verſchiedene Städte, ſtiftete unter ihnen Freundſchaft und Einigkeit, machte allerhand gute Einrichtungen, legte die innerlichen Unruhen bey, brachte die Vertriebenen wieder zurück, und freute ſich über die Wiederherſtellung der guten Ordnung und Eintracht unter den Griechen eben ſo ſehr als über ſeinen macedoniſchen Sieg. Die Griechen hielten unter den vielen Wohlthaten, die ſie

* Er hieß L. Stertinius, und Titillius iſt ein Fehler der Abſchreiber des Plutarchs.

ſie vom Flamininus empfiengen, die Erlangung ihrer Freyheit noch für die kleinſte.

Der Redner Lykurg befreyte einsmals den Philoſophen Xenokrates aus den Händen der Zollbedienten, die ihn wegen rückſtändiger Abgaben ins Gefängniß führen wollten, und verklagte ſie noch dazu wegen dieſer Gewaltthätigkeit vor Gerichte. Xenokrates begegnete einige Zeit hernach den Kindern des Lykurgs, und ſagte zu ihnen: „Kinder, ich vergelte eurem Vater die mir erwieſene Wohlthat ſehr reichlich durch das groſſe Lob, welches ihm alle Menſchen wegen dieſer Wohlthat ertheilen.„ Flamininus und die Römer erhielten zur Vergeltung ihrer dem Griechen erwieſenen Wohlthaten nicht allein allgemeines Lob, ſondern auch Zutrauen, und ein ſo ausgebreitetes Anſehn, wie ſie wirklich verdienten. Die auswärtigen Völkerſchaften empfiengen nicht nur die Römiſchen Feldherren mit Vergnügen, ſondern ſie riefen ſie auch freywillig zu ſich, und ergaben ſich ihrem Schutze. Und nicht nur Völkerſchaften und Städte, ſondern auch Könige, wenn ſie von andern Königen bedrückt wurden, nahmen ihre Zuflucht zu den Römern, und ſo wurde in kurzer

Zeit, wahrſcheinlich unter dem Schutze einer Gottheit, die ganze Welt ihnen unterthan.

Flamininus machte ſich aus der Befreyung Griechenlands die gröſte Ehre. Er ließ auf ſein Schild, und die andern ſilbernen Schilde, welche er dem Tempel zu Delphos ſchenkte, dieſe Inſchrift ſetzen: — „Euch, Tyndariden, Söhnen des Zevs, erlauchten Herrſchern von Sparta, die ſchnelle Pferde ergötzen, widmet dieß Geſchenk einer der Nachkommen des Aeneas, Titus Flamininus, der Griechenlands Söhnen die Freyheit gab.„ — Dem Gott Apollo widmete er eine goldene Krone mit dieſer Inſchrift: „Sohn der Latona, deine ambroſiſche Locken zu zieren widmete dir dieſe goldglänzende Krone der groſſe Anführer der Nachkommen des Aeneas. Gieb, weitherrſchender Gott, dem vortreflichen Titus Flamininus ſeiner Tapferkeit würdigen Ruhm.„

Die Stadt Korinth hat alſo zweymal die Ehre gehabt, daß in ihren Mauern den Griechen die Freyheit verkündigt wurde. Das erſtemal that es Flamininus, das zweytemal zu unſern Zeiten Nero, als ebenfalls die Iſthmiſchen Spiele gefeyert wurden. Jener erklärte die Griechen durch einen Herold, wie wir erzehlt haben, für frey, Nero

ro aber that dieſes ſelbſt durch eine öffentliche Rede auf dem Markte zu Korinth.

Flamininus führte hernach mit Nabis, dem grauſamſten und ungerechteſten Tyrannen zu Lacedämon, einen gerechten rühmlichen Krieg, aber er hintergieng dabey zuletzt die Hofnungen der Griechen, da er den Tyrannen nicht ganz unterdrückte, wie er leicht hätte thun können, ſondern mit ihm einen Frieden ſchloß, und Sparta unverdienterweiſe in der Sklaverey ließ. Entweder befürchtete er, daß, wenn ſich der Krieg in die Länge zöge, ein andrer Feldherr von Rom an ſeine Stelle geſchickt werden möchte, der ſeinen Ruhm verringerte, oder er that es aus Neid und Mißgunſt über die Ehre, welche dem Philopömen wiederfuhr. Dieſer groſſe ruhmvolle Mann unter den Griechen hatte, auſſer andern wichtigen Thaten, auch in dem Kriege wider Nabis ſich durch Kühnheit und Klugheit auf eine bewundernswürdige Art hervorgethan; er genoß von den Achäern gleiche Ehre mit dem Flamininus, und wurde auf den öffentlichen Schauplätzen beſonders geehrt. Flamininus war mißvergnügt, daß ein Arkadier, der in kleinen Kriegen an den Grenzen Anführer geweſen war, mit einem Römiſchen Conſul, der

für ganz Griechenland gefochten hatte, gleiche Ehre genieſſen ſollte. Wegen des mit dem Tyrannen Nabis geſchloſſenen Friedens entſchuldigte er ſich mit dem Grunde, daß er deswegen Friede gemacht, weil mit dem Tyrannen zugleich viele andre Spartaner hätten müſſen unglücklich werden.

Unter allen den Ehrenbezeigungen, welche ihm die Achäer ertheilten, ſchien doch nichts ſeinen Wohlthaten gegen Griechenland angemeſſener zu ſeyn als folgendes Geſchenk, welches ihm ganz vorzüglich angenehm war. Es befanden ſich von den vielen im Kriege wider Annibal gefangenen Römern, die zu Sklaven verkauft und allenthalben hin zerſtreut waren, zwölfhundert in Griechenland, deren Schickſal zwar immer traurig, aber damals beſonders rührend war; da ſie als Sklaven die in Griechenland ſiegenden Römer ſahen, und einige unter dieſen Truppen Söhne, Brüder, und Anverwandte hatten. Flamininus hatte mit ihrem Zuſtande Mitleiden, wollte ſie aber nicht ihren Herren wegnehmen. Die Achäer kauften dieſe Leute, jeden um fünf Minen * los, und machten mit dieſer ganzen Anzahl dem Flamininus,

* 62 Rthl. 12 ggr.

nus, als er eben abſegeln wollte, ein Geſchenk, welcher über dieſe ſeinen vielen Verdienſten und einem ſo groſſen Manne und Bürgerfreunde ſo würdige Verehrung höchſtvergnügt abſegelte. Und eben dieſe Leute waren hernach die ruhmvollſte Pracht ſeines Triumphs. Sie hatten ſich alle, wie bey Sklaven, wenn ſie die Freyheit erhalten, gewöhnlich iſt, die Haare abſchneiden laſſen, und folgten ſo, mit Hüten auf dem Kopfe, dem Flamininus bey ſeinem Triumphe nach.

Die viele Beute verherrlichte ſeinen Triumph noch mehr. Man ſahe unter dem Pompe ſeines Aufzugs eine groſſe Menge griechiſcher Helme, Macedoniſche Schilde und Spieſſe, und ſo viel Gold und Silber, daß es, nach dem Berichte des Itanus, dreytauſend ſiebenhundert und dreyzehn Pfund Gold, drey und vierzigtauſend zweyhundert und ſiebzig Pfund Silber, und vierzehntauſend fünfhundert und vierzehn Goldſtücke, Philippeer genannt, ausmachte. Auſſerdem mußte Philippus noch tauſend Talente zahlen, welche Summe jedoch in der Folge die Römer größtentheils auf des Flamininus Vorſtellungen, dem Philippus erließen; ſie nahmen ihn ſogar zu ihrem Bundesgenoſſen an, und ſchickten ihm ſeinen

nen Prinzen, der Geiſſel zu Rom war, wieder zurück.

Einige Zeit darauf ſegelte Antiochus mit einer ſtarken Flotte und Armee nach Griechenland, und machte die griechiſchen Städte den Römern abſpenſtig, und unruhig. Die Aetolier, welche ſchon ſeit verſchiedener Zeit gegen die Römer feindſelig geſinnt waren, ſtanden ihm bey, und gaben ihm den Rath, in Ermangelung einer anſtändigen Urſache zum Kriege, den Vorwand zu gebrauchen, daß er die Griechen in Freyheit ſetzen wollte, ob ſie gleich ſchon frey waren, und ſein nichtiger Vorwand ſeinem Kriege nur einen ſchönen Namen gab. Die Römer, welchen dieſe neuen griechiſchen Unruhen und der groſſe Ruf von der Macht des Antiochus viele Beſorgniß machte, ſchickten den Conſul Manius Acilius zur Führung des Krieges nach Griechenland, und gaben ihm den Flamininus zur Hülfe, weil ſie ſich von ſeinem Anſehn und ſeiner Liebe bey den Griechen viel verſprachen. Er beſtärkte auch wirklich gleich bey ſeiner Ankunft viele Griechen in der Treue gegen die Römer, und viele, die ihre Geſinnungen zu ändern anfiengen, brachte er wieder zurück, und flößte ihnen, gleichſam wie ein Arzt den Kranken, noch zur rechten

Zeit

Zeit die Neigung gegen ſich als ein Hülfsmittel ein. Nur wenige waren es, die er nicht gewinnen konnte, die ſchon vorher von den Aetoliern ganz eingenommen und verführt waren, und, ob er gleich dadurch gegen die Aetolier ſehr aufgebracht wurde, ſo beſchützte er ſie dennoch nach dem über den Antiochus erfochtenem Siege.

Denn nachdem der König Antiochus bey Thermopylå geſchlagen, und nach Aſien geflohen war, ſo gieng der Conſul Manius Acilius auf einen Theil der Städte der Aetolier los, und einen andern Theil ließ er den Macedoniſchen König Philippus angreifen. Dieſer züchtigte auf der einen Seite die Doloper und Magneſier, und auf der andern die Athamanen und Aperantier, und der Römiſche Conſul hatte indeſſen Heraklea zerſtört, und belagerte Naupaktum, welches die Aetolier inne hatten. Flamininus, der Griechenlands Schickſal bedauerte, ſchifte von Peloponnes zum Conſul, und machte ihm Vorwürfe, daß er die ſchönſten Früchte ſeines herrlichen Sieges über den König Antiochus den König Philippus genieſſen lieſſe, und aus Erbitterung vor einer einzigen Stadt ſtehen bliebe, indeſſen die Macedonier ſich viele Völker und Länder unterwürſig machten.

Es

Es fügte ſich dabey, daß Flamininus von den Belagerten auf der Mauer erblickt wurde: ſie ſtreckten ſogleich ihre Hände gegen ihn aus, und ſleheten ihn um Hülfe an. Er drehte ſich um, ohne ein Wort zu ſagen, und gieng mit weinenden Augen weg. Er redete hernach dem Conſul Manius Acilius ſo lange zu, bis er ſeinen Unwillen beſänftigt, und den Aetoliern einen Waffenſtillſtand und eine Friſt ausgewirkt hatte, binnen welcher ſie durch Abgeſandte zu Rom um erträgliche Friedensbedingungen bitten ſollten.

Die mehrſte Mühe koſteten ihm die Vorbitten, welche er bey dem Conſul für die Chalcidenſer einlegte. Der Conſul war wider dieſe Stadt beſonders deswegen erbittert, weil Antiochus hier, ſchon währendem Kriege, als ein alter Mann ſich in ein junges Mädchen, ſehr zur Unzeit, verliebt, und mit derſelben ein prächtiges Beylager gefeyert hatte. Dieſes Mädchen, welches die ſchönſte Perſon der damaligen Zeit geweſen ſeyn ſoll, war eine Tochter des Kleoptolemus, und wurde die Urſache, daß die Einwohner von Chalcis dem Könige äuſſerſt ergeben waren, und ihre Stadt ihm zum Waffenplatze eingeräumt hatten. Der König war auch nach ſeiner Niederlage ſogleich

nach

nach Chalcis geflohen, und war von da mit ſeinem Mädchen und Schätzen und Freunden nach Aſien übergeſchift. Der Conſul Manius Acilius gieng ſogleich voller Erbitterung auf Chalcis los, und Flamininus, der ſich in ſeinem Gefolge befand, gab ſich alle mögliche Mühe, ſeinen Zorn zu beſänftigen, und erreichte auch endlich durch fortgeſetztes Bitten und Vorſtellungen bey dem Conſul ſelbſt und den vornehmſten Römern in der Armee ſeinen Endzweck.

Die auf ſolche Art durch den Flamininus erretteten Chalcidenſer widmeten ihm zur Dankbarkeit die ſchönſten und größten ihrer öffentlichen Gebäude, wie man aus den noch jetzt vorhandenen Inſchriften ſehen kann. — Die Stadt widmete dieſe Fechtſchule dem Flamininus und dem Herkules. — Auf einem andern Gebäude ſteht dieſe Inſchrift: — Die Stadt widmete dieſes Delphinium dem Flamininus und dem Apollo. Und bis heutiges Tages wird noch zu Chalcis ein Prieſter des Flamininus erwählt, und ihm geopfert und ein Lobgeſang dabey geſungen, von dem ich, weil ich ihn ſeiner Länge wegen nicht ganz herſetzen mag, nur das Ende anführen will. — „Wir ehren die Treue der Römer, ſie

rein

rein zu bewahren geloben wir eydlich. Beſingt, Muſen, den groſſen Zevs, und Rom und Flamininus, und die Treue der Römer. Jo, Preis dir, Erretter Flamininus!

Sein gutes Herz erwarb ihm bey den Griechen überhaupt viele Ehrenbezeigungen, wie er verdiente, und jene groſſe Hochachtung, die die Ehrenbezeigungen erſt zu das wirklich macht, was ſie ſeyn ſollen. Denn, wenn er auch, entweder weil es die Umſtände der Sachen erfoderten, oder aus Ehrgeitz, mit einigen, als dem Philopömen und dem damaligen General der Achäer Diophanes, in Streit gerieth, ſo war er dabey weder erbittert, noch ließ er ſeinen Zorn in Thätigkeiten ausbrechen, ſondern er ließ es bey einer politiſchen Freyheit in Reden bewenden. Erbittert war er gegen niemanden, aber hitzig und leicht aufzubringen, ſonſt war er im Umgange der angenehmſte Mann und wußte ſehr geſchickt und vortreflich zu unterhalten.

Als die Achäer ſich die Inſel Zakynth anmaſſen wollten, ſo ſtellte er ihnen vor, daß ſie, wenn ſie ihren Kopf zu weit von Peloponnes herausſtreckten, in ſolche Gefahr kommen könnten, wie die Schnecken, wenn ſie zuweit aus ihren Häuſern

heraus-

herausgehn. Als er das erſtemal mit dem Könige Philippus wegen der Friedensunterhandlungen zuſammenkam, und dieſer ihn fragte, warum er mit ſo vieler Begleitung angekommen wäre, da er, der König, ganz allein gekommen wäre? ſo antwortete Flamininus: Du haſt dich ſelbſt deines Gefolges beraubt, da du deine Freunde und Verwandten umgebracht haſt. — Dinokrates aus Meſſene war nach Rom gekommen, um es dahin zu bringen, daß Meſſene aus dem achäiſchen Bündniſſe treten könnte. Er bat den Flamininus, ihm in dieſer Sache behülflich zu ſeyn, und hatte eben den Tag vorher bey einem Gaſtmale ſich betrunken, und in Weiberkleidern getanzt. Flamininus antwortete ihm, er wolle die Sache überlegen, aber er wundre ſich, wie er bey ſo wichtigen unternommenen Geſchäften ſich betrinken, und tanzen und ſingen könne?

Als die Geſandten des Königs Antiochus den Achäern die groſſe Anzahl der königlichen Truppen hererzehlten, und eine Menge Namen nannten, ſo ſagte Flamininus darauf: — „Ich ſpeiſete einſtmals bey einem Freunde, und machte ihm Vorwürfe, daß er mir ſo viele Gerichte vorgeſetzt hätte, und wunderte mich, woher er ſo vie-

lerley Speiſen hätte zuſammenbekommen können. Mein Freund antwortete mir: Es iſt alles Schweinefleiſch, und nur auf ſo mancherley Art zugerichtet. Verwundert euch alſo nur nicht über des Antiochus groſſe Kriegsmacht, wenn ihr von Lanzenbrechern, Schützen und allerhand Arten Fußvolk hört. Es ſind alles Syrer, und nur verſchieden bewafnet.

Nach dem Kriege mit dem Antiochus und ſeinen in Griechenland vollendeten Verrichtungen wurde Flamininus zum Cenſor erwählt, welches Amt das wichtigſte, und gewiſſermaſſen die höchſte Würde im Staate iſt; mit ihm zugleich war der Sohn desjenigen Marcellus, der fünfmal Conſul geweſen war, Cenſor. Dieſe beyden Cenſoren ſtieſſen nur vier Senatoren, die nicht ſehr angeſehen waren, aus dem Senate: ſie ertheilten aber allen, die von freyen Aeltern waren geboren worden, das Römiſche Bürgerrecht, wozu ſie von dem Tribune, Terentius Culeo, gezwungen wurden, welcher den Patriciern zum Verdruſſe dieſen Vorſchlag bey dem Volke gethan, und ihn durchgeſetzt hatte.

Die beyden berühmteſten Männer der damaligen Zeit zu Rom, Scipio Africanus und Marcus

Cato

Cato waren gegen einander widrig geſinnt. Flamininus ertheilte als Cenſor dem Scipio den erſten Rang im Senate: mit dem Cato kam er aus folgender Urſache in Feindſchaft. Er hatte einen Bruder, Titus Lucius Flamininus, der ihm überhaupt ſehr unähnlich war, und beſonders, mit Verachtung alles Anſtandes, in den niedrigſten Arten der Wolluſt ausſchweifte. Dieſer ſein Bruder liebte einen jungen Menſchen ſo ſehr, daß er ihn immer, auch als Feldherr bey der Armee, und als Proconſul in der Provinz um ſich hatte. Der junge Menſch wollte einſtmals bey einer Gaſterey dem Lucius Flamininus ſchmeicheln, und ſagte, er hätte ihn ſo ſehr lieb, daß er um ſeinetwillen Rom verlaſſen hätte, da eben ein Fechterkampf hätte ſollen gehalten werden, und er doch noch nie einen Menſchen hätte umbringen ſehen, er hätte aber das Vergnügen des Lucius Flamininus dem ſeinigen vorgezogen. Lucius, der von dieſer Schmeicheley ergötzt wurde, ſagte zu ihm: „Du haſt nichts verloren: ich will deinen Wunſch ſchon ſtillen.„ Er befahl ſogleich, daß einer von den zum Tode verurtheilten aus dem Gefängniſſe ſollte geholt werden, und ließ einen Gerichtsdiener kommen, der den Menſchen in dem Gaſtzimmer

enthaupten mußte. Valerius Antias erzehlt, daß Lucius Flamininus nicht gegen einen Liebling, ſondern gegen eine Buhlerin ſich ſo gefällig erwieſen habe. Nach dem Livius * hat Cato in der deswegen gehaltenen Rede erzehlt, daß Lucius Flamininus einen Gallier, der mit Frau und Kindern zu ihm ſeine Zuflucht genommen, und den er auch zur Tafel gezogen, mit eigener Hand umgebracht habe, um ſeinem Lieblinge einen Gefallen zu thun. Es ſcheint aber doch, daß Cato dieſen Umſtand hinzugeſetzt, um ſeine Anklage deſto nachdrücklicher zu machen. Denn daß der getödtete kein Ueberläufer, ſondern ein Gefangener und zum Tode Verurtheilter geweſen, beſtätigen viele andre Schriftſteller, und der Redner Cicero läßt in ſeiner Schrift vom Alter den Cato ſelbſt dieſes ſo erzehlen.

Aus dieſem Grunde nun ſtieß Cato, da er als Cenſor die gewöhnliche Reviſion über den Senat hielt, den Lucius Flamininus aus dem Senate, und beſchimpfte dadurch nicht allein ihn, einen Mann, der ſchon die Würde eines Conſuls verwaltet

* Libr. XXXIX. cap. 42. Vergl. das Leben des Cato S. 421. u. ff. in dieſem 3. Theile der B. des Pl.

waltet hatte, ſondern auch deſſen Bruder, den Titus Flamininus. Beyde begaben ſich daher in demüthiger Stellung und mit thränenden Augen vor die Verſammlung des Volks, und baten, dem Cato zu befehlen, daß er die Urſache angeben ſollte, warum er ein ſo berühmtes Haus, als der Flamininer ihres war, mit ſo groſſem Schimpfe belegt hätte? Die Bitte war billig. Cato trat auch ohne Verzug mit ſeinem Nebencenſor auf, und fragte den Titus Flamininus: ob er wohl wüßte, was bey jener Gaſterey ſeines Bruders vorgefallen ſey? Da dieſer verſicherte, daß er nichts davon wüßte, ſo erzehlte Cato die ganze Sache, und verlangte, daß Lucius Flamininus es mit einem Eydſchwure darthun ſollte, wenn ſich nicht alles ſo verhielte. Da Lucius darauf ſchwieg, ſo hielt das Volk den ihm angethanen Schimpf für gerecht und billig, und begleitete den Cato auf eine ehrenvolle Art nach Hauſe.

Titus Flamininus, der über das Schickſal ſeines Bruders ſehr mißvergnügt war, verband ſich mit denenjenigen, die ſchon längſt den Cato haßten, und brachte es im Senate dahin, daß alle Verpachtungen der Zölle und alle Verdingungen des gemeinen Bauweſens, die Cato geſchloſſen

hatte, für ungültig erklärt und aufgehoben wurden. Er bewirkte es auch, daß Cato wegen vieler Dinge, und oft hart, angeklagt wurde, und ich weiß nicht, ob er daran gut und recht gethan, daß er gegen einen gerechten Cenſor und guten Bürger wegen eines unwürdigen Anverwandten, der eine gerechte Strafe erlitt, einen ſo heftigen Haß hatte.

Als aber einſtmals das Römiſche Volk bey einem öffentlichen Schauſpiele den Lucius Flamininus nicht auf dem Platze, wo die Senatoren zu ſitzen pflegten, ſondern auf einem der unterſten Plätze ganz erniedrigt und demüthig ſitzen ſahe, ſo hatte es Mitleiden mit ihm, und konnte den Anblick nicht ausſtehen: es befahl ihm mit groſſem Geſchrey an ſeinen vorigen Platz zu treten, wo ihm die conſulariſchen Senatoren wieder unter ihrer Ordnung ſeine Stelle einräumten.

So lange der Ehrgeitz des Titus Flamininus in den vorhererzehlten Kriegen Nahrung hatte, behauptete er ſeinen Ruhm. Als er aber von den verwalteten Aemtern abgieng, und älter wurde, beſchuldigte man ihn, daß er in dem übrigen Theile ſeines Lebens, wo er ohne öffentliche Geſchäfte war, eine übertriebene Ruhmbegierde geäuſſert

habe:

habe: und dabey mit einer Art von jugendlicher Leidenſchaft ſich nicht habe mäßigen können. Ein ſolcher unmäßiger Ehrgeitz ſcheint auch der Grund ſeines Verfahrens gegen den Annibal geweſen zu ſeyn, worüber ſehr viele unzufrieden waren.

Annibal war aus Carthago entflohen, und hatte ſich bey dem Könige Antiochus aufgehalten, bis dieſer nach der in Phrygien verlornen Schlacht mit den Römern Friede gemacht hatte. Er war nach langen Herumſchweifen endlich nach Bithynien zum Könige Pruſias gekommen, an deſſen Hofe er ſeinen Aufenthalt nahm. Man wußte das zu Rom ſehr wohl, aber jedermann hielt ihn wegen ſeines Unvermögens und Alters für unfähig, Aufmerkſamkeit zu erwecken, und betrachtete ihn als einen vom Schickſale geſtürzten Mann. Flamininus aber, der wegen andrer Geſchäfte vom Senate an den König Pruſias abgeſchickt wurde, mißgönnte dem Annibal, den er dort ſahe, das Leben, und ließ, ohnerachtet vieler Bemühungen und Bitten des Königs Pruſias, für einen Mann, der ſeinen Schutz geſucht hatte, und ſein Freund war, nicht ab, deſſen Tod zu verlangen.

Man hatte ein altes Orakel von Annibals Tode, welches ſo lautete: — „Annibals Körper

deckt einſt Libyſſens Erde.„ — Annibal ſelbſt verſtand darunter Libyen, oder Africa, und glaubte, er würde in dieſem Lande ſterben, und zu Carthago begraben werden. Aber es lag in Bithynien in einer ſandigten Gegend am Meere ein kleiner Flecken, welcher Libyſſa hieß, und da hielt ſich damals eben Annibal auf.

Er hatte immer ſchon gegen den feigen und weichlichen Pruſias Mißtrauen gehabt, und aus Furcht vor den Römern aus ſeiner Wohnung unter der Erde ſieben geheime Gänge machen laſſen, die alle an verſchiedene Oerter giengen, und in einer weiten Entfernung einen verborgenen Ausgang hatten. Als er nun von dem Befehle des Flamininus, ihn gefangen zu nehmen, benachrichtigt wurde, ſo wollte er durch dieſe unterirrdiſche Gänge entfliehen, ſtieß aber zum Unglücke auf die königliche Wache, und entſchloß ſich daher freywillig zu ſterben. Einige erzehlen, er habe ſeinen Mantel um den Hals gebunden, und ſeinem Knechte befohlen, ſich mit dem Knie auf ſeine Hüfte zu ſtämmen, und ihn ſo lange zu würgen, bis er erſtickt wäre. Andere ſagen, er habe wie Themiſtokles und Midas Ochſenblut getrunken, und ſich auf dieſe Art getödtet. Livius aber erzehlt,

zehlt, er habe Gift genommen, welches er immer bey ſich getragen, und dabey geſagt: — „Laßt uns endlich einmal die Römer von ihrer groſſen Furcht befreyen, da es ihnen zu lange und zu beſchwerlich wird, den Tod eines von ihnen verhaßten alten Mannes zu erwarten. Flamininus wird dadurch keinen beneidenswürdigen Sieg erhalten, und eine That verrichtet haben, die ſeiner Vorfahren unwürdig iſt, welche den Pyrrhus, ihren Feind und Sieger, warnen lieſſen, da er ſollte vergiftet werden.„ — Auf ſolche Art ſoll Annibal geſtorben ſeyn.

Es waren viele im Senate zu Rom, auf die davon erhaltne Nachricht, mit dem Flamininus unzufrieden, und glaubten, er habe zu viel gethan, und ſey mit dem Annibal zu grauſam umgegangen, dem er, wie einem vor Alter ſchon der Federn beraubten zahmen Vogel, nicht die Fütterung gegönnt, und getödtet habe, da ihn doch nichts dazu genöthigt, und er bloß durch den Tod dieſes groſſen Mannes ſeinen Namen habe verherrlichen wollen. Sie bewunderten dagegen die Großmuth des Scipio Africanus deſtomehr, welcher den damals noch unüberwindlichen und fürchterlichen Annibal in Africa überwunden, und ihn doch we-

der vertrieben, noch ſeine Auslieferung von den Carthaginenſern verlangt hatte, ſondern vielmehr noch vor der Schlacht bey einer Zuſammenkunft ihn umarmt, und nach dem Siege beym Friedensſchluſſe dem Unglücke dieſes Helden nicht die geringſte Beleidigung hinzugefügt hatte.

Man erzehlt, daß Scipio nachher noch einmal den Annibal zu Epheſus angetroffen, und ihm bey einem Spaziergange den Vorrang, den ſich Annibal angemaßt, willig gelaſſen, und neben ihm unten an gegangen ſey. Die Rede kam auf die größten Feldherren. Annibal hielt den Alexander für den erſten, den Pyrrhus für den zweyten, und ſich ſelbſt für den dritten groſſen Feldherrn, worauf Scipio mit einem ſanften Lächeln ihn fragte: Für wen würdeſt du dich denn alſo halten, wenn ich dich nicht überwunden hätte? Annibal antwortete: So würde ich mich nicht für den dritten, ſondern für den erſten Feldherrn gehalten haben.

Jemehr man die Großmuth des Scipio bewunderte, deſto mehr tadelte man den Flamininus, daß er ſich gleichſam an einen fremden Todten vergriffen hatte. Indeſſen gab es doch einige, welche den Flamininus vertheidigten, und behaupteten,

pteten, Annibal ſey, ſo lange er gelebt, ein Feuer geweſen, das nur hätte dürfen angeblaſen werden; denn weder die Geſundheit ſeines Körpers noch ſein Arm ſey den Römern furchtbar geweſen, ſondern ſein hoher Verſtand und ſeine Kriegserfahrung mit dem bittern Haſſe gegen die Römer verbunden, welches alles durch das Alter nicht geſchwächt oder vernichtet werde. Das Glück aber bliebe ſich nicht immer gleich, es ändere ſich zuweilen, und reize diejenigen, die aus Haß Krieg führen, oft durch Hofnungen zu neuen Unternehmungen.

Einige nachfolgende Begebenheiten rechtfertigten den Flamininus noch mehr. Ariſtonicus, eines Harfenſpielers Sohn, der bloß des Eumenes Ruf zu ſeiner Unterſtützung hatte, verbreitete durch ganz Aſien Empörungen und kriegriſche Unruhen. Mithridates, der vom Sylla und vom Fimbria aufs Haupt geſchlagen war, bot, nach dem Verluſte ſeiner Armeen und Generale, von neuem dem Lucullus zu Waſſer und zu Lande die Spitze. Und Annibal war noch nicht ſo ſehr gedemüthigt als Cajus Marius, er hatte einen König zum Freunde, Unterſtützung, viele Vertraute, und die Aufſicht über die königlichen Schiffe,

Pferde,

Pferde, und Soldaten. Marius war ſo gede- müthigt, daß die Römer ihn verſpotteten, und er in Africa herumlaufen und betteln mußte; und kurz darauf wurden die Römer in Rom ſelbſt von ihm hingerichtet und gegeiſſelt, und mußten ihn fußfällig um Gnade bitten. Alſo iſt nichts was klein oder groß iſt auch für die Zukunft ſo, und es giebt nur ein Ende der Veränderungen, das Ende des Daſeyns. Deswegen behaupten auch einige, daß Flamininus dieß nicht vor ſich ſelbſt, ſondern auf Befehl des Senats gethan, und daß er mit dem Lucius Scipio aus keiner andern Ur- ſache, als des Annibals Tod zu bewirken, zum König Pruſias geſchickt worden ſey.

Ich finde keine Nachricht von irgend einer wei- tern merkwürdigen Verrichtung des Flamininus, weder im Kriege noch in Staatsgeſchäften, und es iſt daher Zeit, daß ich mich zur Ver- gleichung wende.

Ver-

Vergleichung des Philopömens mit dem Flamininus.

Wenn man die Gröſſe der Wohlthaten betrachtet, die Flamininus den Griechen erzeigt hat, ſo kann weder Philopömen noch können ſonſt viele gröſſere Männer mit ihm in Vergleichung geſtellt werden. Philopömen führte wider Griechen für Griechen Krieg, Flamininus, der kein Grieche war, für Griechenlands Vortheile. Und zu der Zeit, da Philopömen ſein Vaterland wider die Feinde nicht beſchützen konnte, und nach Kreta ſich begab, überwand Flamininus mitten in Griechenland den König Philippus, und ſetzte viele Städte und Völkerſchaften in Freyheit. Bemerkt man den Verluſt bey ihren Schlachten, ſo wird man gewahr, daß Philopömen als General der Achäer mehr Griechen, als Flamininus, der den Griechen Beyſtand leiſtete, Macedonier getödtet hat.

Die Fehler des einen kamen von ſeiner Ehrbegierde her, die Fehler des andern von ſeiner Streitſucht. Der eine war leicht zu erzürnen, der andre nicht leicht zu verſöhnen. Flamininus ließ dem Philippus ſeine Krone und ſein Reich, und ertheilte den Aetoliern Verzeihung: Philopömen brachte aus Rachſucht einige umliegende Flekken

ken von ſeinem Vaterlande ab, die demſelben vorher waren zinsbar geweſen. Jener hörte nicht auf denjenigen Wohlthaten zu erzeigen, denen er einmal Gutes gethan hatte: dieſer war fähig aus Rachſucht alle ſeine vorigen Wohlthaten zu vertilgen. Er war anfänglich der Wohlthäter der Lacedämonier, und nachher riß er ihre Stadtmauern nieder, verwüſtete ihr Land, und warf ihre ganze Staatsverfaſſung um. Es ſcheint ſogar, daß er ſein Leben dem Zorne und der Streitſucht aufgeopfert habe, da er zur Unzeit und ſchneller, als es nöthig wär, auf Meſſene losgieng, und nicht, wie Flaminius, im Kriege alles mit Ueberlegung und Vorſicht that.

Hingegen hatte ſich Philopömen auch durch ſeine vielen Feldzüge und Siege eine gröſſre Erfahrung erworben als Flaminius. Denn dieſer machte den Krieg gegen den König Philippus durch zwey Schlachten aus, jener gewann unzählige Schlachten, und ließ das Glück ſeiner Kriegskunſt den Vorzug nicht ſtreitig machen. Ueberdem ſiegte Flaminius mit der Römiſchen Kriegsmacht, die damals in den beſten Umſtänden war. Philopömen erwarb ſich Ruhm mit der ſchon geſunkenen Macht der Griechen: ſeine Siege waren ſein eigenes Werk, Flaminius mußte ſeine Ehre mit andern theilen. Der eine führte gute Truppen an, der andre machte die Truppen, die er anführte, erſt gut. Und eben daß Philopömen gegen Griechen fechten mußte, war kein Glück für ihn, und machte nur, daß ſeine Tapferkeit deſto gröſſer ſeyn mußte; ſeine Feinde hatten alles mit ihm gleich, er konnte ſie nur

durch

durch überwiegende Tapferkeit beſiegen. Er führte mit den im Kriege geübteſten Völkern unter den Griechen, den Kretenſern und Lacedämoniern Krieg, er überwand jene als die allerliſtigſten mit Liſt, und dieſe als die allertapferſten mit Tapferkeit. Flamininus fand alles zu ſeinem Siege in Bereitſchaft, und gebrauchte diejenigen Waffen und diejenige Kriegsordnung, die ſchon da war. Philopömen hingegen veränderte die Kriegsordnung, und erfand neue Hülfsmittel. Philopömen erſchuf ſich alſo ſeine Siege, Flamininus gebrauchte nur die dazu ſchon vorhandenen Mittel.

Philopömen verrichtete auch viele groſſe Thaten mit eigner Hand, dergleichen Flamininus nicht that, daß daher auch ein gewiſſer Aetolier, Archedemus, zu ſeiner Verunglimpfung ſagte, daß er mit bloſſen Degen mitten unter die Feinde, unter die dichtgeſchloſſene Reihe der Macedonier gerennt ſey, indem Flamininus nichts weiter gethan, als mit gen Himmel gehobenen Händen gebetet habe.

Flamininus verrichtete alle ſeine herrlichen Thaten als Feldherr oder als Geſandter. Philopömen führte auf gleiche Art groſſe Dinge aus, und war gleich thätig, er mochte Privatmann oder Feldherr der Achäer ſeyn. Als Feldherr trieb er den Nabis aus Meſſene, und ſetzte die Meſſenier in Freyheit, als Privatmann verwehrte er dem achäiſchen Generale Diophanes, und dem Flamininus ſelbſt, den Eingang in Sparta, und errettete die Lacedämonier. Er war ſo ſehr

zum

zum Anführer geboren, daß er nicht nur nach den Geſetzen, ſondern über die Geſetze ſelbſt herrſchte, wenn es das gemeine Beſte erfoderte. Er hatte nicht nöthig, von ſeinen Mitbürgern erſt zum Anführer erwählt zu werden, er wurde es von ſelbſt, wenn es die Umſtände erfoderten, denn er hielt denjenigen, der die andern an Verſtande übertraf, mehr für einen Feldherrn als denjenigen, den man erwählt hatte.

Edelmüthig war die Güte und Menſchenfreundlichkeit des Flamininus gegen die Griechen: noch edelmüthiger war die Freyheitsliebe und Standhaftigkeit des Philopömens gegen die Römer. Denn es iſt leichter, den Bittenden Gnade zu erzeigen, als die Mächtigern durch Widerſtand zu beleidigen. — Da bey einer genauern Unterſuchung der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Männern ſchwer zu beſtimmen iſt, ſo mag der Leſer urtheilen, ob ich Recht habe, wenn ich dem Griechen den Vorzug in Abſicht der Kriegskunſt und der Eigenſchaften eines Feldherrn, dem Römer in Abſicht der Gerechtigkeit und des gütigen Charakters, zugeſtehe.

Ende des dritten Theils.

14 ſ
2. 28
1- 14
1. 14

Lit. Graec. B

24100 LGr
Author Plutarch. Vitae parallelae (Lives) P737v
Title Biographien; tr. by G.B. von Schirach. Vol.3. .Gs

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED